



ARMIN D. LEHMANN

**DER LETZTE BEFEHL**

Als Hitlers Botenjunge im  
Führerbunker

BASTEI  
LÜBBE

**DIE HÖLLE AUF ERDEN:  
DER BERICHT EINES ÜBERLEBENDEN AUS  
DEM FÜHRERBUNKER IN BERLIN**

Armin D. Lehmann wächst in einer von den Nazis geprägten Welt auf. Familie, Lehrer, Freunde, das Kino, die Fackelzüge: Der Junge wird geformt und genormt – wie die meisten seiner Generation. Sein Vater versucht ihn vergeblich in einer der NS-Eliteschulen unterzubringen. Doch es gibt noch viele Gelegenheiten zu zeigen, dass man ein ganzer Kerl ist. So von Mitte April bis Anfang Mai 1945 als der letzte Botenjunge zwischen Führerbunker und Reichskanzlei – verpflichtet von Reichsjugendführer Artur Axmann. Dies ist ein schonungslos offener und ehrlicher Bericht, der ganz persönlich die vielfältigen Gründe der nationalsozialistischen Verblendung aufarbeitet.

Biografie

ISBN 3-404-61568-9

€ 9,95 [D]



9 783404 615681

00001

[www.luebbe.de](http://www.luebbe.de)

**BASTEI  
LÜBBE**

*Über den Autor:*

**Armin D. Lehmann**, geboren 1928 bei München, wohnte bis 1943 mit seiner Familie in Breslau. Nach dem Krieg arbeitete er zunächst als freier Journalist für Zeitungen in Süddeutschland, bevor er 1953 in die USA auswanderte. Dort war er bis zu seiner Pensionierung in der Tourismusbranche tätig. Seine Erfahrungen in Nazi-Deutschland und seine Begegnungen mit Menschen aller Kontinente haben Armin D. Lehmann zum überzeugten Pazifisten gemacht.

**ARMIN D. LEHMANN**

## **DER LETZTE BEFEHL**

*Als Hitlers Botenjunge im  
Führerbunker*

Aus dem Englischen von  
Bernd Rullkötter  
unter Mitarbeit des Autors



BASTEI LÜBBE TASCHENBUCH  
Band 61568

1. Auflage: Mai 2005

Vollständige, korrigierte Taschenbuchausgabe der im Gustav Lübbe Verlag  
erschienenen Hardcoverausgabe

Bastei Lübbe Taschenbücher und Gustav Lübbe Verlag  
in der Verlagsgruppe Lübbe

Titel der Originalausgabe:

*Hitlers Last Courier: A Life in Transition*

Copyright © 2000 by Armin D. Lehmann

Published by arrangement with Xlibris Corporation,  
Philadelphia, USA

Copyright © 2003 für die deutschsprachige Ausgabe by  
Verlagsgruppe Lübbe GmbH & Co. KG,  
Bergisch Gladbach

Textredaktion: Dr. Anita Krätzer, München

Strichzeichnungen im Text: Reinhard Borner, Hückeswagen

Register: Barbara Lauer, Bonn

Die Anhänge B und C wurden mit freundlicher Genehmigung

Michael Buddrus, *Totale Erziehung für den totalen Krieg.*

*Hitlerjugend und nationalsozialistische Jugendpolitik,*

2 Teile, München: K. G. Saur 2003 (© K. G. Saur)

Umschlaggestaltung: HildenDesign, München ([www.hildendesign.de](http://www.hildendesign.de))

Umschlagmotive: Corbis, Düsseldorf

Satz: Bosbach Kommunikation & Design GmbH, Köln

Druck und Verarbeitung: Ebner & Spiegel GmbH, Ulm

Printed in Germany

ISBN 3-404-61568-9

Eingesannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Sie finden uns im Internet unter

[www.luebbe.de](http://www.luebbe.de)

Der Preis dieses Bandes versteht sich einschliesslich  
der gesetzlichen Mehrwertsteuer.

Vorwort von Tony Le Tissier	7
Einleitung	9
Erste Erinnerungen	13
Rudi	17
Adler und Falken	21
Albträume	25
Neue Wohnsitze	29
Ahnenpass	41
Napola	45
Breslau	57
Oberschule und Hitlerjugend	63
Kristallnacht	71
Der Fall Polens	75
Meine Helden	81
Viele Fronten	89
Jungvolk	97
Dr. Goebbels	101
Abschied von zu Hause	105
Totaler Krieg	113
Lagermannschaftsführer	119
Weihnachten 1944	123
Militärische Ausbildung	127
Heimkehr	133
Volkssturm	137
In die Schlacht	149

157	Unter den Überlebenden
173	Anne-Maria
191	Der Urlaub
195	Nach Berlin
217	Hitlers Geburtstagsempfang
235	Der erste Auftrag
249	Dr. Gertrud
261	Die Partei-Kanzlei
269	Letzte Aufgaben mit Hannes
277	Neue Pflichten
285	Martin Bormann
289	Hitler und Eva Braun
295	Das Ende naht
299	Notversorgung der Verwundeten
305	Der Selbstmord
311	Der Ausbruch
321	Lähmung
327	Das Tribunal
333	Postskriptum
337	Epilog
339	Danksagung
345	Anhänge
351	Literaturhinweise
361	Anhang A: Menschen im Bunker
365	Anhang B: Dienstrangvergleiche von NSDAP, HJ,
373	Staat, Wehrmacht und SS (nach 1941)
377	Anhang C: Führungsstrukturen der Reichsjugendführung sowie der HJ-Gebiets- und Bannführungen
	Anhang D: Stammbaum der Familie Lehmann
	Orts- und Personenregister

*«Es gibt nur Sieg oder Untergang. Kennt keine Grenze in der Liebe zu eurem Volk, gleichermassen kennt keine Grenze in eurem Hass gegenüber dem Feind. Es ist eure Pflicht, hellwach zu sein, wenn andere schlafen, stark zu sein, wenn andere schwach werden. Eure grösste Ehre muss eure unverrückbare Treue zu Adolf Hitler sein.»*

Mit diesen Worten spornte Reichsjugendführer Artur Axmann (1913 bis 1996) die Zehnjährigen an, die am Tag vor Hitlers letztem Geburtstag in Berlin für das Jungvolk vereidigt wurden. Einer der Zuschauer war der damals 16-jährige Autor, einer von neun Angehörigen der Hitlerjugend, die bereits für Tapferkeit im Kampf gegen den Feind das Eiserne Kreuz empfangen hatten. Beispielhaft für das, was die deutsche Jugend durch die Hingabe an die gemeinsame Sache erreichen konnte, sollten sie am folgenden Tag dem Führer vorgestellt werden.

Armin Lehmanns Lebensbericht bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges bietet bemerkenswerte Einblicke in die Faktoren, welche die Erziehung und Ausbildung im Dritten Reich beeinflussten. Es entstand eine Situation, in der Axmann im Namen des Führers – und im Gegensatz zu den Wünschen der Militärhierarchie – seine HJ-Kampfgruppen gründen und leiten konnte, wofür ihm der dankbare Hitler das Goldene Kreuz des Deutschen Ordens verlieh.

Axmann beruft Lehmann zu einem der Melder, die den HJ-Einheiten überall in der Stadt seine Mitteilungen und den Befehl überbringen, «bis zum letzten Mann zu kämpfen». Als Axmann sein Hauptquartier in die Partei-Kanzlei gegenüber von Hitlers Befehlsbunker



verlegt, nimmt er Lehmann mit, der unterwegs einen Sowjetpanzer zerstört und sich das Eiserne Kreuz Erster Klasse sowie das Silberne Verwundetenabzeichen verdient, bevor er Melder auf der gefährlichen Strecke zwischen dem Bunker und einer Funkstelle auf der anderen Strassenseite wird.

In dem vorliegenden Buch lernen wir einen willkommenen neuen Zeugen kennen, der die letzten Ereignisse im Führerbunker und etliche der dortigen Persönlichkeiten beschreiben kann. Mit seinen Aufzeichnungen liefert der Autor einen wertvollen Beitrag zur Zeitgeschichte, insbesondere in einer Epoche, in der die deutsche Jugend ein wachsendes Interesse an einer einstigen historischen Tabuzone ihres Landes erkennen lässt.

Tony Le Tissier

Autor von *Der Kampf um Berlin 1945*

Ich war vier Jahre alt, als Adolf Hitler am 30. Januar 1933 Reichskanzler einer Koalitionsregierung wurde und in Deutschland die Macht ergriff. Bald wurde seine Macht absolut. Wie die Geschichte uns lehrt, schlägt absolute Macht häufig in Chaos um. Im Fall Hitlers wurden daraus ein Inferno der verbrannten Erde und ein kaum begreifliches Gemetzel.

Alles begann mit den Verheissungen von einem besseren Leben. Beispielsweise war mein Grossvater, ein alter Parteigenosse und ein früher Anhänger Hitlers, davon überzeugt, dass es zu einem raschen wirtschaftlichen Aufschwung kommen würde. Das traf zu. Genauso sicher war er sich, dass Deutschland Rache für den Versailler Vertrag nehmen würde. Auch das trat ein.

Mein Vater glaubte ebenfalls an Hitler und schloss sich wie Millionen andere Menschen der Bewegung an. Er wurde nicht nur Mitglied der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP), sondern entwickelte sich auch zu einem fanatischen Vertreter des Strebens nach einer neuen Ordnung, die Deutschland den ihm gebührenden Ruhm zurückgeben sollte.

Ich wuchs abgeschirmt in einem waldreichen Gebiet auf. Mit sieben Jahren erlebte ich voller Erregung die erste Massenversammlung und einen Fackelzug der Sturmabteilungseinheiten (SA). Mit zehn Jahren wurde ich Pimpf im Deutschen Jungvolk der Hitlerjugend. Innerhalb zweier Jahre stieg ich zum begeisterten Jungzugführer auf und stand an der Spitze von 30 Mann.

Im Alter von 14 Jahren berührte ich zum ersten Mal eine nichtarische Person: eine Fremde, die den Davidstern trug, der sie als Jüdin

auswies; ausserdem hatte sie eine gelbe Binde mit drei schwarzen Punkten am Arm. Über dem rechten Auge trug sie eine schwarze Klappe wie meine Grossmutter väterlicherseits, der sie auch in Grösse, Gestalt und Erscheinung ähnelte. Ich half ihr, die Strasse zu überqueren, und sollte dafür verprügelt werden.

Mir war eingepreßt worden, dass die Deutschen einer höheren Rasse angehörten, die zur Vorherrschaft bestimmt sei. Die Juden hingegen galten als Schmarotzer.

Warum begriff ich damals noch nicht, dass die Rassenzugehörigkeit weder ein Privileg noch ein Fluch ist?

Nach dem Krieg sah ich Dokumentarfilme über den Holocaust und las von Hitlers grässlicher «Endlösung». Daraus schloss ich, dass diese blinde Frau irgendwann nach der Begegnung mit mir wie abertausend andere Juden in eines der Vernichtungslager gebracht und ermordet worden war.

Doch vor dieser schrecklichen Erkenntnis hielt ich es für meine Pflicht, mein Vaterland zu verteidigen, und kämpfte mit Todesverachtung fast bis zum bitteren Ende, das ich im Führerbunker erlebte. Ich gehörte zu den Mitgliedern von Hitlers letztem Heimatverteidigungsaufgebot unter Reichsjugendführer Artur Axmann.

Heute ist die Massenvernichtung von Menschenleben, wo immer sie sich ereignet, für mich mehr als reine Statistik. Seit ich die erste Dokumentation über die Befreiung von zwei Konzentrationslagern im Jahr 1945 sah, leide ich unter Albträumen, die sich durch neue Gräueltaten, die auch heute weltweit stattfinden, nur verstärken. Erst jetzt im Alter vergesse ich Einzelheiten, aber nicht das ganze schreckliche Geschehen.

Doch meine Blickrichtung hat sich geändert. Heute stelle ich die Kompetenz und Rechtschaffenheit vieler Menschen in Führungspositionen infrage. Und ich halte an meinen Überzeugungen und Prinzipien fest, unabhängig von dem, was andere denken. Seit mehr als 50 Jahren ist für mich nichts wertvoller als meine persönliche Freiheit. Ich habe meine Jugend als Untertan eines Staates verbracht, der von Geltungssucht und Terror gekennzeichnet war. Aber ich werde als freier Mann sterben.

Warum kann ich die Dämonen der Vergangenheit, der ersten 17 Jahre meines Lebens, nicht hinter mir lassen? Vielleicht werden nun, nachdem ich dieses Buch geschrieben habe, die wachsenden Skelettberge in meinen Träumen von mir weichen, ebenso wie die Erinnerungen an Hinrichtungskommandos, an die als Galgen dienenden Laternenpfähle, an die Schändungen von Frauen und Mädchen, an die Todesqualen von unzähligen Opfern. Wann wird das Gemetzel ein Ende nehmen?

Ich weinte, ohne zu wissen, warum. Mein Vater befahl mir, still zu sein. Ich weinte weiter. Er hielt das Auto an, stieg aus, öffnete die Beifahrertür, riss mich aus den Armen meiner Mutter und stellte mich auf den Bürgersteig. Dann stieg er wieder in den Wagen und fuhr davon.

Das Auto verschwand. Schluchzend schnappte ich nach Luft und blieb in panischer Angst dort stehen, wo er mich abgesetzt hatte. Es schien eine Ewigkeit zu dauern, doch wahrscheinlich waren es nur ein oder zwei Minuten, bis er den Block umrundet und mich wieder ins Auto geladen hatte. «Jetzt weisst du, was mit Jungen passiert, die weinen!», brüllte er.

Ich versuchte, keinen Laut von mir zu geben, aber es gelang mir nicht. Meine Mutter drückte mich fest an sich, um meine Schluchzer zu dämpfen.

Nun richtete sich sein Zorn gegen sie. «Wenn du ihn nicht dazu bringst, mit dem Heulen aufzuhören, fahre ich euch beide nach Hause zurück!»

Genau das tat er. Dann knallte er den Schlag zu und fuhr allein fort.

Auch meine Mutter konnte ihre Tränen nicht mehr unterdrücken. «Du musst auf deinen Vater hören, sonst wird er sehr ärgerlich», flüsterte sie. Dann badete sie mich, und nachdem sie mich getröstet hatte, hörte ich auf zu weinen. Das war 1931 – da war ich drei Jahre alt.

1945 erinnerte ich mich an diesen Vorfall. Ich war jetzt 16, fühlte mich aber etwa so wie damals als Dreijähriger: hilflos, als wäre ich dazu bestimmt, in einem Sumpf der Verzweiflung zu ertrinken.

1932 zogen wir in die Obergeschosswohnung eines Gutshauses, Schloss Deschkau, nördlich von Görlitz. Eine Ziegelmauer mit einem riesigen Holztor umgab den Vorhof und den hinteren Garten. Tagsüber stand das Tor offen.

Eines Nachmittags fuhr eine kleine Zigeunerkarawane in den Hof. Mein Grossvater rannte aus dem Haus und forderte die Zigeuner mit lauter Stimme auf, sofort zu verschwinden. Gleichzeitig packte er mich und schob mich zurück zur Haustür.

«Zigeuner stehlen Kinder», warnte er und überzeugte sich, dass die Tür verriegelt und die Fenster geschlossen waren.

Damals hatte ich bereits Geschichten über Zigeuner gehört, darüber, wie sie umherzogen, sich abends am Lagerfeuer versammelten, seelenvoll ihre Geige spielten, sangen, tanzten und Zauberei betrieben. Nun, da ich einige von ihnen zu Gesicht bekommen hatte, fühlte ich mich zu diesen fremdartigen Menschen hingezogen. Völl gespannter Erwartung schlich ich mich aus der Hintertür und holte sie bald ein.

Die Frauen trugen goldene Armbänder und anderen glitzernden Schmuck. Sie hatten geflochtenes schwarzes Haar, grosse dunkle Augen und schimmernde, sonnengebräunte Haut. Wilde Fantasien durchströmten meinen vierjährigen Geist, während ich neben dem letzten Wagen dahintrabte.

Plötzlich packte mich jemand am Kragen. Es war mein Vater. Er zerrte mich nach Hause und schlug mit einer ledernen Hundepeitsche auf mich ein. Als mein Grossvater versuchte, ihm Einhalt zu gebieten, kam es zu einem wilden Streit, der damit endete, dass mein Vater schrie: «Ich bin hier der Herr im Hause!» Es war das einzige Mal in meinem Leben, dass ich Zeuge einer Auseinandersetzung zwischen meinem Vater und meinem Grossvater wurde.

In den folgenden vier Jahren (1932 bis 1936) wohnten wir auf Waldgut Horka. Als ich während des Krieges einmal zu einem Besuch zurückkehrte, hatte man den Namen in Waldgut Wehrkirch geändert, weil das Wort «Horka» slawischen Ursprungs ist. Das «Gut» bestand aus zwei Häusern, einer Scheune, einem Hühnerstall und zwei Hundehütten.

Eines Tages hörte ich am späten Nachmittag das sanfte Klingeln

einer Glocke. Ich trat ans Fenster und sah einen Rehbock mit einem goldfarbenen Halsband, an dem ein Glöckchen baumelte.

Zuerst glaubte ich zu träumen. Noch nie hatte ich ein Reh aus so geringer Entfernung gesehen. Es stand direkt in unserem Garten und noch dazu mit einem vergoldeten Halsband! Langsam öffnete ich das Fenster. Das Reh schaute mich furchtlos an. Ich ging hinaus und streichelte es.

Meine Eltern sagten, dass wir das Tier dem rechtmässigen Besitzer zurückgeben müssten, sobald er sich meldete. Doch die Zeit verging, und niemand liess von sich hören. Ich liebte das Reh und war entschlossen, es nie aufzugeben.

Dann begann die Brunftzeit, und eines Morgens war mein Rehbock verschwunden. In jener Nacht konnte ich nicht schlafen.

Am folgenden Nachmittag klopfte eine Beerenpflückerin an unsere Haustür. Sie sagte, ein Wilderer habe ein Reh getötet. Ich bat sie, mich zu der Stelle zu führen. Dort wurde ich vom Schock überwältigt, denn der Rehbock war mit einer Drahtschlinge erwürgt worden, und man hatte ihm das Geweih abgesägt. Ausserdem hatte der Wilderer das goldfarbene Halsband und das Glöckchen entfernt.

Am Abend erzählte mein Grossvater meinen Eltern, was geschehen war. Ich führte meinen Vater im Licht einer Taschenlampe zu dem getöteten Reh. Er meinte, das Tier sei in eine Falle geraten.

Ich konnte die Tränen nicht unterdrücken. Mein Vater behauptete, es handle sich nicht um unser zahmes Reh und es gebe keinen Grund, zu weinen. Wir packten das Tier an den Läufen und trugen es nach Hause.

Am nächsten Tag hing es ausgeweidet an einem Fleischerhaken im Keller. Der Kopf bot ohne das Geweih einen gespenstischen Anblick. Ein paar Tage später musste ich zuschauen, wie mein Vater das Reh häutete und in Stücke schnitt.

Kurz darauf brachte er mir bei, Hasen und Rehe zu häuten. Dabei wurde mir übel, und ich hätte mich fast übergeben. Er hielt mich für einen Schwächling, erklärte jedoch, ich sei nun alt genug, eine männliche Aufgabe zu übernehmen: Ich sollte einem Huhn den Kopf abhacken. Das jagte mir erst recht Furcht ein.

Der Tag der Schlachtung kam. Da die zum Holzhacken benutzte Axt für mich zu schwer war, erhielt ich ein leichtes Fleischermesser.

Meine erste Schlachtung misslang. Da ich kaum genug Kraft hatte, die Flügel mit der linken Hand fest zu halten, während ich den Kopf des Huhns auf den Hackklotz legte, bekam ich es mit der Angst zu tun und schloss die Augen im Moment der Enthauptung. Heftige Muskelkrämpfe durchzuckten das Huhn, und ich liess es los. Es flatterte ohne Kopf gegen meinen Körper, sodass ich mit Blut bespritzt wurde, und fiel zu Boden.

Entsetzt rannte ich davon. Mein Vater tadelte mich wegen meiner Ungeschicklichkeit und hielt mir vor, mich wie ein Mädchen zu benehmen. Diese «Lektion in Sachen Männlichkeit» fand im ersten Jahr nach Hitlers Machtergreifung statt.

Viele meiner früheren Erinnerungen sind mit einer tiefen, alles durchdringenden Angst verbunden. Dieses Gefühl wurde zum Grundmotiv meiner Jugend, auch wenn ich es immer wieder verdrängte und es schliesslich fertig brachte, ein tapferer Soldat zu werden.



Ich brauchte 45 Minuten, um Niesky, die Kleinstadt mit der nächstgelegenen Schule, zu erreichen. Damals gab es keine Schulbusse oder öffentlichen Verkehrsmittel in der Umgebung des Waldguts. Es dauerte allein eine halbe Stunde, bis ich den Wald durchquert hatte.

An meinem ersten Schultag begleitete mich meine Mutter ins Klassenzimmer. Sie hatte mir eine Zuckertüte gekauft, die ungefähr so gross wie die der meisten Kinder war. Nur ein Junge schien von seiner Schultüte fast überragt zu werden.

Meine Mutter betrachtete ihn und sagte traurig: «Mein Gott, der Arme hat einen Buckel.»

«Warum ist er verkrüppelt?», fragte ich.

Meine Mutter zuckte die Achseln. «Schicksal.»

Er hiess Rudi. Während sich unsere Mütter miteinander unterhielten, sagten wir Jungen kaum ein Wort. Ich fühlte mich unbehaglich neben Rudi, und er wandte die Augen ab. Kurz vor Unterrichtsbeginn setzte seine Mutter ihn in die erste Reihe, direkt vor das Lehrerpult.

Zuerst freundete ich mich nicht mit Rudi an. Im Gegenteil. Nach nur ein paar Schultagen begannen zwei andere Klassenkameraden und ich, ihn zu hänseln. Er hatte keine Freunde, und bald fingen wir während einer Pause eine Rauferei an, wobei wir nicht damit rechneten, dass er sich wehren würde. Aber er schlug wütend zurück. Obwohl ihm niemand zu Hilfe kam, konnten wir ihn nur zu dritt überwältigen. Als unser Lehrer das Getümmel bemerkte, kam er heraus und beendete die Prügelei. Bedeckt mit Kratzwunden und blauen Flecken, sahen

wir aus wie Rabauken. Meine Nase blutete, und mein Hemd war rot verschmiert.

Als wäre ich der Anführer gewesen, packte der Lehrer mich mit einer Hand und Rudi mit der anderen. Er zerrte uns ins Gebäude, und die beiden anderen Jungen folgten uns.

Mir sank der Mut, denn ich rechnete damit, ausgeschimpft und verprügelt zu werden, was damals in Deutschland – zu Hause wie in der Schule – die übliche Bestrafung war. Der Lehrer jedoch befahl uns drei Missetätern, uns vornüberzubeugen, und reichte Rudi den Rohrstock.

«Jeder hat zwölf auf den Hintern verdient», erklärte er dem Jungen.

«Das kann ich nicht! Sie würden sich nur wieder auf mich stürzen», erwiderte Rudi und gab ihm den Rohrstock zurück.

Daraufhin erteilte uns der Lehrer einen strengen Verweis. Ich war beschämt und sollte nie vergessen, was er sagte.

«Es ist Gottes Werk, dass er einen Buckel hat, und wenn ihr ihm wehtut, dann wird Gott es euch irgendwann heimzahlen.» Der Lehrer schaute mich an. «Wie würdest du dich an seiner Stelle fühlen?»

Ich konnte weder nachdenken noch ein Wort hervorbringen. Meine Nase blutete nicht mehr, doch der Lehrer bestand darauf, dass ich mir das Gesicht wusch und nach Hause ging. Offenbar wollte er nicht, dass ich mit meinem blutigen Hemd in seinem Klassenzimmer sass.

Da mein Vater bei der Arbeit war, ging ich direkt nach Hause. Die Flunde bellten, und meine Mutter eilte auf mich zu und wollte wissen, warum ich so früh heimgekommen war. Ihr Blick fiel auf mein Hemd.

«Was ist passiert?»

Ich berichtete, dass ich in eine Schlägerei verwickelt gewesen sei und dass meine Nase geblutet habe. Als sie erfuhr, dass wir Rudi angegriffen hatten, wurde sie böse. «Schäm dich!», schimpfte sie. «Der arme Junge.» Dann stieg sie auf ihr Fahrrad, um Rudis Mutter zu besuchen.

Auf der Rückfahrt rutschte sie beim Überqueren einer kleinen Holzbrücke aus und stürzte. Sie zog sich eine tiefe Platzwunde über dem linken Auge zu und musste zur Arztpraxis nach Niesky umkehren. Die Wunde erforderte mehrere Stiche, und sie kehrte mit einem Verband über dem Auge zurück.

Als mein Vater am Abend hörte, was vorgefallen war, ärgerte er sich über uns beide. Meiner Mutter erklärte er: «Solange es Jungen gibt, kommt es auch zu Raufereien.» Es sei unangemessen gewesen, dass sie sich bei Rudis Mutter entschuldigt habe. Mir machte er Vorwürfe, weil ich an einem Kampf drei gegen einen teilgenommen hatte. Ich sei ein Feigling und solle früh ins Bett gehen.

Meine Mutter und ich hatten nicht erwähnt, dass Rudi buckelig war. Ich konnte nichts anderes tun, als dem Befehl meines Vaters zu gehorchen. Aber in meiner Bedrückung ging mir immer wieder die Frage meines Lehrers durch den Kopf: Wie würde ich mich an Rudis Stelle fühlen?

Nachdem ich mich beruhigt hatte, wurde mir klar, dass ich an seiner Stelle ebenfalls Schmerz empfinden und mich genau wie er zur Wehr setzen würde.

Meine Mutter legte Wert darauf, dass ich Rudi ohne jede Bosheit behandelte. Was bewog sie dazu? Das, was ich ihr «gewaltfreies Bewusstsein» nennen möchte. Es prägte ihr gesamtes Leben und bereitete den Boden dafür, dass ich mich später aktiv für das Prinzip der Gewaltlosigkeit einsetzte.

Bald nach der Schlägerei in der Schule besuchten wir beide Rudis Familie zum Kaffeetrinken. Sein Vater, ein SA-Mann, kam im Lauf des Nachmittags in Uniform von einer politischen Versammlung zurück. Er war ein fröhlicher, vergnügter Mann – genau das Gegenteil seines scheuen, verschlossenen Sohnes.

Während sich die Erwachsenen unterhielten, nahm Rudi mich mit in sein Zimmer. Wir wurden von fremdartigen Geräuschen empfangen und fanden uns zu meiner Verwunderung in einer Art Miniaturzoo wieder. Neben etlichen Käfigen und Aquarien mit Kanarienvögeln, Tropenfischen, weissen Mäusen und einem Goldhamster hatte Rudi aber auch ein Terrarium mit Schlangen. Er holte eine heraus, um sie mir zu zeigen, und sofort kam er mir wie ein Held vor, denn ich fürchtete mich vor Schlangen.

Als ich begriff, dass das Tier harmlos sein musste, nahm ich es von Rudi entgegen. Eine zuckende Schlange in den Händen zu halten konnte doch nicht schlimmer sein, als einem Huhn den Kopf abzuhacken. Trotzdem liess ich sie fallen. Es sollte einige Zeit dauern, bis ich mich überwand und eine seiner Schlangen festhalten konnte.

Wir waren damals – 1935 – sieben Jahre alt, und Rudi wusste bereits, dass er Tierarzt werden wollte. Aber sein Vater erhob Einspruch: «Für

dich ist es am besten, auf der Volksschule zu bleiben und dann ein geeignetes Handwerk zu erlernen!» Gerade war das «Gesetz zum Schutz der Erbgesundheit» in Kraft getreten, und Rudis Vater könnte geglaubt haben, dass sein behinderter Sohn als Handwerker eine bessere Überlebenschance hatte.

Meine Eltern waren beide evangelisch erzogen worden, hatten in ihrer Jugend aber das Interesse an der Kirche verloren. Stattdessen waren sie der Wandervogel-Bewegung beigetreten, die der Jugend als einflussreicher, romantischer Konzentrationspunkt diente. Schon lange bevor der Hitlergruss in Deutschland üblich geworden war, begrüßten die Mitglieder dieser Bewegung einander mit «Heil!».

Der Teil der Bewegung, dem meine Eltern angehörten, hiess «Adler und Falken». Sie wanderten zuerst durch Deutschland und später auch durch andere Gegenden Europas, in denen es deutsche Siedlungsgebiete gab.

Dadurch entwickelten meine Eltern ein grosses Interesse am Schicksal von Deutschen, die sich im Ausland niedergelassen hatten. In den Zwanzigerjahren gehörten sie zu den vielen jungen Leuten, die es sich zur Aufgabe gemacht hatten, Verbindung mit deutschen Volksgruppen ausserhalb der Heimat aufzunehmen. Solche Gruppen waren nicht nur in Gebieten zu finden, die früher zu Deutschland gehört hatten, sondern infolge von Emigrationsbewegungen, die viele Jahrhunderte zurücklagen, auch in Russland, Polen, im Baltikum und in den Ländern des Balkans.

Meine Eltern hatten ein besonderes Interesse an deutschen Siedlungen in Südosteuropa. Vor meiner Geburt hatten sie Sachsen und Schwaben in Rumänien besucht. Deren Siedlungen in Siebenbürgen und im Banat stammten aus dem 12. Jahrhundert. Diese frühen deutschen Siedler waren einer Einladung des ungarischen Königs Geza II. gefolgt, der ihnen Selbstverwaltung versprach. Sie wurden wohlhabende Bauern und Handwerker, und es kam zu Spannungen zwischen ihnen und den weniger vermögenden einheimischen Rumänen.

Solche Animositäten blieben aus, als sich die Gruppe meiner Eltern 1926 dort aufhielt. Eine der Enttäuschungen bestand laut meiner Mutter darin, dass die lokalen Führungsgestalten der deutschen Bauern überwiegend Dorfgeistliche und nicht Leiter von Jugendbewegungen oder politischen Organisationen waren. Zwar hatten diese Volksdeutschen an der Sprache, der Kultur und den Bräuchen der Heimat festgehalten, aber ihre Hingabe an das Vaterland und ihr Nationalismus waren weniger ausgeprägt als erwartet. Gleichwohl hatten meine Eltern unter den dortigen jungen Leuten einige Freunde gewonnen, und sie sprachen häufig über ihre Reise nach Siebenbürgen. Später unterstützten viele Volksdeutsche Hitlers Bemühungen, ihr Deutschtum zu stärken. Damit schienen sie ihrem Vermächtnis gerecht zu werden und einer edlen Sache zu dienen.

Die Angehörigen der Wandervogel-Bewegung erweckten den Volkstanz zu neuem Leben, veranstalteten Sängerkulte und Freilichtaufführungen, entzündeten Lagerfeuer und feierten die Sommer- und die Wintersonnenwende. Nachdem sich meine Eltern von der organisierten Religion abgewandt hatten, beschloss mein Vater – noch bevor ich zur Welt kam aus der Kirche auszutreten. Deshalb wurden weder ich noch meine Geschwister getauft.

Träume schufen in meiner Fantasie – von meiner frühen Kindheit bis in die Gegenwart – viele schöne, doch auch abstossende und erschreckende Bilder. Mein ganzes Leben hindurch sollten mich entsetzliche Albträume aus dem Schlaf reissen.

Deutlich erinnere ich mich an einen besonders verwirrenden und grässlichen Traum: Ich werde auf den Rücken geworfen und versuche, einen Drachen abzuwehren. Schlangen kriechen an dem Ungeheuer herauf. Ich kann mich befreien, laufe davon und erreiche einen von Blättern bedeckten Weg. Durch das blutgetränkte Laub gleiten noch mehr Schlangen. Ich biege in einen Pfad zwischen dicht nebeneinander stehenden Bäumen ab. Plötzlich wird es dunkel, und ich sehe nur noch die glühenden Augen des mich jagenden Ungeheuers. Dann wache ich mit einem lauten Schrei auf.

Am folgenden Tag tat mir der Nacken weh, und ich hatte Kopfschmerzen.

\*

Die Zufahrt zu unserem Haus zweigte von der Forststrasse zwischen dem Ort Niesky und einem Holzschlaggebiet ab. Auf diesem Gelände lag eine Lehmgrube mit einer Ziegelbrennerei. Mithilfe einer Schmalspurbahn wurden die Ziegel zum Bahnhof gebracht. Ausser dieser Bahn und ein paar Fahrrädern, die von den Arbeitern benutzt wurden, gab es hier kaum Verkehr.

Deshalb überraschte es uns alle, als eines Samstags ein Fremder auf

einem Motorrad in Richtung unseres Hauses fuhr und sich nach dem Weg zur Ziegelbrennerei erkundigte. Durch das Motorrad neugierig geworden, bot ich ihm an, mit ihm zu fahren und ihm den Weg zu zeigen.

Er forderte mich auf, hinter ihm Platz zu nehmen. Dann gab er Gas und raste davon wie auf einer Rennbahn. Es war eine wilde Fahrt, und sekundenlang wurde ich von intensiver Begeisterung durchdrungen. Unser Haus war bereits ausser Sicht, als ich mich, den Griff des Beifahrersitzes umklammernd, plötzlich an einen grausamen Mord erinnerte, der sich einige Zeit zuvor in der Nähe der Ziegelbrennerei ereignet hatte. Entsetzt bemerkte ich, dass wir auf den Schauplatz des Verbrechens zuhielten.

Meine Eltern und mein Grossvater hatten das Ereignis nie erwähnt, doch Käthe, unsere Hausangestellte, hatte mir ausgiebig davon erzählt. Auch in der Schule war es ein häufiges Gesprächsthema: Eine Frau war erwürgt worden. Den Mörder hatte man noch nicht gefasst.

Jäh überkam mich die Furcht, dass der Fremde der Mörder sein und ich sein nächstes Opfer werden könne. Sollte ich von dem dahinsausenden Motorrad springen und mich im Wald verstecken? Mein Herz pochte wild, doch ich schrie dem Fahrer nur zu, wo wir abbiegen mussten. Wir erreichten die Ziegelbrennerei, und der Fremde bedankte sich. Er schenkte mir sogar ein paar Groschen für meine Hilfe.

Am Wochenende verreisten meine Eltern oft, und wir Kinder – Anje, Ute und ich – blieben mit unserem Grossvater und Käthe zu Hause. Sonntags schlief Käthe sich aus. Aber wenn sie wach war, machte es ihr offensichtlich Spass, uns Kindern Aufträge zu erteilen. Wie mein Vater schien sie mich für körperlich schwach zu halten. Wenn ich zum Beispiel Feuerholz ins Haus tragen musste, verspottete sie mich, weil ihr die von mir transportierte Last zu leicht vorkam. Dabei hatte ich das Holz auf meinen kurzen Armen bis zum Kinn gestapelt. Zwischen ihren Forderungen und meiner Fähigkeit, sie zu erfüllen, schien eine unüberwindbare Kluft zu bestehen.



Allerdings verfügte sie auch über einen Mangel an Selbstsicherheit, der immer dann zutage trat, wenn sie mit uns Kindern allein war. Dann übernachtete Käthe im Schlafzimmer meiner Eltern, und ich musste mich neben sie legen. Sie liess mich schwören, niemandem etwas davon zu erzählen.

Immer wenn die Hunde bellten oder irgendwo ein nicht vertrautes Geräusch zu hören war, weckte sie mich auf und liess mich die Ursache feststellen, während sie selbst unter ihre Decke kroch. Gewöhnlich war der Wind für das Geräusch verantwortlich, oder die Hunde hatten eine Maus, ein Kaninchen, eine aus dem Stall entwichene Henne oder einen Fuchs angebellt. Das gehörte einfach zum Leben im Wald.

Käthe fürchtete sich auch vor Gewittern. Das Grollen von Donner oder die Möglichkeit, dass der Blitz einschlug, konnten sie in Schrecken versetzen. Dann blieb mir nichts anderes übrig, als beruhigend auf sie einzureden. Aber in der Regel konnte sie nicht mehr einschlafen und rüttelte auch mich wach, wenn ich wieder schlief.

So lernte ich, dass Jungen ihre Furcht überwinden müssen. Erst als bewaffneter Halbwüchsiger begriff ich, dass Furcht in manchen Situationen ein Mittel zum Überleben sein kann.

In der Schule fragten mich einige Klassenkameraden, ob ich etwas über einen weiteren Mord wisse, der 1935 auf einer einsamen Landstrasse an einer Frau verübt worden war. Käthe sprach von einer «Teufelstat». Anscheinend war es eine Vergewaltigung gewesen, die sich unweit unseres Hauses ereignet hatte. Damals konnte ich mir noch nichts unter einem Sexualverbrechen vorstellen. Mord war für mich Mord. Rudi sagte, das Opfer sei ein Bauernmädchen gewesen. Sie sei an einem Samstagabend vom Tanzen zurückgekehrt und dann auf einer Strasse, die nicht zu ihrem Hof führte, umgebracht worden.

In der folgenden Woche meinten ein paar Schulkameraden, dass sie an meiner Stelle Angst hätten, auf einer so einsamen Strasse nach Hause zu gehen. Ich könnte das nächste Opfer des Mörders werden. Rudi bot mir an, mich auf dem Heimweg zu begleiten. Doch dann wurde uns klar, dass er danach ja selbst allein zurückkehren müsste. Das war also keine Lösung.

Ich überlegte, dass sich ein etwaiger Mörder vermutlich in der Nähe der Strasse verstecken würde. Deshalb beschloss ich, über eine Weide in den Wald zu gehen und mich dann kreuz und quer zu unserem Haus vorzuarbeiten. Obwohl ich den Wald recht gut kannte, verirrte ich mich. Als ich am frühen Abend endlich zu Hause eintraf, waren nur noch mein Grossvater und meine Schwestern anwesend, denn Mutter und Käthe hatten sich auf die Suche nach mir gemacht. Später erklärte ich ihnen, weshalb ich nicht die Strasse entlanggegangen war und wurde nicht bestraft.

Bald darauf wurde der Mörder gefasst. Ich benutzte wieder die Strasse, doch ab und zu tauchte meine Angst wieder auf. Dann fühlte ich mich sicherer, wenn ich durch den Wald nach Hause ging.

Plötzlich war unser Leben auf dem Waldgut vorbei. Zuerst merkte ich nichts davon, weil ich meine Grosseltern mütterlicherseits in Görlitz besuchte, als meine Eltern zu packen begannen.

Wir alle, mit Ausnahme von Käthe, hatten uns auf dem Waldgut Horka wohl gefühlt, aber wir konnten nicht mehr dort bleiben, weil mein Grossvater väterlicherseits umzog. Ohne seine Unterstützung konnten meine Eltern die Pacht für das Waldgut nicht mehr finanzieren.

Mein Vater war damals Autoverkäufer und Fahrlehrer. Zwei Jahre nach meiner Geburt hatte er eine Mercedes-Benz-Vertretung in Görlitz erworben, wobei sein eigener Vater als stiller Teilhaber fungierte. Nach weniger als einem Jahr musste er Konkurs anmelden. «Das Geschäft war unterkapitalisiert, die Zeiten waren schlecht, und er hatte nicht genug Erfahrung», erklärte mir meine Mutter nach dem Krieg. Dagegen behauptete mein Vater bis zu seinem Tod, er sei von einem Juden, dem späteren Eigentümer der Vertretung, betrogen worden.

Ich erinnere mich noch deutlich daran, dass ich Zeuge einer Auseinandersetzung zwischen meinem Vater und meiner Grossmutter in Görlitz wurde, als wieder einmal von dem Verlust des Geschäfts die Rede war. Meine Grossmutter sagte, der Jude sei «der erfahrenere Geschäftsmann» gewesen.

Durch ihre Bemerkung fühlte sich mein Vater beleidigt. Er war so erbost, dass sich seine Stimme überschlug, worauf meine Grossmutter sich bei ihm entschuldigte. Meine Mutter, die ebenfalls anwesend war, schämte sich jedoch, weil mein Vater Grossmutter behandelt hatte, «als hätte sie ein Verbrechen begangen».

Mittlerweile arbeitete mein Vater für andere Vertretungen. In jenen Tagen wurden Autos noch nicht vom Hersteller geliefert, sondern mussten – häufig von den Verkäufern – in der Fabrik abgeholt werden. Deshalb war mein Vater dauernd unterwegs.

Vom Waldgut Horka zogen wir in ein zweistöckiges Haus in dem Dorf Krauschwitz. Es war nicht weit von der Neisse entfernt – heute ein Teil der Grenze zwischen Deutschland und Polen. Nach dem Umzug holte mich meine Mutter in Görlitz ab. Sie versuchte, mich auf die Veränderung vorzubereiten, indem sie beruhigend erklärte: «Wir haben ja noch die Hunde!» Aber mein Grossvater war nicht mehr da, und ich vermisste ihn sehr.

\*

Grossvater Georg Lehmann war Experte für Dampfmaschinen und Lokomotiven und überhaupt ein alter Eisenbahnnarr. Von den vielen Geschichten über Bahnreisen, die er mir erzählte, ist mir keine deutlicher im Gedächtnis geblieben als die über seinen Grossvater Gotthelf Schönert, einen Gastwirt, der als besonderer Draufgänger galt. Mit Pferd und Wagen machte er sich, unbeeindruckt von den Einwänden seiner Frau, doch angefeuert von vielen seiner Gäste, auf den Weg von Kaditz nach Fürth.

Er kaufte eine Karte für eine Eisenbahnfahrt nach Nürnberg. Später wurde diese Fahrkarte gerahmt im Wirtshaus ausgestellt. Mein Grossvater konnte sich noch an sie erinnern.

Bei seiner Heimkehr wurde der Abenteurer wie ein Held empfangen – nicht nur von seiner Frau, die so ängstlich gewesen war, sondern auch von seiner übrigen Familie, den Freunden, Nachbarn und vor allem von seinen Stammgästen.

Mein Grossvater war stolz auf sein Eisenbahnalbum mit Bildern, Notizen und Ausschnitten, die er im Lauf der Jahre gesammelt hatte. Beim Durchblättern des Albums kamen mir die ersten Züge wie Spielzeugeisenbahnen vor. Er erzählte mir, dass sich die Leute in den allerersten Tagen des Personenverkehrs allen Ernstes vor der Geschwindig-

keit gefürchtet hätten. Ein Tempo von mehr als 15 Stundenkilometern wurde für gefährlich gehalten, und die Ängstlichen meinten, wer mit der Bahn fahren wolle, müsse wahnsinnig sein.

Das Album enthielt zahlreiche Andenken aus Gotthelf Schönerts Epoche: Zeitungsartikel mit Weltuntergangsprophezeiungen und mit Warnungen davor, dass Passagiere, die eine schwache Lunge hätten, bei Höchstgeschwindigkeit des Zuges einen Kollaps erleiden könnten. Und wer ein solches Tempo wiederholt erlebe, werde irgendwann den Verstand verlieren.

Einige der frühen Passagiere prahlten bei ihrer Heimkehr tatsächlich damit, wie gefährlich die Fahrt gewesen sei und wie Mitreisende nicht nur aus der Nase, sondern auch aus Ohren und Mund geblutet hätten.

Zu der Zeit, als ich den ersten Blick in das Album meines Grossvaters warf, benutzten die Menschen bereits Flugzeuge mit einer zehnfach höheren Geschwindigkeit als Eisenbahnen, und die Bahnen von 1938 fuhren vier- bis fünfmal schneller als die ersten Züge.

Mein Grossvater Georg Lehmann wurde 1871 geboren. Sein Grossvater, mein Ururgrossvater Gotthelf Schönert, kam 1800 zur Welt. Eisenbahnen begannen 1835 ihre ersten Fahrten in Deutschland. Somit muss mein Ururgrossvater 35 Jahre alt gewesen sein, als er an jener historischen Reise teilnahm. Drei Jahre zuvor hatte er Hanna Sophia Scheffler geheiratet.

\*

Ein anderer oft erwähnter Ururgrossvater mütterlicherseits hatte drei Frauen und insgesamt 22 Kinder und Stiefkinder sowie über 50 Enkel gehabt. Jedes Jahr wurde ihm ein Sprössling geboren, bis seine erste Frau – nach dem fünften oder sechsten – im Kindbett starb. Daraufhin heiratete er eine Witwe, die mehrere Kinder in die Ehe mitbrachte und mit der er noch weiteren gemeinsamen Nachwuchs hatte. Er überlebte die zweite Frau ebenfalls, heiratete ein junges Mädchen und pflanzte sich bis zu seinem Tod immer weiter fort.

Meine Mutter erklärte mir später, dass die Säuglingssterblichkeit

damals sehr hoch war und nur eines von drei Kleinkindern die Chance hatte, das Erwachsenenalter zu erreichen. Bei 22 lebenden Kindern nahm sie an, dass noch viel mehr zur Welt gekommen waren, aber nur ein kleiner Teil von ihnen überlebt hatte.

Das erinnert mich an eine andere Geschichte, die mir meine Grossmutter mütterlicherseits erzählte. Sie hatte eine Grossmutter gehabt, die während eines heftigen Gewitters im Kindbett gestorben war. Das neugeborene Baby wurde, um es vor dem Donnergrollen zu schützen, so fest in mehrere Leinenlaken eingewickelt, dass es beinahe gestorben wäre: und zwar durch Ersticken. Es war schon blau, als sich das Gewitter verzog und die Wickeltücher endlich gelöst wurden.

Ich musste an Käthe denken. So hätte sie vielleicht auch gehandelt.

Meine Mutter war eine fesselnde Geschichtenerzählerin, ebenso wie ihre Mutter, Grossmutter Lemcke.

Mein Grossvater väterlicherseits, Opa Lehmann, der mit uns auf dem Waldgut Horka gewohnt hatte, machte hingegen eher den Eindruck eines geborenen Lehrers. Er schien über meine Fragen nie verärgert zu sein und beantwortete sie stets auf einleuchtende Art. Dadurch entfachte er in mir den Wunsch nach immer mehr Wissen.

In seinem Zimmer bewahrte er als Ausstellungsstück eine konservierte Schlange in einem mit Spiritus gefüllten Glas auf. Er erklärte mir, schon bevor ich zur Schule ging und Rudi kennen lernte, dass sich Schlangen nur mittels ihrer Körpermuskeln bewegen, dass sie zweimal im Jahr ihre Haut abstreifen und wie das Gift durch ihre hohlen Zähne fliesst. Er sorgte dafür, dass ich Schlangen als Gottes Geschöpfe betrachtete und nicht als Symbol des Bösen und der Hinterhältigkeit.

Obwohl er wie mein Vater an Darwins Evolutionstheorie und an das Überleben des Stärkeren glaubte, schien er eine grosse Liebe zu allen Tieren zu empfinden. Einmal fand er einen Wilderpel mit einem verletzten Flügel. Er brachte den gefiederten Invaliden zu einem Tierarzt nach Niesky und liess ihn behandeln, bis er wieder fliegen konnte.

Einige Verwandte versuchten mir einzureden, meine Grossmutter väterlicherseits, Oma Lehmann, sei eine Schwätzerin, wenn nicht gar eine Klatschbase. Ich stellte jedoch fest, dass diese Einschätzung nicht zutraf. Da sie und mein Grossvater geschieden waren, besuchte sie uns nie in der Zeit, als er bei uns wohnte.

Ich erinnere mich noch, dass sie mich, als ich sie zum ersten Mal besuchte, mit ins Theater nach Bad Warmbrunn (Cieplice Slaskie Zdrój) nahm. Damals muss ich vier oder fünf Jahre alt gewesen sein. Es war eine Frühvorstellung für Kinder, ein Weihnachtsmärchen, bei dem es auf der Bühne schneite. Dieses Wunder versetzte mich in höchstes Erstaunen. Ich hatte noch keine Ahnung, dass man künstlichen Schnee erzeugen kann, um eine Winterszene in einem geschlossenen Raum darzustellen. Ich glaubte, das Dach über der Bühne sei offen und der Schnee falle vom Himmel.

Als wir das Theater verliessen und der Boden weder weiss noch nass war, hatte ich keine Erklärung dafür. Ich fragte Grossmutter, was mit dem Schnee geschehen sei.

«Hier draussen hat es nicht geschneit», erklärte sie, «die Bühne hat ihren eigenen Himmel.» Diese Worte bezauberten mich.

Deshalb wollte ich immer, wenn ich Oma Lehmann besuchte, mit ihr ins Theater gehen, und sie tat mir den Gefallen. So entwickelte sich eine Tradition. Sie nahm mich jedes Mal, wenn ich einige Zeit bei ihr verbrachte, zu einer Vorstellung mit, ausser bei meinem letzten Besuch im Januar 1945. Da diente das Theater als Flüchtlingsunterkunft.

Insgesamt sahen wir uns fünf oder sechs Stücke gemeinsam an. Nachdem ich zehn Jahre alt geworden war, fuhr sie mit mir sogar in den grösseren Nachbarort Hirschberg (Jelenia Góra) zu Erwachsenenvorstellungen. Einmal gingen wir nicht in ein Theaterstück, sondern in eine Operette: in *Die Fledermaus* von Johann Strauss.

Ich habe keinen Zweifel daran, dass meine Begeisterung für die darstellende Kunst von meiner Grossmutter ausgelöst wurde. Weit davon entfernt, eine Schwätzerin zu sein, hatte sie einen hohen Sinn für Kultur und die schönen Dinge des Lebens. Ich erinnere mich noch genau, wie sie mit schwacher, heiserer Stimme Gedichte rezitierte.

Die Sorge meiner Eltern (und wahrscheinlich auch meines Gross-

vaters), dass Oma Lehmann mich verhätscheln und dadurch negativ beeinflussen könne, muss auf den Erfahrungen meines Vaters und seines Bruders gegründet haben.

Aber offensichtlich hatte sich Grossmutter geändert. Ich entsinne mich nicht, dass sie mich jemals mit Liebesbeweisen überschüttet hätte. Gewiss, sie verwöhnte mich, doch sie zerfloss nie vor Fürsorge. Sie versuchte lediglich mit Erfolg, mich für viele Dinge zu interessieren, an denen sie selbst interessiert war. Und ich wurde von ihrer Lebensart angezogen.

Bei passenden Gelegenheiten erzählte sie, was für ein Junge mein Vater gewesen war. Er muss rebellisch, eigensinnig, findig und willensstark gewesen sein, doch manchmal auch launisch und aufbrausend. In späteren Jahren sollte ich das Mass des Zorns zu spüren bekommen, zu dem er fähig war.

Bei meinem ersten Theaterbesuch muss ich eine heimliche Sehnsucht entwickelt haben, Künstler zu werden, Schauspieler auf einer Bühne, die «ihren eigenen Himmel» hat. Später wirkte ich im Hörfunk für Kinder mit, aber erst als ich im Laientheater vor Publikum auftrat, hatte ich das Gefühl, mein Traum sei wahr geworden.

Auch mein Interesse daran, Gedichte zu schreiben, wurde von Oma Lehmann gefördert. Meine Vorliebe für eine melodische, bildliche Sprache stimmte mit ihren eigenen Neigungen überein. Während meine Mutter und Grossmutter Lemcke mir Kinderlieder beibrachten, hörte ich von Oma Lehmann Verse, die höheren Ansprüchen gerecht wurden.

Als ich schon erwachsen war, erzählte meine Mutter mir einmal, dass Oma Lehmann ihre Heirat mit meinem Vater abgelehnt habe, weil meine Mutter eine Kaufmannstochter und nicht von «gehobenem Stande» gewesen sei.

Später unterstellte sie meiner Mutter auch, für das Scheitern ihrer Ehe mit meinem Grossvater verantwortlich gewesen zu sein. Das war absurd, denn mein Grossvater hatte mehrere Affären gehabt, angefangen mit einem Hausmädchen bis zur Witwe eines Ingenieurkollegen. Mit seiner neuen Partnerin, die wir Tante Musch nannten, lebte er



nach der Scheidung bis zu seinem Tod zusammen, ohne allerdings je wieder zu heiraten.

Ich weiss noch, wie ich Tante Musch einmal gegenüber Oma Lehmann erwähnte. Das regte sie ungeheuer auf: «Sprich nicht über diese satanische Schlange!» Ich bemerkte auch, dass das Temperament meines Vaters bei Wutausbrüchen dem seiner Mutter sehr ähnlich war. In ihrem Fall kam es jedoch selten zu solchen Entgleisungen.

Oma hatte zudem im Gegensatz zu meinem Vater eine sanfte, empfindsame Seite. Sie ging oft mit mir durch den Stadtpark und nannte mir begeistert die Namen aller Blumen, die wir sahen. Singende Vögel auf den Bäumen, der Klang von Kirchenglocken, die hinter den Bergen untergehende Sonne, ein kleines Mädchen, das ein hübsches Kleid trug – all das konnte sie entzücken und zum Vortrag eines passenden Gedichts veranlassen.

Der schweigsamste der Grosseltern war Grossvater Lemcke, der Vater meiner Mutter. Meine Fragen beantwortete er zumeist nur mit Ja oder Nein. Seine Frau sagte einmal, er habe «einen mathematischen Geist», um zu erklären, warum er mit Worten nichts im Sinn hatte. Er schrieb auch kaum jemals Briefe. Der einzige aus seiner Feder, den ich zu Gesicht bekam, war nach Kriegsende geschrieben worden. Darin brachte er seinen Kummer über den Tod meiner Grossmutter zum Ausdruck und schilderte, wie viel sie ihm bedeutet hatte und wie sehr er sie vermisste.

Aber meine Erinnerungen an ihn sind voller Herzlichkeit: daran, wie ich auf seinem Schoss sass und dem Geplauder von Grossmutter lauschte; wie ich an seiner Seite zu seinem Büro ging, meine kleine Hand fest umschlossen von seiner grossen; wie ihn andere Leute respektvoll grüssten und wie die Männer ihre Hüte zogen. Auf unseren Spaziergängen fühlte ich mich beschützt und war stolz darauf, von einer so hoch geachteten Persönlichkeit begleitet zu werden.

Obwohl er seine Gefühle nie mit Worten ausdrückte, war ich mit ihm fast so eng verbunden wie mit meinem anderen Grossvater, mit dem ich mehr Zeit verbrachte und der viel gesprächiger war. Was meine beiden Grossväter gemeinsam hatten, waren ihre Gutmütigkeit und ihr Wohlwollen.

Im Gegensatz zu den Grossvätern trat mein Vater mir gegenüber streng und überheblich auf. In der Regel schien er unerreichbar zu sein, und meistens fürchtete ich seine Nähe. Er konnte in den Jahren meiner Kindheit der beste Unterhalter sein, wenn wir Besuch hatten, doch mir schien er immer nur Befehle zu erteilen. Knapp und oft sarkastisch legte er seinen Standpunkt dar, verkündete seine Botschaft oder beantwortete meine Fragen.

Als ich in die zweite oder dritte Klasse ging, wollte er wissen, ob ich in der Schule schon etwas über die «Königsstrafe» erfahren hätte. Auch Könige dürften ihren Söhnen gegenüber keine Nachsicht walten lassen. Sogar Friedrich der Grosse habe als Kronprinz hinnehmen müssen, dass sein Vater Friedrich Wilhelm den besten Freund seines Sohnes, Hans Hermann Katte, zum Tode verurteilte.

Da mein Vater immer von mir verlangte, dass ich ihm blind gehorchte und seine Erwartungen erfüllte, lebte ich nicht nur in ständiger Furcht vor ihm, sondern konnte auch keine Initiative entwickeln. Die Situation verschlimmerte sich noch, als ich entdeckte, dass er manchmal die Wahrheit für seine Zwecke zurechtbog. Ein gutes Beispiel dafür war die Geschichte von Alexander dem Grossen und Diogenes.

Mein Vater erklärte, Diogenes sei nur ein alberner Philosoph gewesen, den Alexander der Grosse zufällig getroffen habe. Während er stehen geblieben sei, um den schäbigen Philosophen genauer zu mustern, habe Alexander mit seiner imposanten Gestalt das Sonnenlicht verdeckt. Diogenes habe sich darüber beschwert, was den obersten Feldherrn veranlasste, seinen unbotmässigen Untertanen zurechtzuweisen: «Mir steht es zu, die Sonne einzufangen!»

Die Geschichte in dem Buch, aus dem meine Mutter sie mir vorgelesen hatte, beschrieb den Vorgang ganz anders: «Mehr als 300 Jahre vor Christi Geburt lebte in Athen ein griechischer Philosoph, Diogenes, der die Ideale eines einfachen Lebens lehrte. Er zeigte seinen starken Glauben dadurch, dass er in einem Fass am Strassenrand lebte. Alexander der Grosse, der von ihm und seinen Lehren gehört hatte, beschloss eines Tages, ihn zu besuchen. Als er bei dem Fass ankam, fragte er den Philosophen, ob er irgendetwas für ihn tun könne. Diogenes schaute zum König von Mazedonien auf und sagte: ‚Ja, geh mir aus der

Sonne! Alexander, der sich dem Wunsch zu jedermanns Überraschung fügte, antwortete ruhig: ‚Wenn ich nicht Alexander wäre, wollte ich Diogenes sein.›«

Meine Mutter betrachtete Diogenes in Übereinstimmung mit der Geschichte, die sie mir vorgelesen hatte, nicht als alten Trottel, sondern als Meister der Philosophie, einen, der das einfache Leben verteidigte, Selbstgenügsamkeit predigte und die gesellschaftlichen Konventionen verachtete. Darüber hinaus fügte sie noch etwas hinzu, das in der Geschichte in meinem Buch nicht erwähnt wurde: dass Diogenes auch dafür bekannt war, am helllichten Tag eine Laterne zu tragen, weil er einen ehrlichen Mann gesucht habe.

Erst in späteren Jahren wurde mir klar, wie kleinlich und paradox es gewesen war, dass mein Vater die Wahrheit über einen Wahrheits-sucher zurechtgebogen hatte. Ich erinnere mich jedoch, dass ich meine Mutter fragte, warum sich Vaters Geschichte von der in meinem Buch unterscheide. Sie antwortete, er habe die Anekdote wohl so in der Schule gelernt. Ich akzeptierte zwar ihre Erklärung, aber trotzdem nisteten sich in meinem Innern Zweifel daran ein, ob ich meinem Vater trauen konnte.

\*

Neue Orte hatten mich stets fasziniert, nicht jedoch Krauschwitz. Außer meinen Eltern und meinen drei jüngeren Schwestern kannte ich niemanden und fühlte mich niedergeschlagen.

Unter meinen neuen Klassenkameraden kam ich mir wie ein Aussenseiter vor. Ich gewann keinen einzigen Freund. Eines Tages nahm ich unsere Hündin Sonja mit zur Schule. Dort band ich sie am Zaun fest, doch sie hörte nicht auf zu bellen. Der Lehrer erkundigte sich, wem der bellende Hund gehöre. Ich antwortete, es sei meiner. Er wollte wissen, weshalb ich Sonja mit zur Schule gebracht hätte, und ich stammelte: «Weil wir beide uns hier einsam fühlen.» Die ganze Klasse brach in Gelächter aus.

Ich vermisste Rudi. Für kurze Zeit führten wir einen Briefwechsel. Rudi erwähnte, er sei erneut verprügelt worden, doch nicht auf dem

Schulgelände. Dadurch habe der Lehrer nichts davon erfahren, und niemand habe sich den Peinigern in den Weg gestellt. Es mussten schlimme Prügel gewesen sein.

\*

Innerhalb eines Jahres zogen wir schon wieder um. Mein Vater hatte herausgefunden, wie vorteilhaft es sein kann, dem politischen Trend zu folgen. Damals war er bereits Mitglied der SS, die ursprünglich als Hitlers persönliche Schutzstaffel gedient hatte, und wurde nun auch in den Sicherheitsdienst (SD) aufgenommen. Bald darauf schlug er eine neue Laufbahn ein und sollte rasch auf einem Gebiet, auf dem er keinerlei Ausbildung oder Erfahrung besass, Karriere machen.

An unseren neuen Wohnort Hoyerswerda habe ich zahlreiche Erinnerungen. Sogar unsere dortige Adresse ist mir im Gedächtnis geblieben: Am Adler 12.

Meine drei Schwestern (Anje, Ute und Dörte) erhielten jetzt ein eigenes Zimmer, während ich eine kleine Dachkammer für mich allein hatte. Das Haus lag am Stadtrand und stellte eine erhebliche Verbesserung gegenüber unserer Unterkunft in Krauschwitz dar, wo wir Kinder ein Zimmer teilen mussten. Ein grosser Nachteil bestand jedoch darin, dass wir nur einen kleinen Hof besaßen, der nach Meinung meines Vaters für drei Hunde nicht ausreichte. Er behielt Sonja, den Irischen Setter. Troll und Treff, unsere beiden Vorstehhunde, wurden bei Förster Moldenhauer im Wald von Muskau untergebracht, wo sie bis Kriegsende blieben. Als die Rote Armee durch Schlesien vorrückte und die Moldenhauers fliehen mussten, erhielten sie den Gnadenschuss. Troll und Treff waren beide 14 Jahre alt, als sie getötet wurden.

Das Arbeitszimmer meines Vaters wurde als «Herrenzimmer» bezeichnet, doch er selbst nannte es stets das «Jagdzimmer». Darin hatte er eine Vitrine mit zwei stets abgeschlossenen Glastüren. Eine Seite der Vitrine diente als Bücherschrank, auf der anderen stellte er seine Waffen aus: drei Gewehre, zwei Schrotflinten und einen Karabiner aus dem Ersten Weltkrieg. Die Wände waren mit Jagdtrophäen, zumeist Geweihen, bedeckt. Auf jeder Trophäe hatte er mit schwarzer Tinte

säuberlich das Abschussdatum vermerkt. Für mich war das Reizvollste an diesem Zimmer der offene Kamin.

Eine der wenigen herzerwärmenden Erinnerungen an meinen Vater hat mit dem Zimmer zu tun: Vor dem Feuer spielte er auf seiner Klampfe und sang Volkslieder. Ich sass daneben, lauschte ihm und betrachtete die Glut der knisternden Flammen. Hier sitzen zu dürfen war eine besondere Ehre, die ich nur ganz selten genoss.

Eines Tages traf ein dickes Einschreiben ein. Mein Vater teilte mir mit, er habe Pläne für meine Zukunft. Der Erfolg werde davon abhängen, wie gut ich mich geistig und körperlich vorbereiten könne.

Mein Vater hatte, ohne es mir gegenüber zu erwähnen, meine Aufnahme in eine Nationalpolitische Erziehungsanstalt (Napola) in Naumburg an der Saale beantragt. Nun war der entscheidende Brief gekommen, in dem es hiess, dass ich die Aufnahmeprüfung, die eine ganze Woche dauern sollte, ablegen dürfe. Alle Bewerber wurden einer strengen körperlichen, geistigen und weltanschaulichen Prüfung unterzogen.

Napolas waren die Eliteschulen des Dritten Reiches. Am Führergeburtstag 1933 gegründet, hatten sie das Hauptziel, die künftige Führungsschicht von Hitlers neuer Nation auszubilden. Die Napolas wurden von der SS hoch geschätzt.

Innerhalb von nur zwei Jahren hatte er es zum Untersturmführer gebracht, was dem Leutnantsrang entsprach. Mein Vater sah es als besonders grosse Ehre an, von der er kaum zu träumen gewagt hatte, dass er auch in den Sicherheitsdienst aufgenommen worden war. Dadurch war die Voraussetzung für einen zügigen Aufstieg in einem für ihn ganz neuen Bereich geschaffen worden. Gleichzeitig bot sich seinem Sohn eine einmalige Ausbildungschance, und er war entschlossen, diese Gelegenheit zu nutzen. Dass ich die Aufnahmeprüfung nicht bestehen könnte, war für ihn völlig undenkbar.

Um sich für die Mitgliedschaft in der SS oder für den Eintritt in eine Napola zu qualifizieren, musste man im Einklang mit der neuen Rassenlehre des Regimes eine «reine» Abstammung nachweisen können. Mein Vater, der überhaupt nicht nordisch aussah, legte einen Stammbaum vor, der zeigte, dass meine Vorfahren väterlicher- und mütterlicherseits reine Arier waren. Allerdings liess er offenbar absichtlich die Tatsache ausser Acht, dass die rassische Herkunft der Lemckes, also der Seite meiner Mutter, nicht so «rein» war, wie er es sich für den Ahnenpass gewünscht hätte. Unter den Vorfahren des Vaters meiner Mutter, der übrigens unter all meinen Grosseltern am nordischsten aussah, schien es einen zweifelhaften Verwandten zu geben.

Einer unserer Vorfahren im 17. Jahrhundert war, wie es hiess, ein Kaufmann aus dem Osten, der sich in Stettin (heute Szczecin) niedergelassen hatte. Zuerst verlieh er seinem Namen einen italienischen Klang und nannte sich Nathan Bocco. Er heiratete die Tochter eines vermögenden Bankiers, Sara Bernstein, und sie hatten einen Sohn, Samuel Bocco, der die besten Schulen besuchte. Samuel zog von Stettin in eine kleinere Provinzstadt und trat in die Fussstapfen seines Grossvaters mütterlicherseits. Der ansehnliche Mann verliebte sich in die Tochter des Ortspfarrers, die für ihre Schönheit, ihre guten Manieren und ihr sonniges Gemüt bekannt war.

Zuerst lehnten beide Elternpaare die Verbindung ab. Samuel liess sich jedoch nicht einschüchtern und überschüttete die Geliebte mit Aufmerksamkeit und wertvollen Geschenken. Nach einem Gespräch mit ihrem Vater trat er gegen den Willen seiner Familie zum Christen-

tum über und änderte seinen Namen in Boccius. Dadurch überzeugte er Pfarrer Carl Christoph Schlaaf, dass er die Hand seiner Tochter verdient hatte. Marias Vater vollzog die Trauung in seiner eigenen Kirche. Die Hochzeit zwischen Samuel und Christina Maria dürfte ohne den Segen der Boccys stattgefunden haben.

Dieses märchenhafte Ereignis in der Familiengeschichte der Lemckes war in einem alten Sippenbuch durch Geburts-, Heirats- und Sterbeurkunden der Boccys und Schlaafs dokumentiert, doch in dem Ahnenpass, den mein Vater zusammenstellte und der den Krieg überstand, wird Samuel Boccius' Vater nur als «Herr Boccy» aufgeführt, und in der für seine Mutter Sara Bernstein vorgesehenen Spalte steht «Nicht genannt».

Meine Grossmutter mütterlicherseits hatte oft erwähnt, dass unter ihren Vorfahren Wenden, also Slawen, gewesen seien, die im 8. und 9. Jahrhundert aus Russland nach Sachsen und Schlesien eingewandert waren und ihre Sprache und ihre Bräuche auch weiter pflegten. Ihre eigene Grossmutter und ihre Mutter waren bekannt für ihre russische Küche. Sogar meine Mutter trug hin und wieder heissen oder kalten Borschtsch auf.

Auch unter den Vorfahren meines Vaters scheinen einige Wenden gewesen zu sein. Er selbst hatte eindeutig slawische Züge: vorstehende asiatische Wangenknochen und einen schwachen Bartwuchs, der sich auf seine Oberlippe und die Kinnschuppe beschränkte. Aber in diesem Ahnenpass kann ich weder auf seiner noch auf der Seite meiner Mutter auch nur eine Spur von wendischen Vorfahren entdecken. Die Nationalsozialisten betrachteten sämtliche Slawen als minderwertig, und nach Ansicht meines Vaters wäre es eine Schande für unsere Familie gewesen, zweifelhafte Ahnen zu haben. Ausserdem hätte man ihn aus der SS und dem SD ausschliessen können, sodass ich nicht berechtigt gewesen wäre, mich um die Aufnahme in eine Napola zu bemühen.

Nach dem Krieg machte ich einige entfernte Verwandte ausfindig, mit denen wir früher keinen Kontakt gehabt hatten: die Gieses, die Jensens und die Griebels. Einer der Jensens war Chefarzt eines Krankenhauses im westfälischen Altena. Seine Frau erwähnte ein paar hugenottische Vorfahren der Familie. Sie waren aus Frankreich nach Erlangen

gekommen, und einige ihrer Nachfahren hatten sich in Bamberg und Nürnberg niedergelassen. Während ich heranwuchs, bezeichnete man die Franzosen häufig als Erzfeinde Deutschlands. Deshalb nahm mein Vater auch unsere französischen Vorfahren nicht in den Stammbaum auf.

Grossmutter Lemckes Vater, Theodor Kosmäl, war selbstständiger Maurermeister und beschäftigte stets mehrere Gesellen und Lehrlinge. Nach Aussage meiner Mutter stammte Grossmutter Lemcke aus einer gut situierten Arbeiterfamilie.

Einer der Urgrossväter meiner Mutter, Ernst Wilhelm Kosmäl, war Glockengiesser. Seine Glockenspiele erklangen von Kirchtürmen in Lauban, Görlitz und vielen anderen niederschlesischen Orten. Ein weiterer ihrer Vorfahren, Benjamin Haym, war Freiweber. 1774 geboren, wurde er 84 Jahre alt und muss sehr erfolgreich gewesen sein, denn auf seiner Sterbeurkunde wird er als Textilfabrikant bezeichnet.

Ein Urgrosselternpaar meines Grossvaters trug ausländische Namen. Der Mann hiess George Howder und war vermutlich Engländer. Seine Frau Hanna hatte den wendischen Mädchennamen Kaudonka, wiewohl mein Vater behauptete, es sei ein baltischer Name. Howder war Kaufmann, wurde deutscher Staatsbürger und nannte sich fortan Georg Holder.

Eines der wichtigsten Anliegen des Dritten Reiches bestand darin, das «Blut-und-Boden-Bewusstsein» zu wecken, und als wir in Hoyerswerda wohnten, besuchten meine Eltern den «Lehmann-Erbhof» in dem Dorf Sedlitz. Wie meine Mutter berichtete, war der Empfang zunächst nicht sehr herzlich, bis der alte Bauer, sein Sohn und mein Vater feststellten, dass alle Anwesenden Nationalsozialisten waren. Mein Vater liess eines der Fotos, die er von diesem Besuch mitbrachte, vergrössern und rahmen und hängte es im Flur unserer Wohnung auf.

Meine Grossmutter Oma Lehmann, geborene Haller, hatte mir eingeschärft, dass ihr Zweig der Familie der interessanteste und bedeutendste sei. Ihre Vorfahren zeichneten sich durch ihre akademischen Leistungen und in manchen Fällen durch ihren bereits zu Lebzeiten errungenen Ruhm aus.



Sie wurde am 24. März 1873 als Wilhelmine Theresia Ida Haller geboren und war die Tochter des Arztes Joseph Haller und seiner Frau Karoline Agnes Bertha, geborene Loew. Deren Bruder, Professor Dr. Carl Benedict Oskar Loew, hatte bei dem berühmten Chemiker Baron Justus von Liebig studiert, bevor er selbst ein bekannter Wissenschaftler wurde. Angeblich beherrschte er sechs Sprachen fließend und war ein begehrter Universitätslehrer, der Professuren in Deutschland, der Schweiz, Italien, Japan, Brasilien und den Vereinigten Staaten innehatte.

Laut meiner Grossmutter bestand Oskar Loews grösste Errungenschaft darin, die medizinische Bedeutung des Kalziums entdeckt zu haben. Sein Vater, Wilhelm Christian Loew, der 1908 mit 98 Jahren starb, besass eine Apotheke im oberfränkischen Marktredwitz. Dort stellte sein Sohn Oskar leicht einzunehmende Kalziumtabletten her und wies darauf hin, wie wichtig diese für die Erhaltung gesunder Knochen, besonders im fortgeschrittenen Alter, seien.

1936 veröffentlichte der Professor im Alter von 92 Jahren eine Monografie mit dem Titel *Hohes Alter und Gesundheit*, in der er sein Studium bei Justus von Liebig beschreibt und über die Voraussetzungen für ein gesundes Leben reflektiert.

Beide Familien, die Hallers und die Loews, hatten illustre Vorfahren. Einer von ihnen, Ulrich von Burchtorf, war Hofstallmeister der Fürsten zu Thum und Taxis. Andere, nämlich die Angehörigen der Familie von Glass von Wölsauerhammer, waren Rittergutsbesitzer, und ihre männlichen Vertreter fungierten als königliche Kammerherren oder als Kabinettsmitglieder.

Doch unter Hitler wurde dem deutschen Adel Argwohn entgegengebracht. Viele deutsche Aristokraten waren Landbesitzer, besonders in Preussen. Sie hatten ihre Blütezeit im kaiserlichen Deutschland erlebt. Zwar gab es einige nennenswerte Ausnahmen, aber die meisten deutschen Adligen unterstützten den Nationalsozialismus nicht oder nur eingeschränkt. Deshalb hielt sich mein Vater auch hier an den Zug der Zeit und sprach fast nie von seinen «blaublütigen» Vorfahren.

Mein Vater hatte sich beurlauben lassen, um mich auf die Aufnahmeprüfung für die Napola in Naumburg vorzubereiten. Er wollte mich intensiv unterrichten, damit ich mich während der Prüfungswoche für diese elitäre politische Erziehungsanstalt qualifizierte.

Ich sass zitternd und mit flauem Magen am Schreibtisch in seinem «Herrenzimmer». Die Mathematikaufgaben, deren Lösung er von mir erwartete, übertrafen das Niveau meines Schulunterrichts bei weitem. Deshalb brachte er mir ungeduldig die nötigen Kenntnisse bei. Er war verärgert darüber, dass ich ihn nicht rasch genug zu begreifen schien. Wenn ich das Problem endlich durchschaut hatte, war ich erschöpft und litt Schmerzen, weil er mir jedes Mal, wenn ich einen dummen Fehler machte, eine Kopfnuss gab oder eines meiner Ohren verdrehte.

Ausserdem liess er mich mehrere Aufsätze schreiben. Einer trug den Titel «Warum ich stolz bin, Deutscher zu sein». Ich führte aus, dass ich die Wälder und unser Land liebte und mich freute, einer deutschen, dem Vaterland ergebenen Familie anzugehören.

Noch heute sehe ich ihn vor mir, wie er den Aufsatz las und dann die Seiten zerriss. Ich musste die Arbeit noch einmal schreiben, weil ich vergessen hatte zu erwähnen, dass ich als deutscher Jugendlicher das Privileg genoss, unter Hitlers grossen Führerschaft aufzuwachsen, wodurch unsere Nation bald die beste der Welt sein werde. Ausserdem sollte ich schildern, wie glücklich ich darüber sei, der nordischen Rasse anzugehören, wie sehr ich meine arische Reinheit zu schätzen wisse und wie dankbar ich dafür sei, zu einem Volk zu zählen, das bald die Weltherrschaft erringen werde. Am Ende diktierte er mir den gesam-

ten Text und legte nach jedem Satz eine Pause ein, damit ich kein Wort verpasste.

Danach forderte er mich auf, das Ganze immer wieder vorzulesen, bis ich die von ihm verfassten Zeilen praktisch auswendig gelernt hatte. Ich fragte mich, ob es nicht Betrug wäre, zu behaupten, dass ich den Aufsatz geschrieben hatte. Aber ich wagte nicht, ihm diese Frage zu stellen.

Auch musste ich den Text der deutschen Nationalhymne, *Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt*, sowie des Horst-Wessel-Liedes aufsagen, das stets der Nationalhymne folgte. Zu Vaters Entsetzen konnte ich nicht alle Strophen des Liedes. Seiner Meinung nach hätten wir es bereits in der ersten Klasse lernen müssen.

Aufgebracht trug mein Vater den Text vor und liess ihn mich dann auswendig lernen. Er begann mit den Zeilen:

Die Fahne hoch, die Reihen dicht geschlossen!  
SA\* marschier mit ruhig festem Schritt.  
Kameraden, die Rotfront und Reaktion erschossen,  
marschier'n im Geist in unsern Reihen mit.

Und dann sangen wir das Lied mehrere Male – er laut brüllend und ich mit meiner bebenden Jungenstimme. Noch heute höre ich, wie dissonant es klang.

Die Nacht vor meiner Abreise nach Naumburg war mondlos, lind ein heftiger Herbstwind heulte vor meinem Fenster. Etwas schien von innen her an meine Brust zu trommeln. War es Furcht? Eine tief sit-

\* Die Sturmabteilung unter Ernst Röhm war die uniformierte und bewaffnete Kampf-, Schutz- und Propagandatruppe der NSDAP und ihre mitgliederstärkste Organisation. Als Röhm mehr Macht für sich beanspruchte und den Plan entwickelte, SA und Reichswehr zu einem Volksheer unter seiner Führung zu vereinen, liess Hitler in der Nacht vom 30. Juni auf den 1. Juli 1934 («Nacht der langen Messer») die gesamte SA-Führungsriege unter dem Vorwand des so genannten Röhm-Putsches ermorden. Damit hatte die SA ihren Einfluss verloren, und an ihre Stelle trat die aus der SA herausgelöste SS, der mein Vater angehörte.

Horst Wessel (1907-1930), der Verfasser des erwähnten Liedes, war SA-Sturmführer und starb, nachdem ein Kommunist auf ihn geschossen hatte.

zende Angst, dass ich durchfallen würde? Ich konnte kaum schlafen, und am folgenden Morgen dachte meine Mutter, ich sei krank. Da ich kein Fieber hatte, entschied mein Vater, keinen Arzt zu holen. Er brachte mich zum Bahnhof.

Auf dem Weg dorthin gab er mir noch eine Anweisung nach der anderen – mit langen Pausen dazwischen.

«Pass immer auf!»

«Ja.»

«Konzentriere dich immer auf die Fragen, die dir gestellt werden!»

«Ja.»

«Denk daran, du bist mein Sohn, und ich erwarte, dass du Erfolg hast.»

«Ja.»

«Es ist die grösste Chance deines Lebens.»

«Ja, ich weiss.»

Ausserdem ermahnte er mich, nicht zu vergessen, dass der Führer die Gründung der Napolas unterstützt habe. Ohne ihn wäre mir nie eine derartige Chance geboten worden.

Während des letzten Kilometers schwiegen wir beide. Am Bahnhof stiegen wir aus dem Auto, und ich nahm meinen Koffer.

«Auf Wiedersehen.»

«Auf Wiedersehen.»

Wir schüttelten einander die Hände.

Dann griff er in seine Manteltasche und reichte mir ein Schächtelchen mit dem eingprägten Namen eines Juwelierladens.

«Mach's gut!» Er klopfte mir auf den Rücken, drehte sich um, kehrte zum Auto zurück und fuhr davon.

Ich öffnete das Schächtelchen und war fassungslos. Mein Vater hatte mir eine Uhr geschenkt. Eine nagelneue Uhr. Es war das wertvollste Geschenk, das ich in meinem jungen Leben erhalten hatte. Und es kam nicht von meiner Mutter oder von meinen Grosseltern, sondern von meinem Vater, der ständig von mir enttäuscht zu sein schien. Dankbar und erstaunt überlegte ich, ob ich einen Wendepunkt erreicht hatte und ob sich meine Gefühle meinem Vater gegenüber ändern würden.

Ohne Begleitung in einem Zug zu fahren war nichts Neues für mich. Ich hatte schon viele derartige Reisen hinter mir und mich stets darauf gefreut. Einer der Vorteile war, dass meine Mutter mir zu solchen Gelegenheiten nicht nur belegte Brote, sondern auch ein paar hart gekochte Eier und eine Tafel Schokolade mitgab.

Sobald der Zug den Bahnhof hinter sich gelassen hatte, öffnete ich meinen Koffer, holte die Schokolade hervor und ass sie sofort auf. Ich hatte mir die Uhr umgebunden und betrachtete sie ständig. Alle im Abteil bemerkten es.

«Die hat mir mein Vater geschenkt», erklärte ich. Zum ersten Mal war ich stolz darauf, sein Sohn zu sein.

In Leipzig musste ich umsteigen. Als ich in Naumburg ankam, musste ich darauf achten, den richtigen Weg zu meiner Napola zu nehmen, da es in der Gegend zwei gab. Die Napola, in der ich mich melden sollte, war in dem riesigen Gebäudekomplex einer alten Kadettenanstalt untergebracht. Einige neue Anbauten wurden gerade erst fertig gestellt.

Die Prüfungswoche an der Napola in Naumburg verlief hektisch. Wir mussten um 5.30 Uhr aufstehen, um Dauerlauf und Freiübungen zu machen. Danach duschten wir kalt und traten zum Morgenappell an. Bevor wir zum Frühstück gehen durften, wurde erst noch die Hakenkreuzflagge gehisst. Nachdem wir anschliessend unsere Tische abgeräumt und den Speisesaal gesäubert hatten, wurden wir auf verschiedene Klassenzimmer verteilt.

Der Zeitpunkt der Bewährung war angebrochen. Keines der Themen, auf die mein Vater mich so fleissig vorbereitet hatte, kam an die Reihe. Hin und wieder wurden die Nationalhymne und das Horst-Wessel-Lied gesungen, doch niemand prüfte je, ob wir den gesamten Text kannten.

Die Mathematikaufgaben ähnelten denen in der Grundschule und waren nicht so schwierig wie die, welche ich mit meinem Vater durchgearbeitet hatte. Auch brauchten wir nur einen einzigen grösseren

Aufsatz zu schreiben. Er handelte nicht von unserem Stolz darauf, Deutsche zu sein. Doch davon später.

Wir hatten es nicht mit einer Schule im herkömmlichen Sinn zu tun. Überwiegend wurden wir mit weltanschaulichen Fragen konfrontiert. Einer der Erzieher erklärte, die nationalsozialistische Revolution müsse durch uns, die künftigen Spitzenkräfte Deutschlands, vollzogen werden, damit alle Visionen des Führers zum Nutzen des deutschen Volkes verwirklicht werden könnten. Das war für neun Jahre alte Kinder nicht leicht zu verstehen.

Historische Ereignisse, Rassenlehre, der darwinische Überlebenskampf, die Entwicklung von Charakter und Unerschrockenheit – all das wurde ebenfalls rasch nacheinander von verschiedenen Ausbildern behandelt. Danach befragten sie uns mündlich und manchmal auch schriftlich zu diesen Themen. Der Unterricht war dynamisch und wurde ausnahmslos mit grosser Begeisterung vorgetragen. Ich fühlte mich ermutigt und war von meiner Wichtigkeit überzeugt. Während der ganzen Woche wurde ich kein einziges Mal kritisiert.

An manchen Tagen wurden wir einem straff organisierten, wohl durchdachten Schulungsprogramm ausgesetzt. Dabei ging es nicht nur darum, uns im Hinblick auf unsere Auffassungsgabe zu prüfen, sondern auch auf unsere Bereitschaft, uns der Sache bedingungslos hinzugeben.

Es wurde ein Umfeld geschaffen, in dem wir sämtliche Mitteilungen mechanisch – ohne nachzudenken oder Vergleiche zu ziehen – aufnahmen. Niemand gab uns gegenteilige Informationen, und wir wurden nie ermutigt, weitergehende Fragen zu stellen. Es gab also keinen Anlass, Zweifel zu hegen oder gar zu äussern, denn wir konnten nicht ahnen, dass dieser aufregend wirkende Lehrstoff häufig aus verdrehten Tatsachen oder gar aus reinen Lügen bestand.

Die Gesetze der natürlichen Auslese, der ständige Existenzkampf, das Überleben des Stärksten und der unweigerliche Tod des Schwächsten wurden uns als Siege und Niederlagen präsentiert. Siege, so prägte man uns ein, seien das Ergebnis von Willenskraft, Disziplin und Tapferkeit. Eine durch Zielbewusstsein, Ordnung und Selbstachtung ermöglichte Verwirklichung des eigenen Potenzials sollte elitäre Führer hervorbrin-

gen. Immer wieder wurden hehre Beispiele der Vergangenheit erwähnt. Geschichte war das vorrangige Lehrfach während der Prüfungswoche an der Napola. Dabei konzentrierte man sich auf heroische Persönlichkeiten.

Die Namen, an die ich mich erinnere, gehörten Personen, welche die neuen Herren als Helden definierten. Zum Beispiel war von Albert Schlageter (1894-1923), einem jungen Freikorpsoffizier, die Rede. Er hatte 1923 ein Attentat auf eine Bahnlinie im Ruhrgebiet verübt, das Frankreich nach dem Ersten Weltkrieg besetzt hatte. Ein Spitzel verriet ihn, und er wurde von den Franzosen standrechtlich erschossen. Nun galt er als einer der unsterblichen Helden Deutschlands. Im Hauptgang der Napola hing ein Bild von ihm, ebenso wie von Horst Wessel und von Herbert Norkus (1916-1932). Letzterer war als Hitlerjunge im Berliner Wedding von Kommunisten erstochen worden, als er nationalsozialistische Plakate anklebte.

Man erzählte uns, wie die jungen Helden von Langemarck am 10. November 1914 ins Maschinengewehrfeuer stürmten und mit dem Deutschlandlied auf den Lippen starben. Dadurch, dass sie ihr Leben opferten, während sie *Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt* sangen, seien sie auf ewig zu Helden geworden, auch wenn die Schlacht und am Ende der Krieg mit einer Niederlage endeten.

Ausserdem erfuhren wir, wie überaus mutig der Soldat Adolf Hitler im Ersten Weltkrieg angeblich gewesen war: dass er als Melder mit dem Eisernen Kreuz Zweiter und Erster Klasse ausgezeichnet worden und bei Ypern durch Chlorgas erblindet sei; erst im Lazarett habe er sein Sehvermögen wiedererlangt. Als er zur Behandlung nach München fuhr, war der Krieg verloren, der Kaiser ins Exil nach Holland gegangen. Wie die meisten deutschen Soldaten fühlte auch Hitler sich verraten.

Wir erfuhren weiter, dass Hitler durch seine Fähigkeiten und seine Entschlossenheit, Deutschland vor dem totalen Ruin zu retten, zum Führer der NSDAP aufgestiegen sei. Auch hörten wir von der Loyalität und Hingabe der alten Kämpfer, die nach Hitlers misslungenem Putschversuch am 9. November 1923 zusammen mit ihm und dem Armeegeneral Erich Ludendorff (1865-1937) zur Feldherrnhalle in München marschierten. Plötzlich habe die Polizei das Feuer eröffnet.

Die 14 Männer, die dabei ihr Leben verloren, würden als Helden der Bewegung nie vergessen werden.

Seit der Machtübernahme kam Hitler am Jahrestag dieses Ereignisses mit seiner alten Garde im Münchner Bürgerbräukeller zusammen.

Einer der letzten und ausführlichsten Vorträge an der Napola galt Friedrich dem Grossen (1712-1786). Darin wurden seine militärischen Siege betont, die Preussen die Vorherrschaft über die anderen deutschen Staaten gesichert hätten. Der Ausbilder las uns auch die Rede vor, die der König am 4. Dezember 1757, das heisst am Vorabend der Schlacht von Leuthen, vor seinen Generalen hielt. Er machte ihnen Mut, einen fast doppelt so starken und solide auf einer Anhöhe verschanzten Feind anzugreifen. Am Ende seiner Rede rief der König: «Morgen um diese Zeit werden wir den Feind besiegt haben, oder wir werden uns nicht mehr wiedersehen!»

«Er war ein Heldenkönig», schärfte uns der Lehrer ein, bevor er uns entliess.

Nach der Mittagspause kehrten wir ins Klassenzimmer zurück. Ich hatte ein herzhaftes Essen zu mir genommen und war ein wenig müde. Meine Lebensgeister erwachten jedoch sofort, als wir aufgefordert wurden, einen Aufsatz mit dem Titel «Die Errungenschaften von König Friedrich dem Grossen» zu schreiben. Ich fühlte mich in diesem Thema sehr beschlagen. Der Ausbilder hatte viele hervorragende Leistungen des Königs unerwähnt gelassen. Mein Grossvater, Opa Lehmann, hatte Friedrich den Grossen als Retter Schlesiens verehrt und mir viele Geschichten über diesen schöpferischen Herrscher erzählt.

Wir hatten eine Stunde Zeit, was mir mehr als ausreichend erschien. Die wenigen Aufsätze, die ich zuvor in der Volksschule geschrieben hatte, waren gewöhnlich auf 30 bis 45 Minuten bemessen gewesen.

Ich war entschlossen, meine Sache gut zu machen. Nach einigen Notizen über Inhalt und Aufbau der Arbeit schrieb ich forsch drauflos. Obwohl ich meine neue Uhr stolz am Handgelenk trug, warf ich keinen Blick darauf. Als der Lehrer plötzlich verkündete, wir hätten noch fünf Minuten Zeit, war ich noch weit vom Ende meines geplanten Textes entfernt. Ich hatte nur ungefähr die Hälfte zu Papier gebracht.



Einige meiner Klassenkameraden traten bereits nach vorn, um ihre Hefte abzugeben. Ich geriet in Panik, hob die Hand und bat um mehr Zeit. Vergeblich. Was nun?

Ich hatte zeigen wollen, dass sich meine Kenntnisse über Friedrich den Grossen nicht auf die militärischen Siege beschränkten, die am Morgen behandelt worden waren. Deshalb ging ich auch auf sein Wissen, seine vielen kulturellen Interessen und seine künstlerischen Fähigkeiten ein – vor allem darauf, dass er ein vorzüglicher Musiker war, Flöte spielte und Hofkonzerte dirigierte.

Zudem wiederholte ich die Worte meines Grossvaters, dass Friedrich, obwohl ein absoluter Herrscher, verkündet habe, der Staat müsse der Wohlfahrt des Einzelnen dienen. Er habe es nicht als unter seiner Würde betrachtet, sich die Beschwerden seiner Untertanen anzuhören, und sich stets darum bemüht, eine gerechte Lösung zu finden. Auch wies ich darauf hin, dass der Alte Fritz, wie man ihn später liebevoll nannte, den Satz «Jeder soll nach seiner Fassung selig werden» geprägt hatte. Er schaffte die Folter ab und sorgte dafür, dass die Beamten die Verantwortung für ihre Handlungen trugen.

Gerade hatte ich beschrieben, wie Friedrich Schloss Sanssouci hatte bauen lassen, wo er historische Entscheidungen über die Reform des preussischen Heeres fällte, und wollte nun auf seine Talente als Feldherr und seine siegreichen Schlachten eingehen. Aber jetzt hatte ich nur noch fünf Minuten. Da erinnerte ich mich an die Ermahnung meines Vaters, stets den Führer und seine Bedeutung für Deutschland zu erwähnen. Also beendete ich meinen Aufsatz damit, dass der Führer viele Eigenschaften Friedrichs des Grossen habe. Es sei ein Segen für unsere Nation, einst einen so hervorragenden König gehabt zu haben und nun über jemanden wie Adolf Hitler zu verfügen.

In diesem Augenblick sammelte der Ausbilder sämtliche Arbeiten ein. Ich hatte Friedrich den Grossen mit dem Überschwang eines Neunjährigen porträtiert, der sich eine Zukunft als Schriftsteller erhoffte. Aber ich wusste natürlich, dass mein Aufsatz unvollständig war.

Nach dem Krieg begriff ich, wie unpassend der Vergleich zwischen Hitler und Friedrich dem Grossen gewesen war. Friedrich hatte nicht nur Entscheidungsschlachten und Kriege gewonnen, sondern auch all

seinen Untertanen Religionsfreiheit gewährt. Während er die Folter abgeschafft hatte, wurde Hitler mithilfe der Gestapo und der paramilitärischen Verbände zu einem der grössten Folterer und Mörder der Geschichte.

Während der Woche an der Napola blieben die Ergebnisse aller mündlichen und schriftlichen Prüfungen ein Geheimnis. Wir erhielten keine unserer Arbeiten zurück. Obwohl mein letzter Aufsatz unvollständig war, hegte ich keinen Zweifel daran, dass ich mich gut genug ausgedrückt hatte, um die Anforderungen zu erfüllen. Schon im Alter von neun Jahren hielt ich Schreiben für meine Stärke.

Nicht weniger als ein Drittel unserer Zeit war von Aktivitäten ausserhalb des Klassenzimmers ausgefüllt: in der Turnhalle, auf dem Sportplatz oder im Hallenbad. Ich konnte noch nicht schwimmen und sollte wie alle anderen Nichtschwimmer auf der tiefen Seite ins Becken springen. Sobald wir auf den Boden gesunken waren, würde uns einer der Rettungsschwimmer herausholen.

Natürlich zögerte ich, ins tiefe Wasser zu springen, doch ein Rettungsschwimmer flüsterte mir zu: «Spring, wenn du aufgenommen werden willst. Ich hole dich gleich raus.» Also sprang ich und sackte wie ein Stein nach unten, wobei sich Mund und Nase mit Wasser füllten. Ich schluckte und keuchte und geriet in Panik. Es schien sehr lange zu dauern, und ich war vor Angst erstarrt, bevor mich der Rettungsschwimmer endlich herauszog. Hustend eilte ich zur Toilette und übergab mich.

Danach war ich jedoch stolz auf meine Tapferkeit. Ich glaubte, nicht nur den schulischen und sportlichen Anforderungen gerecht geworden zu sein, sondern auch die Mutprobe bestanden zu haben.

\*

Nach meiner Rückkehr lautete die erste Frage meines Vaters: «Hast du bestanden?» Ich erwiderte zuversichtlich: «Ja, ganz bestimmt.»

Doch ein paar Tage später erhielt mein Vater einen Brief von Dr. Hellmann, dem Schuldirektor der Napola, in dem es hiess, dass ich die Anforderungen nicht erfüllt hätte.

Wie war das möglich? Ich fühlte mich am Boden zerstört.

Mein Vater rief Dr. Hellmann an und nannte ihn respektvoll «Herr Obersturmführer». Dieser SS-Rang war mit dem eines Oberleutnants vergleichbar, während mein Vater sich kurz vor der Beförderung zum Untersturmführer befand, was dem Leutnantsrang entsprach. Er hörte erstaunt zu und sagte «Heil Hitler», bevor er sichtlich erregt auflegte.

Dann wandte er sich an meine Mutter und erklärte sarkastisch: «Unser Sohn ist ein Waschlappen. Gerade habe ich von Dr. Hellmann erfahren, dass er in zwei Jahren eine Chance haben könnte, sich für eine der neuen Adolf-Hitler-Schulen\* zu qualifizieren. Aber dazu bedarf es noch intensiver Vorbereitungen!» Er zählte meine Mängel einen nach dem anderen auf.

«Mag sein» war alles, was ich meine Mutter sagen hörte.

Doch mein Vater bekräftigte: «Der Junge ist eine totale Enttäuschung, eine Niete, eine Null!»

Verstört erkundigte ich mich, in welchen Fächern ich durchgefallen sei. Er erwiderte, es fehle mir an geistiger und körperlicher Ausdauer. Ich sei nicht hart und willensstark genug, um dem kraftvollen Bild eines Napola-Jungmanns gerecht zu werden. «Du bist ein verträumter Schlappschwanz!», lautete sein wütendes Urteil.

Später, als ich mit meiner Mutter allein war, vertraute sie mir an, der Hauptgrund für mein Scheitern sei gewesen, dass ich zu anfällig gewirkt hätte. Dabei hatte ich nach der Eingangsuntersuchung, obwohl ich an einer Erkältung und Magenverstimmung litt, kein einziges Mal einen Arzt aufgesucht und keine Unterrichtsstunde versäumt. Es musste also noch andere Gründe geben.

Aber all das änderte nichts an der Tatsache, dass ich mich wieder einmal – und zwar auf einem entscheidenden Gebiet – als Versager erwiesen hatte. Dieses Mal züchtigte mich mein Vater nicht wie so oft, sondern sorgte dafür, dass ich mich beschämt und erniedrigt fühlte. Er packte meinen Arm und streifte die wertvolle Uhr ab, die er mir

\* Seit April 1937 bestehende Parteischulen, die der Hitlerjugend angeschlossen waren. Im Unterschied zu den Napolas konnte man sich für die Adolf-Hitler-Schulen nicht bewerben, sondern wurde für die Prüfung ausgewählt.

geschenkt hatte. Er tat dies ohne ein Wort, doch mit einer Miene, die erkennen liess, dass ich die Armbanduhr nicht verdient hatte. Ein Nebeneffekt der Napola-Aufnahmeprüfung war, dass meine Mutter mich zu einem Orthopäden brachte und mir Einlagen verschreiben liess. Ich hatte Plattfüsse.

Um mich in Form zu bringen, kaufte Vater einen fünf Kilo schweren Medizinball. Im Hof schleuderte er den Ball mit solcher Gewalt gegen mich, dass ich umfiel. Ich musste aufstehen und den Ball zurückwerfen. Das ging so weiter, bis ich völlig erschöpft war. Dann fragte er mit schneidender Stimme: «Was wird von einem deutschen Jungen erwartet?» Und ich musste antworten: «Er soll so schnell wie ein Windhund, zäh wie Leder und hart wie Kruppstahl sein!»

In den folgenden Jahren liess mein Hass auf den Medizinball nicht nach. Mein Vater trainierte mich, wann immer er Zeit hatte. Vor allem sonntags beharrte er darauf- wenn das Wetter es zuliess -, dass die ganze Familie im Park spazieren ging. Ich musste den schweren Ball tragen und ihn dann fangen und zurückwerfen, bis ich keine Kraft mehr hatte. Vaters abschliessender Kommentar lautete stets «Schwächling» oder «Leichtgewicht». Erst Jahre später, als er zum Militär eingedrückt war, sollte meine Demütigung ein Ende finden.

In Hoyerswerda musste ich noch ein paar Wochen die Schule besuchen, bevor wir im Spätherbst 1937 nach Breslau umzogen.

Eines Morgens kam ein riesiger Möbelwagen. Innerhalb eines Tages wurden all unsere Habseligkeiten – sorgfältig in Kisten, Kartons, Körbe und Koffer verpackt und dann gekennzeichnet – eingeladen. Am nächsten Tag begann der Umzug.

Meine Eltern hatten eine im ersten Stock gelegene Vierzimmerwohnung am Südwestrand von Breslau gemietet. Sie war Teil eines Wohnkomplexes mit roten Ziegelhäusern in der Kürassierstrasse 123. Zum Rundfunksender, dem Arbeitsplatz meines Vaters und bald auch meinem eigenen, brauchte man zu Fuss ungefähr 20 Minuten.

Breslau (heute Wroclaw) war damals die Hauptstadt der Provinz Niederschlesien. Die Altstadt hatte sich mit engen Strassen sowie alten katholischen und protestantischen Kirchen ihren mittelalterlichen Charakter bewahrt. Selbst mein Vater, der kaum Interesse an Kirchen hatte, schien stolz zu sein, wenn er Besuchern die Sankt-Elisabeth-Kirche zeigte. Sie beherbergte eine der grössten Glocken Schlesiens, eine prächtige Orgel und ein berühmtes Porträt Martin Luthers.

Meine anfängliche Begeisterung liess jedoch rasch nach. Der Übergang vom Leben in den Wäldern in ein Dorf, dann in eine Kleinstadt und nun in eine Grossstadt – also der Wechsel von der Natur in einen Komplex aus Mietskasernen – war bedrückend. Nachdem sich die mit dem Umzug verbundene Aufregung gelegt hatte, fühlte ich mich verwirrt und einsam. Wenn ich nachts nicht einschlafen konnte, führten mich meine Gedanken zurück in den Wald und zu den Hunden, die ich am stärksten vermisste. Zuerst hatten wir Troll und Treff zurücklassen müssen und nun auch Sonja.

Warum waren wir nach Breslau umgezogen? Mein Vater gab es nie zu, aber ich glaube, der einzige Grund dafür, dass ihm seine neue Position beim Rundfunk übertragen wurde, war seine Mitgliedschaft im SS-Sicherheitsdienst. An dessen Spitze stand Reinhard Heydrich (1904-1942), der 1939 zudem Chef des neu geschaffenen Reichssicherheitshauptamts (RSHA) wurde. Mithin war mein Vater, damals seit einem Jahr SD-Mitglied, höchstwahrscheinlich als «Wachhund» für den Intendanten Hanns-Otto Fricke eingesetzt worden. Dem Intendanten unterstanden der Reichssender Breslau und zwei Nebensender in Görlitz und Gleiwitz. Vaters Version lautete, ein enger Freund habe von der offenen Stelle gewusst und ihn dafür empfohlen. Der Freund hatte grossen Einfluss in Parteikreisen, und vielleicht wählte er meinen Vater tatsächlich für den Posten aus, aber nicht wegen dessen Verwaltungsfähigkeiten, sondern vielmehr wegen seiner politischen Zuverlässigkeit.

Mein Vater bekam nicht nur die Stelle, sondern wurde auch bald vom Sekretär zum persönlichen Referenten befördert. Kurz darauf stieg er zum Hauptreferenten und stellvertretenden Sendeleiter und dann sogar zum kommissarischen Sendeleiter auf, bevor er sich 1943 der kämpfenden Truppe freiwillig als Kriegsberichterstatter anschloss.

Hätte er diese vier wichtigen Beförderungen auf einem Gebiet, auf dem er keine Vorkenntnisse hatte, innerhalb von nur vier Jahren erhalten können, wenn seine Hingabe an den Nationalsozialismus, dessen Führer und Ziele nicht über jeden Zweifel erhaben gewesen wäre?

Doch unzweifelhaft hatte mein Vater aussergewöhnliche organisatorische Fähigkeiten. Nach Aussage meiner Mutter bestand zunächst eine gewisse Spannung zwischen ihm und seinem Chef, Intendant Fricke, aber nach einiger Zeit begannen sie einander zu respektieren. In politischen Angelegenheiten wurde mein Vater zum verlässlichen «Ausputzer» des Intendanten, besonders wenn man mit Joseph Goebbels' Propagandaministerium verhandeln musste, das unter den Nationalsozialisten alle deutschen Rundfunksender kontrollierte.

Es machte mir nichts aus, dass ich meinen Vater jetzt selten sah. Er war damit beschäftigt, sich in seinen neuen Posten einzuarbeiten und Beziehungen zu einflussreichen Leuten in der Partei und in der Kul-

turszene zu knüpfen. Aber ich war einsam. In diesem knappen halben Jahr schloss ich nur eine einzige enge Freundschaft, nämlich mit Dieter Heinrich. Bald sollten wir beide Mitglied desselben Jungvolk-Fähnleins werden. Zwei Jahre später wurde er in die Adolf-Hitler-Schule aufgenommen, ich jedoch nicht. 1945 sollte er ganz in meiner Nähe in der ersten Schlacht fallen, an der wir als Angehörige des Volkssturms teilnahmen.

Neben Dieter gab mir noch der Schuster Stefan, der alle Schuhe in der Nachbarschaft reparierte, einen gewissen Trost. Sein Arbeitsplatz war einen Block von unserem entfernt, und er schien stets für ein Gespräch aufgeschlossen zu sein. Wann immer ich Schuhe brachte oder abholte, ermunterte er mich, auf einem der dreibeinigen Hocker Platz zu nehmen und eine Weile zu bleiben. In einem grossen Glasgefäss neben seiner Kasse hielt er immer Bonbons für Kinder bereit, von denen er mir auch anbot. Wegen der Bonbons und der interessanten Geschichten besuchte ich den alten Schuster häufig.

«Man muss lernen, unsere Welt zu verstehen» war eine seiner Lieblingsbemerkungen. Häufig sprach Schuster Stefan über erstaunliche Dinge. Zum Beispiel liess er sich gern darüber aus, dass viele Tiere bessere Sinnesorgane hätten als der Mensch. Natürlich wusste ich, dass Hunde einen besseren Geruchssinn und Katzen oder Vögel eine viel bessere Sehschärfe haben als wir Menschen. Aber der alte Schuster schien besonders von Fledermäusen und Bienen fasziniert zu sein. Fledermäuse, die einzigen Säugetiere, die wirklich fliegen könnten, seien fähig, sich in dichten Schwärmen zu bewegen, ohne jemals zusammenzustossen. Dazu bedienten sie sich einer Echolotung mit Ultraschall.

Stefan war nicht nur Schuster, sondern auch Imker und kannte sich deshalb mit Honigbienen aus. Zum Beispiel erklärte er mir, Bienen könnten Lichtstrahlen erkennen, die für uns unsichtbar seien.

Ausserdem war Schuster Stefan von Heldensagen und Mythen angetan. Abends nach dem Essen, wenn er noch arbeitete, erzählte er mir häufig lange Geschichten, und ich lauschte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit. Vielleicht wurde ich dadurch, dass ich mich schon von früher Jugend an mit Götter- und Heldensagen beschäftigte, ein so leidenschaftlicher Leser.

Stefan verhalf mir zu der Erkenntnis, dass nicht jeder aus demselben Holz geschnitzt ist. Der einfachste Mensch könne Kostbares in seinem Innern entdecken, wenn er nur danach zu suchen bereit sei. Manche seien in der Lage, Musik zu komponieren, Gedichte oder Erzählungen zu verfassen, Bilder zu malen oder Dinge zu bauen, an die niemand je zuvor gedacht habe. Jeder brauche nur seine eigenen verborgenen Tiefen zu entdecken!

Schuster Stefan hatte die Gabe, zuzuhören und mich zu trösten. So versicherte er mir, dass auch ein Junge weinen dürfe. Ich hatte ihm anvertraut, wie sehr ich unsere Hündin Sonja vermisste. Dabei liefen mir Tränen über die Wangen, und ich entschuldigte mich verlegen.

Er entgegnete: «Ich verstehe dich. Das würde mich auch zum Weinen bringen!»



An unser erstes Weihnachtsfest in Breslau – 1937 – kann ich mich nicht mehr erinnern. Damals waren wir wohl noch nicht vollständig eingerichtet. Meine Mutter dürfte Christstollen und Pfefferkuchen gebacken haben, und am Heiligen Abend wurde bestimmt, wie es der Tradition unserer Familie entsprach, Karpfen serviert. Das nächste Weihnachtsfest ist mir jedoch wegen meiner Geschenke im Gedächtnis geblieben: Skier und Skistiefel. Ungeachtet des Wetters verbrachte ich jeden Tag der Ferien auf dem Kinderzobten, einem kleinen Berg, dessen Gelände auch für Kinder und erwachsene Anfänger geeignet war.

1938 hatte verheissungsvoll begonnen. Mein Selbstvertrauen war erneut erwacht. Ich hatte ein Wäldchen und einen Fluss, die Lohe, in Gehweite entdeckt. Dorthin konnte ich ab und zu fliehen, um mich dem Schatten meines Vaters zu entziehen. Sein neuer Posten gab ihm das Gefühl, ein wichtiger Mann zu sein, und häufig arbeitete er bis in die Nacht hinein. Dann konnte ich ins Bett gehen, ohne seine Fragen nach dem, was ich in und ausserhalb der Schule geleistet hatte, beantworten zu müssen. An solchen Abenden fühlte ich mich erleichtert, weil ich von Kritik und Vorwürfen verschont blieb.



Ende Januar oder Anfang Februar wartete meine Mutter nach der Schule aufgeregt und ungeduldig auf mich. Sie hatte meinen Sonntagsanzug hervorgeholt, denn ich sollte schnell etwas essen und dann zum Rundfunksender gehen, wo mich eine Dame namens Ria Hans um 16 Uhr auf meine Eignung für eine Rolle in dem Kinderprogramm «Die Bastelstunde» prüfen werde. «Wenn sie dich nimmt», versprach mir meine Mutter, «kannst du eine Menge Taschengeld verdienen.» Ich sollte nicht an einer Probe, sondern an einer richtigen Sendung teilnehmen. Denn ein Junge, der zur regulären Besetzung gehörte, war ausgefallen und musste auf der Stelle ersetzt werden. Ich war im richtigen Alter, und Ria Hans betrachtete mich als ihre erste Wahl, wahrscheinlich wegen der neuen Position meines Vaters im Sender. Wenn er sich darüber freute, so verschwieg er es mir.

Ich dagegen freute mich wirklich, zu dieser kleinen Besetzung aus einem Mädchen und drei weiteren Jungen zu gehören. Bei meinem ersten Auftritt mussten wir ein einfaches Vogelhäuschen bauen. Ria Hans gab die Anweisungen. Wir vier erhielten einen Behälter mit den erforderlichen Materialien, darunter Leim, Nägel und ein Hammer, und es gelang uns, das Häuschen zusammenzubauen, wobei wir Fragen stellten und Kommentare abgaben.

Es war ein Liveprogramm, und nach anfänglichen Schmetterlingen im Bauch fühlte ich mich wohl und beteiligte mich mit Begeisterung an dem kleinen Projekt. Offenbar machte ich meine Sache gut, denn mir wurde eine ständige Rolle in diesem wöchentlichen Programm versprochen. Mein Honorar betrug zwei Mark pro Sendung, von denen ich 50 Pfennig als Taschengeld behalten durfte, während 1,50 Mark auf Anordnung meiner Eltern in mein Sparschwein und dann auf ein Konto wanderten, das in der nahe gelegenen Sparkasse für mich eröffnet worden war. Sogar als man meine Gage auf drei Mark erhöhte, durfte ich davon nur 50 Pfennig ausgeben. Der Rest musste gespart werden.

Bald avancierte ich vom Teilnehmer der Bastelstunde zum Rundfunkschauspieler, und Ria Hans, die bei den meisten dieser Hörspiele Regie führte, wollte mich in die Rundfunkspielschar aufnehmen. Ich war begeistert von dem Vorschlag, aber mein Vater lehnte ab. Von mei-

ner Mutter erfuhr ich bei anderer Gelegenheit, dass er seinen Sohn auf keinen Fall Schauspieler werden lassen wolle.

Später gestattete er meinen beiden Schwestern, dieser Gruppe künstlerisch veranlagter Kinder beizutreten; aber ich musste seiner Ansicht nach abgehärtet werden. Deshalb schickte er mich zum regulären Jungvolk, wo eine striktere Disziplin herrsche. In zwei Jahren sollte ich die Aufnahmeprüfung für die Adolf-Hitler-Schule ablegen, und dafür gelte es, mich nun körperlich und geistig in Form zu bringen.

## OBERSCHULE UND HITLERJUGEND

Vorläufig musste ich eine lokale Oberschule besuchen, in welche die normalen Bürger ihre Söhne schickten. Ich bestand die Aufnahmeprüfung für das König-Wilhelm-Gymnasium (die spätere Zwinger-Oberschule), denn dabei kam es nur auf Wissen an.

Mein Vater überlegte es sich jedoch anders und erklärte, ich solle eine andere Oberschule in der Nähe des Hauptbahnhofs besuchen, die als besonders gutes Gymnasium galt. Sein Bruder, Onkel Hans, hatte die Schule absolviert und war nun Arzt. Mein Vater forderte mich sarkastisch heraus: «Mal sehen, ob du wenigstens die Aufnahmeprüfung für das Elisabet-Gymnasium schaffst.» Ich fürchtete mich vor einer weiteren Prüfung, hatte aber keine Wahl und bestand sie. Vielleicht war es tatsächlich die beste Schule für mich – wenn auch nicht in dem Sinne, wie es sich mein Vater vorgestellt hatte. Die Wissensvermittlung dieses Gymnasiums stand nämlich eindeutig in der humanistischen Tradition.

Die Lehrer waren mit drei oder vier Ausnahmen keine politischen Aktivisten. Fragen von Recht und Unrecht wurden auf einer moralischen Grundlage gelöst, die nicht gerade den nationalsozialistischen Massstäben entsprach. An dieser Jungenschule gab es nur männliche Lehrkräfte. Als Zehnjähriger hielt ich die meisten dieser hervorragenden Pädagogen für ein wenig altmodisch, denn sie waren überwiegend Beamte in reiferen Jahren.

Meine Klasse setzte sich aus Jungen zusammen, die sämtlichen Bevölkerungsschichten angehörten: vom Sohn einer aristokratischen Familie bis hin zu dem eines Kleinbauern oder Arbeiters. Aber die

meisten von uns entstammten der Mittelschicht und hatten Freiberufler, Beamte oder kleine Geschäftsleute zum Vater.

Ich gewann rasch neue Freunde. Neben mir sass Klaus Schauer- mann. Bald schlossen wir Blutsbrüderschaft und blieben bis 1999 be- freundet. Er starb im Oktober desselben Jahres, eine Woche nachdem er mich besucht und die letzten Kapitel dieses Buches gelesen hatte.

In vielerlei Hinsicht waren wir gegensätzliche Naturen. Klaus hatte den Geist eines Mathematikers und Ingenieurs und war viel praktischer veranlagt als ich. Trotz seiner Grösse und Körperkraft ging er Aus- einandersetzungen aus dem Weg. Er verstand es, mich anzuspornen, und ich versuchte, seine Herausforderungen anzunehmen, während ich mich denen meines Vaters widersetzte.

Studienrat Poppe, mein erster Deutschlehrer am Gymnasium, war aus einem einfachen Grund mein Lieblingslehrer. Er hatte herausge- funden, dass ich Gedichte schrieb, und mich darin bestärkt. Auch hatte er meiner Mutter mitgeteilt, ich sei begabt. Andererseits hatte er etwas von einem Eiferer an sich. Zum Beispiel legte er Wert darauf, alle Fremdwörter einzudeutschen. Als ich in einem meiner Aufsätze das Wort «Portemonnaie» benutzte, strich er es durch und schrieb «Geld- börse» an den Rand. Seine Handschrift war geradezu kalligrafisch zu nennen.

Gewöhnlich trug Studienrat Poppe einen weissen Mantel, der an ei- nen Friseurkittel erinnerte. Darum hatten die Schüler ihm den Spitzna- men «der Barbier» verliehen. Einige meiner Klassenkameraden hielten ihn für ein wenig übergeschnappt, doch ich war von ihm begeistert, denn er gab mir immer die Noten «gut» oder «sehr gut» für meine Aufsätze.

Neben Deutsch waren meine Lieblingsfächer Sport (vor allem Leichtathletik und Ballspiele, nicht jedoch Turnen), Biologie und Geo- grafie. Mathematik und Englisch konnte ich nicht leiden, und meine Begabung für Kunst und Musik war nur durchschnittlich. Trotzdem sollte ich gute Musik und Kunst später im Leben sehr zu schätzen wissen und ein reges Interesse an ihnen entwickeln.

Folglich waren meine Zensuren stets gemischt: «sehr gut» und «gut» in den Fächern, die mir gefielen, «befriedigend» oder «ausreichend» in denen, die mir gleichgültig waren. Zu den letzteren gehörte drei Jahre

später auch Latein. Mathematik, Englisch und Latein waren jedoch die Fächer, die mein Vater für entscheidend hielt.

Er war mit meinen Leistungen nie zufrieden, doch sein neuer, sehr wichtiger Posten liess ihm keine Zeit, meine Schularbeiten zu überwachen. Deshalb wies er meine Mutter an, meine Hausaufgaben täglich zu kontrollieren, mich zu beraten und so lange üben zu lassen, bis ich alles Notwendige verstanden hatte.

Manchmal fragte sie verzweifelt: «Warum fehlt dir nur der Wille zu lernen?»

Ich hatte keine Antwort und versuchte, mich zu konzentrieren.

\*

In jenen Tagen sah ich Hitler zum ersten Mal. Sogar aus grosser Entfernung übte er eine geradezu hypnotische Wirkung auf mich aus. Ich stimmte ein in den Jubel all derer, die mich umgaben. Heute kann ich den Überschwang des Publikums in der Breslauer Jahrhunderthalle nicht mehr verstehen. Die Halle war überfüllt, und viele mussten draussen warten. Ich habe vergessen, wie ich hineingekommen bin – wahrscheinlich mit den Rundfunkleuten, wofür mein Vater gesorgt haben musste.

Es war die Zeit, in der die Mehrheit der deutschen Bevölkerung von Enthusiasmus für Hitlers Leistungen durchdrungen war. Die Wirtschaft blühte, die Arbeitslosigkeit war beseitigt, das neue Autobahnnetz dehnte sich aus und verband alle Grossstädte, Breslau eingeschlossen, miteinander. Der Volkswagen kam auf den Markt und sollte zu einem niedrigen Preis in die Massenproduktion gehen.

Deutschland war eine Nation von begeisterten Gefolgsleuten geworden, und ich gehörte als Sextaner dazu. Hitler hatte fest Fuss gefasst und erschien den meisten als fürsorglicher Diktator mit genialen Fähigkeiten. Darauf wies mein Vater häufig hin, wenn er über politische Themen sprach.

Ich spürte nichts von der Härte und Grausamkeit, mit der Hitlers totalitäres Regime missliebige Personen unterdrückte, und hegte keinen Argwohn. Zwar wusste ich, dass es Konzentrationslager gab,

aber meine Mutter hatte mir erklärt, dass gewöhnliche Verbrecher ins Gefängnis und Schwerverbrecher ins Zuchthaus gesteckt würden. Staatsfeinde dagegen würden ihre Strafe in Konzentrationslagern ableisten, die, wie sie und damit auch ich glaubte, mit Arbeitslagern vergleichbare Erziehungsanstalten seien. Damals bezeichnete man die Haft in einem Konzentrationslager sogar als Schutzhaft. Die dortigen Häftlinge seien fortschrittsfeindliche Kommunisten und sonstige zum Terrorismus neigende Gegner des Reiches, die umerzogen werden müssten. Ich war der Meinung, dass K Z-Insassen, sobald sie zur Ideologie des Nationalsozialismus bekehrt worden waren, ihre Freiheit zurückerhielten. Keiner meiner Lehrer oder meiner Jungvolk-Führer kam jemals auf Konzentrationslager und die Vorgänge in ihnen zu sprechen.

1945 sah ich, wie erwähnt, Dokumentarfilme über die Befreiung der Konzentrationslager, und erst 1948 besichtigte ich zusammen mit meinen Klassenkameraden Dachau. Mit meinem Bruder Wulf, der sich von den in Auschwitz-Birkenau verübten Untaten überzeugt hatte, führte ich eine lange Nacht hindurch ein Gespräch, in dem er seine entsetzlichen Eindrücke und die ihn weiterhin verfolgenden Qualen mit mir teilte. Aber das geschah mehr als 20 Jahre später.

Zu dem Zeitpunkt, als meine Mutter mir erklärte, was Konzentrationslager seien, hatte man noch keine Vernichtungslager eingerichtet. Aber viele Insassen wurden ohne Wissen der Öffentlichkeit bereits ermordet, wie die Aussagen unzähliger Zeugen nach dem Krieg belegen sollten.

Kurz nachdem ich Pennäler und Pimpf geworden war, holte mein Vater zwei Bände aus seinem Bücherschrank. Nun sei es für mich an der Zeit, diese beiden wichtigen Bücher zu lesen. Das eine war Adolf Hitlers *Mein Kampf*, das andere Alfred Rosenbergs *Der Mythos des 20. Jahrhunderts*.

Ich rechnete damit, dass mich mein Vater, wie es seine Gewohnheit war, bald nach dem Inhalt der beiden Bücher befragen würde. Deshalb zwang ich mich, beide zu lesen, obwohl meine Konzentration immer

schon nach ein paar Seiten nachliess. In Hitlers Buch muss ich die Passagen, in denen er seine politischen Ziele mit allen schockierenden Einzelheiten umriss, übersprungen haben. Denn nur sein Bericht über die Zeit, die er als erfolgloser Künstler in Wien verbrachte, und über seine Erfahrungen im Ersten Weltkrieg kam mir mehr oder weniger interessant vor.

Das Buch von Rosenberg lag damals ausserhalb meines Aufnahmevermögens. Ich blätterte es mehrere Male durch, war jedoch nicht in der Lage, den ganzen Text zu lesen. Zum Glück stellte mein Vater mir jedoch keine einzige Frage zu diesen Büchern.

Allerdings wurde später, auf einem unserer Schulungsabende in einem Jungvolk-Lager, über beide Bücher diskutiert. In erster Linie wies man uns darauf hin, wie wichtig es sei, einen starken Charakter, Willenskraft und Selbstdisziplin zu entwickeln. Als «nordische Menschen» seien wir die höchste Rasse der Erde und hätten damit die Pflicht, die schlechten Gewohnheiten abzuwerfen, die durch minderwertige Rassen in den Volkskörper eingedrungen seien. Doch seien wir in der glücklichen Lage, unter dem Einfluss eines grossen Lehrers und Vorbilds zu leben: Adolf Hitlers. Deutschland habe nie zuvor einen so grossen Führer besessen. Wir müssten jedoch auf der Hut sein: Juden und Kommunisten hätten es nämlich darauf abgesehen, Deutschland zu zerstören.

Der Tag meines Eintritts ins Jungvolk – der 20. April 1938, Hitlers Geburtstag – rückte näher. Ich brauchte eine Uniform, doch meine Mutter hatte nicht genug Geld für den Kauf. Die meisten meiner Klassenkameraden waren bereits im Besitz einer Uniform, und ich wünschte mir wenigstens eine Sommerausrüstung: braunes Hemd, kurze schwarze Hose, das Koppel mit der offiziellen Schnalle und vor allem ein Fahrtenmesser, das in einer Metallscheide am Koppel getragen wurde. Meine Mutter drängte mich: «Frag deinen Vater, ob du sie jetzt haben kannst!»

Ich hatte Angst, ihn zu fragen, doch ich überwand mich. Er schien verärgert zu sein und erwiderte, er brauche das Geld für einen anderen Zweck. Ich müsse warten.

So erschienen am Tag der Aufnahme alle in Uniform – nur ich nicht. Ich trug ein elfenbeinfarbenes Hemd und sah aus wie ein weisses Schaf in einer schwarzen Herde. An jenem Abend liess ich, immer noch in meinem elfenbeinfarbenen Hemd, meinen Vater wissen, dass ich als Einziger keine Uniform getragen hätte. Aber das veranlasste ihn nicht, seine Meinung zu ändern. Ich müsse warten, bis er meiner Mutter das Geld geben könne.

In meiner Enttäuschung fiel mir plötzlich ein, dass ich auf meinem Sparkonto schon genug Geld für die Uniform hatte. Natürlich brauchte ich die Erlaubnis meines Vaters. Zu meinem Erstaunen war er mit dieser Lösung einverstanden. Meine Mutter und ich kauften nicht nur eine vollständige Sommer-, sondern auch eine Winteruniform und, was vielleicht am wichtigsten war, das dazugehörige Fahrtenmesser.

In späteren Jahren bin ich häufig gefragt worden, ob ich der Hitlerjugend freiwillig beigetreten sei. Das war der Fall, denn in Deutschland gab es keine andere Jugendbewegung, der ich mich hätte anschliessen können.\* Alle Kinder, die ich kannte, wollten in die Hitlerjugend eintreten und hätten es auch dann getan, wenn sie eine Alternative gehabt hätten. Ich wäre lieber Mitglied der Rundfunkspielschar gewesen, aber da mir diese Möglichkeit verwehrt wurde, war ich froh, einer regulären Organisation anzugehören. Ohnehin hätte mein Vater mir den Beitritt befohlen, denn im Jungvolk setzten sich seiner Ansicht nach die Wandervogel-Traditionen fort, die er in seinen jüngeren Jahren so sehr geschätzt hatte.

Einer der Grundsätze der Hitlerjugend bestand darin, dass Jugendliche von Jugendlichen geführt werden müssten und dass wir alle eine enge Kameradschaft zu pflegen hätten. Geländespiele, Ausflüge mit Lagerfeuern und sportliche Aktivitäten gefielen mir am besten. Auch der soldatische Drill und die vom Regime verfügte Indoktrination wurden begeistert von uns aufgenommen. Wir wussten es nicht anders.

\* Am 8. Mai 1933 wurden der 1926 als offizielle Jugendorganisation der NSDAP gegründeten Hitlerjugend alle bestehenden Vereinigungen dieser Art angegliedert. Am 1. Dezember 1936 verfügte das «Gesetz über die Hitlerjugend», dass alle deutschen Jugendgruppierungen innerhalb des Reichsgebiets in ihr zusammengefasst wurden.



Im Jungvolk erzog man uns dazu, Befehlen bedingungslos zu gehorchen. Aber wir hatten auch die Chance, im Rahmen der Gleichschaltung unsererseits zu Führern aufzusteigen. Dann wurden unsere eigenen Befehle befolgt, was mich schon früh motivierte, eine solche Position anzustreben.

Kurz darauf, nämlich an meinem zehnten Geburtstag, dem 23. Mai 1938, kam mein Bruder Friedrich Wulf zur Welt.

Die gesamte deutsche Jugend wurde in ein System hineingeboren, in dem man sie zu Hause, in der Schule und später im Jungvolk anwies, loyal, ehrlich, rücksichtsvoll und hilfsbereit zu sein. Jeder hatte die Mission, Führer, Volk und Vaterland ergeben zu dienen. Für die Volksgemeinschaft galt das Motto: «Einer für alle, alle für einen!»

Welche Fragen hätte ein Zehn- oder Elfjähriger stellen können, der dazu aufgerufen wurde, auf die Grösse seines Landes hinzuwirken, der an einer renommierten Schule ausgebildet wurde und als Mitglied des Jungvolks von ebenso begeisterten Gleichaltrigen umgeben war?

Deshalb reagierte ich nach der Kristallnacht alles andere als human. Ich hätte mich an die Worte meines ersten Lehrers erinnern und sie abwandeln sollen: «Wie würde ich mich an der Stelle der Juden fühlen?» Doch solche Gedanken waren mir fern.

Wahrscheinlich hatte ich Fussball, Motorradfahrten oder meine Hausaufgaben im Kopf, denn mir war entgangen, dass Herschel Grynszpan, ein zorniger 17-jähriger polnischer Jude, den deutschen Botschaftssekretär in Paris, Ernst von Rath, am Tag vor der so genannten Kristallnacht («Reichspogromnacht») angeschossen hatte. Der Diplomat starb einen Tag später, am 9. November, in der Nacht, in der sich Hitler und seine alten Kämpfer in München versammelten, um der Opfer des Putsches von 1923 im Bürgerbräukeller zu gedenken.

Mein Vater war an jenem Abend zu Hause und muss, nachdem ich bereits eingeschlafen war, einen Anruf von seiner SD-Einheit erhalten haben. Das Telefon befand sich im Schlafzimmer meiner Eltern. Ich hörte es nicht klingeln und merkte nicht, dass er fortging. Aber als er

am Morgen vor sechs Uhr zurückkehrte, wachten meine Mutter und ich auf. Mein Vater verlangte, dass sie das Frühstück zubereitete. Er schien erregt zu sein und sprach mit lauter Stimme, sodass ich ihn gut verstehen konnte. Ich erinnere mich an seine Worte, als wären sie heute gefallen: «Heute Nacht haben wir den Juden aber mal richtig eingeheizt!»

Nach dem Krieg leugnete er, diese Äusserung gemacht zu haben, und wurde sehr ärgerlich, wenn ich ihn daran erinnerte. Aber meine Mutter bestätigte den Wortlaut.

Meine persönlichen Erinnerungen an die Kristallnacht haben in der Tat mit zerbrochenem Glas zu tun. An der Ecke, an der ich auf dem Weg zur Schule in eine andere Strassenbahn umsteigen musste, gab es im Untergeschoss ein Schuhgeschäft, das Juden gehörte. Es war zum Ziel eines der Übergriffe geworden. Die Schaufenster waren bereits mit Brettern vernagelt. Ich schaute durch die Ritzen und sah zwei Männer mit langen Bärten Inventur machen. Sie trugen schwarze Kaftane und schwarze Hüte. Der jünger wirkende Mann zählte die Artikel, der ältere schrieb die Angaben nieder.

Ein paar Tage später ging ich an dem Süsswarenladen vorbei, in dem ich hin und wieder Bonbons und Schokolade kaufte. Er war entweder verschont worden, oder man hatte die Schaufensterscheiben bereits ersetzt. Ich entdeckte keine Beschädigung, aber das Geschäft war leer. Man hatte es geschlossen.

Ich erinnere mich auch daran, dass ich mit einer Strassenbahn an der ausgebrannten Synagoge vorbeifuhr. Die Brandstätte schwelte noch, und man hatte sie mit Seilen abgesperrt. Auf dem Bürgersteig war niemand zu sehen.

Wie viele schämten sich dessen, was sich abgespielt hatte? Wir werden es nie erfahren, denn die meisten schwiegen. Sehr viel später fand ich heraus, dass meine beiden Grossmütter von Scham erfüllt waren.

Erst vor kurzem erfuhr ich, dass einige Oberstufenschüler des Elisabeth-Gymnasiums nach der Kristallnacht nicht mehr zum Unterricht kamen. Das war in meiner Klasse nicht der Fall, denn wir hatten keinen einzigen jüdischen Mitschüler. Über 50 Jahre später berichtete Walter Horn, ein damaliger Schüler der Oberstufe, in der Gedenk-

Schrift zum Gründungsjubiläum des Elisabet-Gymnasiums, er sei gezwungen worden, unsere Schule nach der Kristallnacht zu verlassen. Er überlebte den Holocaust als einziger Angehöriger seiner Familie, weil es seinen Eltern aufgrund persönlicher Beziehungen gelungen war, ihn auf ein Internat in England zu schicken. In dem Artikel erwähnte er, dass sich einige der älteren Lehrer schützend vor die jüdischen Schüler gestellt hätten. Seit 1981 sind seine Frau und er mehrere Male nach Deutschland zurückgekehrt, um an Klassentreffen teilzunehmen.

Die Kristallnacht war eines von vielen folgenreichen Ereignissen des Jahres 1938. Im selben Jahr kam es auch zum «Anschluss» Österreichs an Deutschland. Mittlerweile war die grosse Mehrheit der Deutschen in und ausserhalb des Reiches zu Anhängern der Regierung geworden. Auch meine Eltern sprachen sich dafür aus, dass Hitler die Landesgrenzen erweiterte, um die Heimkehr von Millionen Deutschen zu ermöglichen, die nach dem Ersten Weltkrieg durch den Versailler Friedensvertrag vom Vaterland abgetrennt worden waren. Die Zerstückelung der Nation hatte dazu geführt, dass der grösste Teil Westpreussens an Polen gefallen war, wodurch der Polnische Korridor entstand, der Ostpreussen vom Deutschen Reich abschnitt.

Das auf weniger als ein Viertel seiner einstigen Grösse geschrumpfte Österreich umfasste nun das Gebiet, dessen Bewohner Deutsch sprachen und überwiegend eine Vereinigung mit dem Reich wünschten. Auch die Deutschen des Sudetenlands, das nun zur Tschechoslowakei gehörte, verlangten eine geografische und politische Wiedervereinigung mit Deutschland.

Mein Vater, der es sich seit seiner Wandervogel-Zeit zur Aufgabe gemacht hatte, den Nationalismus unter den Auslandsdeutschen zu fördern, lobte Hitlers Aktionen überschwänglich. Damit lag er in dem von der Gesamtbevölkerung getragenen Trend. Heute ist es schwierig, die emotionale Welle zu beschreiben, die das Land – und wohl in erster Linie die Jugend – erfasste.

Als die deutsche Wehrmacht in Österreich und im Sudetenland einmarschierte, hätten beide Aktionen zu einem Krieg führen können. Die Westmächte protestierten zwar, nahmen Hitlers Vorgehen jedoch

hin. Dadurch stieg sein Ruhm ins Unermessliche. Die Wochenschau zeigte die Gesichter der Einheimischen in Österreich und im Sudetenland, welche die deutschen Soldaten voller Begeisterung begrüßten. Sie verfielen geradezu in Raserei, als der Führer mit erhobenem Arm in einem offenen Auto in die besetzten Gebiete fuhr. Er wäre ein leichtes Ziel für einen Attentäter gewesen, aber es gab keinen.

Mein Vater hatte nicht den geringsten Zweifel an Hitlers Unbesiegbarkeit und Hess sich immer wieder über dieses Thema aus. Es war eines der wenigen Themen, über die ich mich gern mit ihm unterhielt.

Sechzehn Monate nach der Geburt meines Bruders Friedrich Wulf und kurz vor Kriegsbeginn kam mein Bruder Ulrich Georg, ebenfalls in der Kürassierstrasse 123, zur Welt. Damit hatte meine Mutter sechs Kinder und wurde mit dem Mutterkreuz in Silber ausgezeichnet. Sie besass bereits das Mutterkreuz in Bronze, auf das mein Vater stolzer als sie selbst zu sein schien, denn er legte immer Wert darauf, dass sie es bei besonderen Anlässen trug.

Ein paar Tage vor der Geburt meines Bruders Ulrich hiess es, die Bevölkerung werde Lebensmittelkarten erhalten. Das veranlasste meine Mutter zu der Bemerkung: «Nun wird es sicher bald Krieg geben.»

Mein Vater fügte lakonisch hinzu: «Glücklicherweise haben wir durch die Geburt noch eines Kindes Anspruch auf eine zusätzliche Lebensmittelkarte.»

Zwei Tage später, am 1. September 1939 um fünf Uhr, überfiel Hitler Polen. Am Morgen hörte ich von meiner Mutter, dass der Krieg begonnen habe. Auf dem Schulweg sah ich motorisierte Einheiten durch die Stadt fahren. Ich winkte, und einige Soldaten winkten zurück.

Am Anfang des Krieges war Hitler den offiziellen Nachrichten zufolge stets siegreich und brauchte keine Rückschläge einzustecken. Dies entsprach überwiegend der Wahrheit.

Am 6. September eroberten unsere Truppen Krakau (Krakow) und Bromberg (Bydgoszcz), wo die Polen vor Kriegsausbruch angeblich viele dort lebende Deutsche ermordet hatten. In einer Siegesmeldung

vom späten Abend des 8. September hiess es, unsere Verbände seien in die polnische Hauptstadt Warschau (Warszawa) eingerückt.

Nach der Entfesselung des Blitzkrieges – diesen Begriff hatte Hitler 1935 auf dem Nürnberger Parteitag geprägt – hockte ich jeden Abend am Radio. Die Nachrichten begannen jeweils mit dem Bericht des Oberkommandos der Wehrmacht (OKW). Daneben gab es Sondermeldungen, durch die das reguläre Rundfunkprogramm unterbrochen wurde. Fanfarenstösse ertönten, und dann verkündete der Sprecher einen bedeutenden Sieg, etwa am 4. September 1939, als die deutschen Einheiten den Polnischen Korridor durchquert und Ostpreussen betreten hatten. Damit war dieses Gebiet mit dem Vaterland wieder vereinigt. Solche Nachrichten beflügelten mich. Damals fing ich an, über alle Sondermeldungen und alle errungenen Siege Buch zu führen.

Eine Fanfare nach der anderen! Ein Sieg nach dem anderen! Ein nicht zu übertreffender Jubel!

Als ich einmal Schuster Stefan aufsuchte, der nun regelmässig bis zum späten Abend arbeitete, erklärte er mir, zu welchem rassistischen Schmelztiegel Polen in seiner stürmischen Geschichte geworden sei. Während er alte Schuhe mit neuen Absätzen versah, brachte er Sorgen zum Ausdruck, die sich die meisten Deutschen ersparten.

Ausser den Volksdeutschen gebe es auch zahlreiche Polen, die deutsches Blut in den Adern hätten. Die Bevölkerung in der Gegend von Lodz zum Beispiel sei zumeist deutscher Herkunft, obwohl ihre Namen slawisch klingen. Ich weiss nicht, wie er zu dieser Erkenntnis gelangt war, aber anscheinend wartete er auf eine Nachricht von Verwandten, die zu den Weichseldeutschen zählten.

Während die letzten Schlachten geschlagen wurden, teilte er mir also auf seine subtile Art mit, dass sich in der polnischen Bevölkerung viele Rassen miteinander mischten. Umgekehrt trügen etliche Schlesier polnische Familiennamen, würden aber als reine Deutsche angesehen, obwohl sie auch polnisches Blut in den Adern hätten. Er nannte mir einige Beispiele aus der Nachbarschaft.

Schuster Stefan brachte nun seit über einem Jahr neue Absätze und Sohlen an den schwarzen Stiefeln meines Vaters an und dürfte deshalb gewusst haben, dass er Mitglied der SS war. Vermutlich war

Stefan davon nicht begeistert. Vielleicht gefiel es ihm auch nicht, dass ich dem Jungvolk angehörte, dass die anderen Jungen und ich den raschen militärischen Vormarsch so begeistert verfolgten und dass wir uns über die polnische Armee, die vernichtende Niederlagen erlitten hatte, lustig machten.

Schuster Stefan setzte Gegenakzente, indem er mir Fragen stellte zu dem Astronomen Nikolaus Kopernikus, der Physikerin und Nobelpreisträgerin Marie Curie, dem Komponisten Frederic Chopin oder nach Marschall Kasimir Pulasky, der als Kavallerieoffizier an der Amerikanischen Revolution teilgenommen hatte. Wahrscheinlich wollte er mir klar machen, dass der abfällige Ausdruck «Polacken» angesichts all dieser hervorragenden Menschen unangebracht sei. Möglicherweise hielt er den Krieg mit Polen auch für eine Art Bürgerkrieg.

Am 16. Oktober 1939 erhielten wir die Nachricht, dass sich deutsche und sowjetische Einheiten an der vorher festgelegten Demarkationslinie getroffen hätten. Der Krieg sei beendet und die Besetzung abgeschlossen. Dieser Wehrmachtsbericht sei die letzte Meldung von der Ostfront.

Mein Vater sprach häufig von der «polnischen Wirtschaft», um auf die Unordnung oder gar die unmenschlichen Lebensbedingungen anzuspielen, die angeblich in Polen herrschten. Wie viele Deutsche glaubte er, dass dort nach dem entscheidenden Sieg der Wehrmacht Ordnung geschaffen werden würde.

Ausserdem meinte mein Vater im Einklang mit den meisten deutschen Bürgern, dass Hitler durch die Beseitigung des Polnischen Korridors eine der Ungerechtigkeiten des Versailler Vertrags rückgängig gemacht habe. Nach den Vertragsbedingungen war Elsass-Lothringen an Frankreich abgetreten, das Saarland unter französische Verwaltung gestellt und der grösste Teil Westpreussens Polen übereignet worden. Sämtliche deutsche Kolonien unterstanden dem Völkerbund. Um diesen Status zu gewährleisten, hatte man im Vertrag die deutsche Truppenstärke und Bewaffnung erheblich begrenzt und dem Land drastische Reparationszahlungen auferlegt. Diese Zahlungen waren in den späten Zwanzigerjahren eine der Ursachen der galoppierenden Inflation und des wirtschaftlichen Zusammenbruchs.



Mein Vater kostete die Rache wie viele andere Deutsche aus. Uns war beigebracht worden, dass Hitler eine der «Ungerechtigkeiten» von Versailles nach der anderen aufgehoben habe. Die Genugtuung darüber war bei der Jugend vielleicht sogar noch ausgeprägter als bei der Mehrheit der Erwachsenen.

Noch vor Deutschlands Sieg über Polen vereinbarten Hitler und Stalin am 23. August 1939 im deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakt, Polen zu teilen, wobei die Russen etwa 194'000 Quadratkilometer im Osten und die Deutschen zirka 181'000 Quadratkilometer im Westen bekamen.

Vielleicht hatte Schuster Stefan gehaut, dass dieser in Moskau unterzeichnete Vertrag Bedingungen enthielt, die für Polen nicht weniger katastrophal waren als die des Versailler Vertrags von 1919 für Deutschland. Er betonte immer wieder, dass keine friedliche Lösung zu erreichen sei, wenn man ein Unrecht durch ein anderes ersetze.

Unterdessen nahm Stalin, der ohne eigene Kriegsbeteiligung polnische Gebiete erhalten hatte, die Nordgrenze der Sowjetunion ins Visier und befahl den Finnen, ihre Befestigungsanlagen, die so genannte Mannerheim-Linie auf der Karelischen Landenge, zu entmilitarisieren. Daneben forderte er die Abtretung wichtiger Militärstützpunkte. Aber das kleine Land lehnte mutig das Ansinnen seines mächtigen Nachbarn ab. So kam es zum sowjetisch-finnischen Winterkrieg von 1939/40. Die UdSSR war zu einem Verbündeten Deutschlands geworden, doch die meisten deutschen Bürger sympathisierten mit Finnland. Über diesen Krieg, der im März 1940 endete, waren kaum Berichte zu hören oder zu lesen.

\*

1940 wurde mein Onkel, der älteste Bruder meiner Mutter, während der Sommerferien zum Verwalter eines grossen landwirtschaftlichen Guts bei Radom im Warthegau ernannt. Seine Frau und seine Kinder blieben zunächst in Deutschland. Während meine Schwester Anje unsere Tante und unsere Cousins in Osterholz bei Bremen besuchte, durfte ich zu meinem Onkel ins besetzte Gebiet fahren. Schliesslich war ich ein Junge. Es sollte ein aufregendes Abenteuer werden.

Eines Nachts wurden wir angegriffen, anscheinend von versprengten polnischen Soldaten, die sich in den Wäldern versteckt hatten. Sie hatten es nicht darauf abgesehen, Deutsche zu töten, sondern benötigten einfach dringend Lebensmittel. Mein Onkel und ich, der Hausmeister und ein Dienstmädchen flohen in den Keller. Draussen kam es zu einem Schusswechsel zwischen unseren Posten und den Angreifern. Als ich Mündungsfeuer aus den Waffen der Fremden sah, schoss ich mit einem Revolver meines Onkels durchs Kellerfenster in diese Richtung.

Das Glas splitterte, und einige Scherben trafen mich im Gesicht. Nach einer Weile merkte ich, dass mir Blut über die Wangen lief. Das polnische Dienstmädchen behandelte meine Schnittwunden mit Jod und legte mir einen Verband an. Mir war, als hätte ich mit zwölf Jahren meine Feuertaufe erhalten.

Mein Onkel zeigte sich jedoch ein wenig verärgert. Ich hätte den Angreifern verraten, dass wir im Keller seien, und uns dadurch alle in Gefahr gebracht. In dieser Situation sei es nicht meine Aufgabe, sondern die der Wachen gewesen, uns zu beschützen.

Trotzdem durfte ich den Revolver während des Besuchs bei meinem Onkel behalten. Zu Hause war meine einzige Waffe ein Luftgewehr, das mir mein Vater zu meinem zehnten Geburtstag geschenkt hatte. Durch ständige Übung hatte ich mich zu einem guten Schützen entwickelt. Aber natürlich bestand ein grosser Unterschied zwischen der Bedienung eines Luftgewehrs und eines Armeerevolvers (einer Mauser, wenn ich mich recht erinnere). Vor allem war ich nicht auf den Rückstoss gefasst gewesen.

Fünf Jahre später sollte die Rote Armee Polen befreien. Als Entschädigung für die Gebiete, die sie 1939 an die Sowjetunion verloren hatten, besetzten die Polen Schlesien und rückten bis zur Neisse vor. Im Sommer 1940, als ich zwölf Jahre alt war, hätte niemand mit einem solchen Kriegsausgang gerechnet.

Nach Polen wurde auch Frankreich geschlagen, und Hitlers Siege kamen uns immer «glorreicher» vor.

1940 war das Jahr, in dem mein Vater erwartete, dass ich Adolf-Hitler-Schüler wurde. Im Jungvolk hatte ich es in unserem Fähnlein, das heisst einer Einheit von mehr als 100 Pimpfen, bereits zu einem der jüngsten Jungzugführer gebracht und damit das Kommando über rund 30 Mitglieder übernommen. Damit nicht genug: Im Mindestalter von zwölf Jahren hatte ich in rascher Folge alle Anforderungen für das DJ-Leistungsabzeichen erfüllt.

Trotzdem erlaubte man mir nicht, die Aufnahmeprüfung für die Adolf-Hitler-Schule abzulegen. Die Beziehungen meines Vaters hatten nichts genützt. Mein Freund Dieter Heinrich gehörte zu den Auserwählten, die schliesslich die Prüfung bestanden, während ich in den Augen meines Vaters ein Schlappschwanz blieb. Umso stärker beeindruckten mich die Leistungen von Deutschlands Helden, die rasch an Zahl zunahmen.

Unsere Streitkräfte schienen auf allen Schlachtfeldern siegreich zu sein, wie die Sprecher weiterhin verkündeten. Wenn es irgendwo unbedeutende Rückschläge gab, wurden sofort Gegenangriffe geführt. Von Niederlagen im Landkrieg war nie die Rede. Wurden Verluste von Schiffen und Flugzeugen bekannt gegeben, so verglich man sie gewöhnlich mit den viel bedeutenderen des Feindes.

Mit elf Jahren befürchtete ich, der Krieg könne vorbei sein, bevor ich alt genug für den Wehrdienst war. Ich überlegte mir, welche Waffengattung am geeignetsten für mich sein würde. Zuerst hatten mein Freund Klaus Schaueremann und ich davon geträumt, Jagdflieger oder U-Boot-Kommandanten zu werden. Aber dann änderte ich meine

Meinung mehrere Male. Meine Wunschträume wurden nämlich von immer neuen Lichtgestalten beeinflusst, die man in Zeitungsartikeln und Rundfunkberichten verherrlichte.

Die Heldentaten von U-Boot-Kommandanten, Stuka-Piloten, Spähtruppführern und Feldkommandeuren führten dazu, dass immer mehr Ritterkreuze verliehen wurden. Auch Klaus und ich träumten davon, bald Ritterkreuzträger zu werden.

Die U-Boot-Kommandanten Günther Prien und Otto Kretschmer waren auf hoher See erfolgreich, während die Flieger-Asse Werner Mölders und Adolf Galland in wilden Luftschlachten die Oberhand behielten. Sie schossen erstaunliche Mengen von feindlichen Flugzeugen ab und folgten damit dem Beispiel des «Roten Barons» Manfred Freiherr von Richthofen, der im Ersten Weltkrieg ähnliche Grosstaten vollbracht hatte.

Ich legte ein Sammelalbum mit Ausschnitten aus Zeitungen und Illustrierten an. Der erste Artikel beschrieb, wie Prien im Oktober 1939 mit seinem U-47 in die Bucht von Scapa Flow eindrang und das britische Schlachtschiff «Royal Oak» versenkte. Dann folgte eine Reportage über Kapitän Kretschmer, der mit erst 28 Jahren das U-99 befehligte. Dieses U-Boot torpedierte etliche Frachter auf dem Weg nach Grossbritannien. Kretschmer und seine Mannschaft versenkten britische Schiffe mit insgesamt mehr als 300 '000 Bruttoregistertonnen.

Gleichwohl wurde Kretschmer laut britischen historischen Darstellungen als ritterlicher Offizier anerkannt. Wenn er nach seinen Angriffen auftauchte, liess er nichts unversucht, britische Seeleute zu retten und als Gefangene in sein kleines Boot aufzunehmen. Wenn nötig, sandte er auch SOS-Rufe an eigene oder sogar feindliche Schiffe, damit noch im Wasser treibende Matrosen geborgen werden konnten.

In den deutschen Wehrmachtsberichten war regelmässig von den Siegen der Marine die Rede, wobei man gelegentlich auch davon sprach, dass Gefangene gemacht worden seien. Aber Anfang 1941 war mehrere Wochen lang nichts von Prien oder Kretschmer zu hören. Sie wurden seit über einem Monat vermisst, was das deutsche Oberkommando jedoch geheim hielt. Ich erinnere mich noch an den Schock, als der Verlust von U-47 schliesslich im April bekannt gegeben wurde.

Es war kurz nach Hitlers Geburtstag. Rundfunk und Presse hatten zahlreiche Huldigungen an den Führer veröffentlicht. Darin betonte man, welch grosser Feldherr er sei. Bald werde er den Krieg zu einem siegreichen Ende bringen und das Grossdeutsche Reich, die mächtigste Nation der Welt, erschaffen.

Doch dann wurde der tragische Bericht über den Untergang von U-47 gesendet: Der tapfere Kapitän Prien und seine heldenmütige Besatzung gehörten nun zu denjenigen, die ihr Leben für das Vaterland geopfert hätten und damit für immer in den geheiligten Annalen der Nation verzeichnet bleiben würden. So konnten alle, die schon in den Streitkräften dienten oder dies in Zukunft tun würden, darauf vertrauen, dass man sie nach ihrem Tod auf ewig als Helden verehren würde.

Meine Hauptsorge war weiterhin, dass mir die Gelegenheit versagt bleiben könnte, meinen Mut und mein Heldentum zu beweisen. Wenn der Krieg lange genug dauerte, würde auch mein Name auf der Ehrenliste derjenigen erscheinen, die sich so tapfer geschlagen hatten. Wie sich versteht, war ich unerschütterlich von einem deutschen Sieg überzeugt.

Prien starb in seinem U-47, das am 7. März 1941 versenkt wurde. Die offizielle Meldung erging jedoch erst Ende April. Kretschmer und seine Besatzung versenkten ihr Boot am 17. März, nachdem der Feind sie umzingelt hatte, und ergaben sich.

Das erfuhr ich erst über 20 Jahre später. Aufgrund meiner Erziehung stimmte ich der Meinung des Führers zu, dass deutsche Helden eher sterben als kapitulieren sollten. Ob das einen Sinn hatte oder moralisch vertretbar war, hinterfragte ich damals nicht.

Der ebenfalls gefeierte Kapitänleutnant Joachim Schepke von U-100, der mit Kretschmer an der verhängnisvollen Verfolgung eines alliierten Geleitzugs beteiligt gewesen war, hatte sich offenbar an das Motto «Gehorsam bis in den Tod» gehalten oder vielleicht dem Grundsatz, dass ein Kapitän sein Schiff niemals verlässt, treu bleiben wollen. Möglicherweise hatte er die Absicht, Hitler zu imponieren, oder er konnte sich nicht mit dem Gedanken an die Gefangenschaft abfinden.

Jedenfalls starb er den Heldentod. Nachdem sein Boot aufgetaucht

war, stellte er sich auf die Brücke und fiel, als es gerammt wurde. Das muss den Führer beeindruckt haben, denn die Anerkennung, die Schepke in der Presse gezollt wurde, war viel grösser als die Berichte über Kretschmer. Nur die Gefallenen hatten Ruhm verdient.

Die Zahl der Offiziere und Soldaten stieg in allen Waffengattungen rasch und damit auch die Zahl der Helden. Hitler fugte dem Ritterkreuz folgende höhere Stufen hinzu: Ritterkreuz mit Eichenlaub; Ritterkreuz mit Eichenlaub und Schwertern; Ritterkreuz mit Eichenlaub, Schwertern und Brillanten. Vor Kriegsende liess er sich auch noch das Ritterkreuz mit goldenem Eichenlaub, Schwertern und Brillanten einfallen. Damit wurde als Einziger der schlesische Stuka-Pilot Oberst Hans-Ulrich Rudel ausgezeichnet, der sich den Spitznamen «Panzerknacker» erworben hatte. Fünfmal verwundet, flog er seine letzten Einsätze mit einem Holzbein und zerstörte insgesamt 519 feindliche Panzer.

Für Hermann Göring (1893-1946), dem im Ersten Weltkrieg die damals höchste Tapferkeitsauszeichnung, der Pour le Merite, verliehen worden war, schuf der Führer das Grosskreuz des Eisernen Kreuzes. Er bedachte seinen Reichsmarschall nach der Schlacht von Frankreich mit diesem Orden, kurz bevor die Schlagkraft der Luftwaffe nachliess.

Man darf nicht vergessen, dass Hitler nicht nur ein fesselnder Redner war, sondern die Menschen auch raffiniert anzuspornen verstand. Je mehr Auszeichnungen es gab, desto stärker war der Anreiz für tapfere Offiziere und Soldaten, ihr Leben zu riskieren und einander mit Heldentaten zu übertreffen.

Wir Jungen wurden von den vielen schneidigen Kämpfern inspiriert, und mein Sammelalbum, das sich mit Bildern und Geschichten über furchtlose Krieger füllte, wurde immer dicker.

Wie hätte ein Heranwachsender Hitlers Ziele damals infrage stellen können? Er war nicht nur Staatsoberhaupt, sondern auch Oberbefehlshaber der Streitkräfte. So konnte er dem deutschen Volk beweisen, dass er ein grosser Führer und zudem ein überragender Stratege war.

Auch das Sterben auf den Schlachtfeldern spiegelte sich in den Zeitungen wider – in Form von Todesanzeigen. Sie waren im oberen Teil mit einem Kreuz versehen, nannten den Namen des Verstorbenen,

beschrieben seinen sozialen Status und führten die ihm verliehenen Orden und Ehrungen auf.

Der Wortlaut der Todesanzeigen wurde immer patriotischer, denn man benutzte nun Wendungen wie «Gefallen für Führer, Völk und Vaterland» oder «Gefallen für Adolf Hitler und das ewige Deutschland». Jeder, der auf dem Schlachtfeld umkam, galt als Held, und zu Beginn des Krieges wurden die offiziellen Nachrichten über den Heldentod sogar persönlich überbracht. Das geschah in unserer unmittelbaren Nachbarschaft recht häufig. Dann erschien ein Offizier, der Hitlers Beileid aussprach, als wäre der Führer über jeden einzelnen Verlust auf dem Laufenden.

Das sah am Ende des Krieges anders aus, als es zum Massentod von Soldaten und Zivilisten kam. Der Tod, zuerst als höchstes und heiligstes Opfer betrachtet, war alltäglich geworden. Meine gefallenen Kameraden wurden nun ohne Kreuze und Helme an ihrer letzten Ruhestätte zurückgelassen. Wenn man überhaupt noch Gräber aushob, so blieben sie anonym.

Die Regierung brachte das Jahrbuch *Die Wehrmacht* heraus. Eines trug den Titel *Der Freiheitskampf des Grossdeutschen Volkes*. Darin wurde der Krieg als Mittel beschrieben, durch das Deutschland seine Freiheit wiedererlangt habe. Ein anderes mit dem Titel *Um die Freiheit Europas* teilte den Lesern mit, unsere Soldaten kämpften nicht nur für Deutschland, sondern für ganz Europa – für ein neues Europa.

Man erklärte uns, dass die ersten zwölf Kriegsmonate dazu gedient hätten, Deutschland aus den Fesseln des Versailler Vertrages zu lösen, während im zweiten Kriegsjahr dafür gekämpft werde, Europa vom britischen Imperialismus und – nach dem Einmarsch in Russland – von der Gefahr des Bolschewismus zu befreien.

Nach der Besetzung von Dänemark und Norwegen hiess es in der Propaganda, Hitler habe Churchill überlistet und sei den Briten zuvorgekommen. Dänemark – das keine andere Wahl gehabt hatte, als der Besetzung zuzustimmen – sei uns weiterhin freundlich gesinnt. Auch viele Norweger seien so «deutschfreundlich» wie die Dänen. Der

König und die Regierung jedoch hätten sich auf die Seite der Briten geschlagen, und einige norwegische Einheiten, besonders um Narvik, leisteten erbitterten Widerstand.

Eifrig verfolgte ich die Siege der deutschen Gebirgstruppen, die an den Kämpfen teilnahmen. Ein weiterer grosser Kriegsheld tauchte auf: Eduard Dietl (1890-1944), der Kommandeur des Gebirgskorps Norwegen.

Hitler hatte den heute berüchtigten Vidkun Quisling (1887-1945) zum neuen Oberhaupt der norwegischen Regierung gemacht und ihn als umsichtigen Staatsmann gefeiert. Quisling teilte nämlich seine Vision eines mächtigen vereinten Europas.\* Zahlreiche dänische und norwegische junge Männer glaubten ebenfalls an Hitlers Ideal eines vereinten Europas, das von der nordischen Rasse beherrscht werden würde. Sie meldeten sich freiwillig und kämpften als Mitglieder der Waffen-SS\*\* in speziell für sie geschaffenen Einheiten. Bei Kriegsende sollte ich nicht nur dänischen und norwegischen, sondern auch französischen Mitgliedern der Waffen-SS begegnen, die Hitler im Berliner Bunker, seinem letzten Kommandostand, verteidigten.

Im Mai 1940 gab Hitler den Regierungen Belgiens und der Niederlande zu verstehen, dass er sie «beschützen» wolle. Frankreich hatte Deutschland zwar bereits den Krieg erklärt, doch Hitler blieb noch in einer defensiven Position. Zwei deutsche Armeegruppen überschritten die Grenzen Luxemburgs, Belgiens und der Niederlande und stiessen über die Maas und die Somme zur Kanalküste vor. Holland fiel innerhalb von fünf Tagen. Wie während des Polenfeldzugs folgte eine Sondermeldung der anderen. Meine Liste wurde immer länger.

\*

Am 23. Mai 1940, meinem Geburtstag, hörte ich zum ersten Mal von Dünkirchen, nachdem vor seiner Küste ein britischer Zerstörer ver-

\* Nach Kriegsende sollte Quisling als Landesverräter hingerichtet werden.

\*\* Militärischer Zweig der Schutzstaffel. Die Waffen-SS wurde 1939 durch Verschmelzung der Totenkopfverbände mit den militärischen Einheiten der Verfügungstruppen gebildet und umfasste 39 Divisionen.



senkt worden war. Die Briten und Franzosen hatten beschlossen, den Belgiern zu helfen, und sassen, von den deutschen Streitkräften eingekesselt, in der Falle. Fünf Tage später kapitulierte der belgische König. Die Franzosen und Briten setzten ihre Kämpfe fort, aber nicht mehr lange. Ich erinnere mich an die enorme Zahl von britischen Schiffen, die den Meldungen zufolge Ende Mai und Anfang Juni vor Dünkirchen versenkt wurden. In der Heimat ahnten wir nicht, dass die Briten die Mehrheit ihrer Expeditionsstreitkräfte evakuiert und nur ihre schweren Waffen zurückgelassen hatten.

Die deutschen Truppen nahmen Dünkirchen am 4. Juni ein. Am selben Tag erfuhren wir durch eine Sondermeldung, dass die «Festung Dünkirchen» nach schweren Kämpfen erobert worden sei. Vierzigtausend feindliche Soldaten, darunter drei Generale, hätten sich ergeben.

Am 6. Juni wurde gemeldet, die Zahl der Kriegsgefangenen habe sich auf 58'000 erhöht, und am 8. Juni hiess es, sie sei sogar auf 88'000 angestiegen. Danach war von Dünkirchen nicht mehr die Rede, und es gab nicht einmal eine Schätzung darüber, wie viele Angehörige der britischen Expeditionsstreitmacht in ihre Heimat entkommen waren.

Wieder einmal fand ich erst nach dem Krieg heraus, was tatsächlich vorgefallen war. Da die britischen Seestreitkräfte ihre eigenen eingeschlossenen Verbände ebenso wie die französischen Soldaten überwiegend gerettet hatten, war den Deutschen die «Beendigung» des Krieges an der Westfront versagt geblieben. Wie ich hörte, hatte Hitler seine Panzer angehalten. Dies war nicht die humanitäre Geste eines siegreichen Feldherrn, der Leben retten wollte. Vielmehr hatte Reichsmarschall Hermann Göring den Führer davon überzeugt, dass die Luftwaffe ausreiche, um eine umfassende Evakuierung zu verhindern.

Tatsächlich versenkte die Luftwaffe sechs britische und drei französische Zerstörer sowie 56 andere Schiffe und über 150 kleinere Fahrzeuge. Die Royal Air Force (RAF) verlor über 100 Flugzeuge. Doch ungeachtet dessen konnten fast 340'000 alliierte Soldaten den Kanal überqueren und sich in Sicherheit bringen.

Aus jener Zeit erinnere ich mich vor allem an eine Siegesmeldung, die nichts mit der Westfront zu tun hatte: Generalleutnant Dietls Gebirgstruppen hätten am 1. Juni den Sieg in Narvik errungen. Die

britischen Streitkräfte seien vertrieben worden, und die zurückgebliebenen norwegischen Soldaten hätten kapituliert. Ich brachte ein Hoch auf die Gebirgsjäger aus, ohne zu ahnen, dass ich mich bei Kriegsende freiwillig zu dieser Truppe melden würde.

Zur grossen Überraschung vieler Menschen in Deutschland – und gewiss unserer ganzen Familie – fiel Hitler am 22. Juni 1941 in die Sowjetunion ein. Damals wusste ich nicht, dass sowjetische Truppen die nördliche Bukowina und Bessarabien in Rumänien besetzt hatten. Aber ich erinnere mich an die russische Eroberung der baltischen Staaten.

Mein Onkel im Warthegau war indirekt vom Schicksal der deutschen Familien aus Estland, Lettland und Litauen betroffen, denn sie wurden in der Provinz angesiedelt, die man Polen geraubt hatte. Die Regierungsstellen, welche die Umsiedlung koordinieren und vorbereiten sollten, hatten versagt, und die Umsiedler trafen vorzeitig ein. Die Lebensbedingungen waren erbärmlich. Mein Onkel erzählte, dass etliche Umsiedler Mitleid mit den Polen empfunden und die verantwortlichen Deutschen verabscheut hätten. Diese dickbäuchigen Parteifunktionäre erhielten wegen ihrer goldstrotzenden Uniformen den Spottnamen «Goldfasane».

Vor dem unerwarteten Einmarsch in die Sowjetunion und eine Woche nachdem die Hakenkreuzfahne an der Spitze des Eiffelturms gehisst worden war, trafen Hitler und sein Stab im Wald von Compiègne ein, wo man die Niederlage Deutschlands im Ersten Weltkrieg 22 Jahre zuvor besiegelt hatte. Dafür wollte Hitler sich nun rächen.

Die Wochenschau über dieses Ereignis muss etliche Male gezeigt worden sein. Bei jedem erneuten Anblick durchströmte mich wieder ein Gefühl des Triumphes. Ich teilte die Freude über diesen grossen Sieg und war von Stolz erfüllt.

In Frankreich war eine neue Regierung mit Marschall Pétain\* an der Spitze gebildet worden. Mit ihr unterzeichnete Hitler den Waffenstillstandsvertrag in demselben Eisenbahnwaggon, den die Alliierten nach dem Ersten Weltkrieg benutzt hatten.

Presse und Wochenschau stellten dieses Ereignis als denkwürdigen Triumph der deutschen Geschichte dar. Das Verdienst daran gebühre in erster Linie Hitler. Er wurde zum grössten Feldherrn aller Zeiten ausgerufen, und meine begrenzten Geschichtskennntnisse boten mir keinen Anlass, diese Bewertung in Zweifel zu ziehen.

1941, nachdem der Krieg den Balkan erreicht hatte, meldeten sich junge Männer unterschiedlichster Herkunft, sogar Muslime, freiwillig zur Waffen-SS und wurden den Divisionen Prinz Eugen, Skanderberg, Kama und anderen zugewiesen. Nach Zeugenaussagen während der zwischen 1945 und 1949 stattfindenden Nürnberger Prozesse umfassten diese SS-Einheiten (bevor sie dezimiert oder völlig aufgegeben wurden) ungefähr 300'000 Volksdeutsche und 200'000 Ausländer. Alle erfüllten die strengen Aufnahmebedingungen der Elite-Einheiten.

Der Krieg auf dem Balkan ging rasch weiter. Wer die Ereignisse verfolgte, erhielt eine Art Geografieunterricht über die beteiligten Länder.

Die Italiener marschierten in Albanien ein, um Griechenland anzugreifen zu können. Doch die Griechen setzten sich tapfer zur Wehr und trieben die italienischen Streitkräfte nach Albanien zurück. Das dürfte Hitler beunruhigt haben, denn er setzte alle Balkanstaaten unter Druck, um die deutsche Präsenz zu stärken. Der ständige Zugang zu den Olfeldern in Osteuropa war unerlässlich, damit er seine Kriegsmaschinerie in Gang halten konnte. Immer wieder hörte ich die Meinung, dass der Führer Recht habe, wenn er sämtliche Olfelder auf dem Balkan und in der Sowjetunion in deutschen Besitz bringen wolle. «Räder müssen rollen für den Sieg», lautete eine der Parolen, die damals auf

\* Philippe Pétain (1856-1951) übernahm nach dem Ersten Weltkrieg das Oberkommando über die französische Armee. Von 1940 bis 1944 war er Staatsoberhaupt des mit Deutschland zusammenarbeitenden Vichy-Regimes, bis General de Gaulle Frankreich befreite. Das über ihn verhängte Todesurteil wegen Kollaboration wurde in eine lebenslange Gefängnisstrafe umgewandelt.

Plakaten zu lesen waren. Und wenn die Räder sich drehen sollten, brauchte man Treibstoff.

Im Herbst 1941 schlossen sich Rumänien und die Slowakei dem Achsenbündnis (das heisst dem Dreimächtepakt zwischen Deutschland, Italien und Japan) an. Der rumänische General Ion Antonescu (1880-1946) hatte eine Diktatur errichtet und tauchte nun häufig in der deutschen Propaganda auf.

Bulgarien hatte es zunächst abgelehnt, sich dem Achsenbündnis anzuschliessen, wurde dann aber dazu gezwungen. Jugoslawien trat zunächst bei, widerrief seine Entscheidung später jedoch. In seiner Wut leitete Hitler eine Offensive ein und eroberte das Land innerhalb einer Woche. Danach liess er Ungarn und Bulgarien, die seinen Feldzug gegen Griechenland unterstützt hatten, mehrere jugoslawische Provinzen zukommen.

Die Invasion Griechenlands begann am 6. April 1941. Meine einzige Erinnerung daran hat mit einem Offizier zu tun, der 1941 einen Vortrag vor unserem Jungzug hielt und dabei erwähnte, er habe gegen Commonwealth-Soldaten aus so fernen Gegenden wie Australien und Neuseeland gekämpft. Seine Worte machten grossen Eindruck auf mich. Der Mann, der sich nach einer schweren Verwundung im Genesungsurlaub befand, unterstrich, dass sich die Briten darauf verstünden, andere für sich kämpfen zu lassen.

Deutschland gewann Soldaten in vielen Ländern des besetzten Europa. Sie engagierten sich für die Ideale, die Hitler verkörperte, und glaubten, dass sie und ihre Familien letzten Endes von einem vereinigten Europa profitieren würden. Deshalb empfanden sie es als Privileg, nötigenfalls für die grosse Sache zu sterben.

Auf dem Balkan wurde, von Hitler begünstigt, 1942 eine kroatische Republik unter dem Katholiken Ante Pavelic (1889-1959) gegründet. Während seiner Herrschaft wurden über eine halbe Million Menschen, in der Mehrheit orthodoxe Serben, ermordet. Man stellte sie vor die Wahl: Taufe oder Tod. Auch viele Juden fielen Pavelics Regime zum

Opfer. In Deutschland wusste kaum jemand, dass von den Marionetten des Reiches derartige Gräueltaten begangen wurden.

1942 entsandte das deutsche Oberkommando aus dem besetzten Jugoslawien Fallschirmjäger nach Griechenland, um Mussolinis wankende Krieger zu unterstützen. Ausserdem sorgten sie dafür, dass die Italiener nicht von den Alliierten aus Libyen vertrieben wurden. Dadurch wären die deutschen Streitkräfte gefährdet worden, die Tunesien seit dem Sieg über Frankreich besetzt hielten.

Das deutsche Afrikakorps unter Feldmarschall Rommel (1891-1944) machte Schlagzeilen, und ein neuer Held war geboren. Ich verfolgte seine anfänglichen Siege mit grosser Aufmerksamkeit, weil mein Onkel Joachim, der jüngste Bruder meiner Mutter, unter ihm diente. Mein Onkel und ich wurden zu glühenden Bewunderern von Rommel. Ich hörte zu Hause die Nachrichten und las ehrfurchtsvoll die Berichte, die über ihn und seine heldenhaften Männer geschrieben wurden. Erst nach dem Krieg erfuhr ich, dass die Briten Rommel den «Wüstenfuchs» nannten.

Mein Onkel, im Hauptberuf Arbeitsdienstführer, war unter Rommel Versorgungsunteroffizier. Er erzählte mir, dass die Soldaten ihren Befehlshaber nicht nur verehrten, sondern auch fürchteten. Er kämpfte immer vorn an der Front und sei deshalb der Gefangennahme durch die Briten etliche Male nur knapp entgangen. Das Tempo und das Überraschungselement seiner Manöver wurden legendär.

Als Rommel mit dem Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes ausgezeichnet wurde, sprach er, wie mein Onkel berichtete, diesen Orden sämtlichen Männern unter seinem Kommando zu. Er drückte ihnen seinen Dank aus und beteuerte, sie könnten in alle Zukunft auf ihre Leistungen stolz sein.

Schliesslich musste Rommel einer weit überlegenen Armee weichen. Er wartete auf Nachschub an Soldaten, Waffen und Munition. Sein Glaube an Hitler liess nach, als dieser seinen strategischen Rückzug nicht genehmigte, genauso wenig wie die Bereitstellung des Nach-

schubs. Damit war eine siegreiche Beendigung des Wüstenkrieges für das Afrikakorps unmöglich geworden.

Rommel kehrte aus Afrika zurück, überlebte den Krieg jedoch nicht. Obwohl er bei dem Attentatsversuch vom 20. Juli 1944 auf Hitler keine direkte Rolle spielte, erklärte er sich, nachdem er eingesehen hatte, dass Deutschland den Krieg nicht gewinnen konnte, für den Fall eines erfolgreichen Anschlags zu Friedensbemühungen und zur Übernahme einer führenden Funktion bereit.\*

Hitler wurde gemeldet, dass Oberstleutnant Cäsar von Hofacker, einer der Verschwörer, unter der Folter Rommels Namen genannt habe. Trotzdem beschloss der Führer, seinen populären Feldmarschall nicht sofort hinrichten zu lassen. Er wusste, dass Rommel zum Volkshelden geworden war, und stellte ihn vor die Wahl, sich vor einem Volksgerichtshof zu verantworten oder Selbstmord zu begehen, wonach man seinen Tod auf Kriegsverletzungen zurückführen werde.

Zum Glück für seine Familie und wahrscheinlich zum Wohl all der Männer, die unter ihm gedient hatten, entschied sich Rommel für den Selbstmord. Hitler liess ihn dafür mit einem Staatsbegräbnis beisetzen.

Mein Onkel schilderte mir nach dem Krieg das Schicksal seines früheren Befehlshabers, erwähnte jedoch nicht, dass Rommel, bevor er 1939 die Leitung des Afrikakorps übernahm, Kommandant von Hitlers Führerhauptquartier gewesen war. Während des Krieges gegen Polen hatte er dem Führer unablässig zur Seite gestanden. Rommel, dem im Ersten Weltkrieg der Pour le Merite verliehen worden war, wollte wieder an der Front kämpfen. Als einer von Hitlers Lieblingsgeneralen erhielt er das Kommando über eine Panzerdivision. Er zeichnete sich als Taktiker in Frankreich aus, bevor er den Befehl über das Afrikakorps übernahm. Laut Rommels eigenen Tagebuchaufzeichnungen

\* Am 20. Juli 1944 wurde im Führerhauptquartier «Wolfsschanze» ein Bombenattentat auf Hitler verübt, das nach dem Plan der Verschwörer unter Leitung von Generaloberst Ludwig Beck und dem ehemaligen Leipziger Oberbürgermeister Carl Friedrich Goerdeler einen Putsch gegen das NS-Regime einleiten sollte. Der Anschlag scheiterte jedoch, denn Hitler wurde durch die von Oberstleutnant Claus Schenk Graf von Stauffenberg gelegte Bombe nur leicht verletzt.

brachte er Hitler bis zu dem Moment, als er sich verraten fühlte, grosse Bewunderung entgegen.

Noch vor Kriegsende erklärte mein Onkel während seines letzten Besuches bei meinen Eltern in Görlitz, der Führer habe das Afrika-korps im Stich gelassen. Deshalb stufte er seinen Kommandeur höher ein als seinen Oberbefehlshaber. Meine Grossmutter warnte ihn davor, seine Gefühle öffentlich zu äussern, damit er nicht von einem Spitzel denunziert wurde. Denn für seine aufrührerischen Bemerkungen hätte er womöglich mit dem Tod bezahlen müssen.

Ausser der Front, an der unsere Soldaten kämpften, gab es noch die Heimatfront. Wir hatten uns an die Verdunkelung gewöhnt, die von der Abend- bis zur Morgendämmerung eingehalten werden musste. Auto-scheinwerfer wurden bis auf einen sehr schmalen Schlitz in der Mitte mit schwarzer Farbe zugemalt. Während der Abendstunden herrschte zäher Verkehr, und auch zu Fuss kam man oft nur schwer voran.

Wir Mitglieder des Jungvolks malten die Bordsteinkanten an Strassenkreuzungen weiss an, damit sie in der Dunkelheit besser zu sehen waren. Auch halfen wir, Luftschutzräume einzurichten, und übten, Gas-masken auf- und abzusetzen.

Doch in Breslau heulten die Sirenen nur einige Male zur Probe, und erst kurz vor Kriegsende kam es zu Luftangriffen. Unsere Stadt gehörte nicht zu den Einsatzgebieten der britischen und amerikanischen Bomber, und die sowjetische Luftwaffe führte ihren ersten Bombenangriff erst drei Jahre später, Ende Oktober 1944, durch. Er war unbedeutend im Vergleich zu den massiven Bombardements durch die Alliierten, denen viele deutsche Städte ausgesetzt waren.

Bei der Bombardierung Breslaus im Oktober 1944 verliessen meine Mutter und ich den Luftschutzbunker und bekamen die so genannten Christbäume (an Fallschirmen schwebende Leuchtbomben) zu Gesicht. In der Ferne hörten wir Flakfeuer, sahen aber keine Flugzeuge und keine der wenigen, durch ihre Bomben verursachten Explosionen.

Zu Beginn des Russlandfeldzugs gewöhnten wir uns an die Lebensmittelrationierung. Es gab unterschiedliche Karten für verschiedene Waren. Meine Mutter verwaltete alle Karten, die unserer Familie zuge-



teilt wurden. Nur in Ausnahmefällen gab sie mir eine Reichsbrotkarte mit 50-Gramm-Marken, sodass ich mir in einer Bäckerei Brötchen oder sogar Kuchen kaufen konnte, wenn ich Hunger hatte. Im weiteren Kriegsverlauf sollten Lebensmittelkarten in Deutschland wertvoller werden als Geld.

Aber meine Mutter konnte auch streng sein! Einmal verlor ich meine kostbare orangefarbene Brotkarte und musste auf die Ausgabe der neuen Karten warten, bis sie mir wieder eine zusätzliche Ration gönnte. «Der Hunger wird dich lehren, besser auf deine Lebensmittelkarte aufzupassen!» Sie hatte Recht. So etwas passierte mir nie wieder, und mein ganzes Leben hindurch bin ich mit Geld und Wertgegenständen sehr sorgsam umgegangen.

Man teilte uns nicht nur Lebensmittel-, sondern auch Reichskleiderkarten zu. Wir Kinder trugen fast nie Konfektionskleidung, wenn man von ein paar Ausnahmen wie den Jungvolk- und Jungmädels-Uniformen absieht. Meine Mutter kaufte meistens den erforderlichen Stoff und liess unsere Kleidung von einer Schneiderin anfertigen, was günstiger war als fertige Sachen aus dem Kaufhaus. Die Frau schneiderte Jacken, Hosen und Hemden für mich sowie Kleider, Röcke und Blusen für meine Schwestern. Als Ältester brauchte ich mich nie mit abgetragenen Sachen zufrieden zu geben. Was meine drei Schwestern anging, so erbte die zweite die Kleidungsstücke der ersten und die dritte jene der zweiten. Meinem Bruder erging es besser: Da er zehn Jahre jünger war als ich, passten ihm die Sachen, aus denen ich herausgewachsen war, noch nicht.

Am Ende des Krieges hatte unsere Familie fast ihren gesamten Besitz verloren, und Stoff konnte man auch kaum noch kaufen. Darum musste ich die zerrissene Kleidung toter Soldaten tragen.

Zwei Ereignisse während eines Jungvolk-Zeltlagers in den Herbstferien 1940 oder 1941 haben sich meinem Gedächtnis besonders eingeprägt.

Wir erreichten unseren Lagerplatz östlich von Breslau und schlugen unsere Zelte auf, bevor es dunkel wurde. Dann bauten wir ein Lagerfeuer, setzten uns davor und sangen Volkslieder, darunter einige sehr alte.

Der frühere Reichsjugendführer Baldur von Schirach (1907-1974) hatte drei Lieder der Bewegung geschrieben. Das erste hiess «Vorwärts! Vorwärts!», das zweite «Stellt euch um die Standarte rund» und das dritte «Unsere Fahne flattert uns voran». Es wurde zum Flaggenlied der Hitlerjugend. Von Schirach hatte die Texte verfasst, während die Musiker Borgmann und Blumensaat die Melodien komponiert hatten. Viele der zeitgenössischen Lieder stammten von dem Texter und Komponisten Hans Baumann. Sein Liederbuch trug den Titel *Trommel der Rebellen*.

Die beiden besonderen Ereignisse während des Zeltlagers brachten mir persönliche Erfolge ein. Das erste war ein Stockdegenturnier. Mein Freund Dieter Heinrich hatte ein Paar Rohrstockdegen besessen, und fast zwei Jahre lang duellierten wir uns häufig bei ihm zu Hause. Dabei wurde ich meistens ausgepunktet. In letzter Zeit hatte ich nicht mehr trainiert und fürchtete, aus der Übung zu sein. Aber wie sich herausstellte, war ich in blendender Form.

Mein Gegner war Mitglied eines anderen Jungvolk-Fähnleins, und auf beiden Seiten wurden wir von unseren Kameraden angefeuert.

Meine Anhänger brüllten sich heiser: «Armin! Armin! Armin!» Dadurch konzentrierte ich mich völlig auf den Sieg. Und ich gewann wirklich!

Reiten und Fechten gehörten zu den edlen Sportarten der Elite, und Stockdegenkämpfe dienten als Vorbereitung für Jungen, die später einmal Fechter werden sollten. Wie stolz ich auf diesen Sieg war!

Das zweite besondere Ereignis in diesem Zeltlager war ein Anfängerkurs in Überlebenstraining, der gar nicht hätte stattfinden sollen. Nach unserem Morgenlauf wuschen wir uns mit kaltem Wasser und frühstückten. Danach packten wir unsere Rucksäcke und erhielten eine eiserne Ration. Geplant war eine Geländeübung.

Wir wanderten etliche Kilometer querfeldein durch den Wald, bis wir zwischen hohen Kiefern einen Bach erreichten. Der Zickzackmarsch hatte uns verwirrt, und niemand war sich mehr sicher, in welcher Richtung sich unser Lager befand.

Bevor wir umkehrten, füllten wir unsere Feldflaschen mit Wasser und verschwanden zum Austreten hinter die Bäume. Einige Jungen hatten sich bereits die Füße wund gelaufen und erhielten Pflaster aus der Erste-Hilfe-Ausrüstung unserer Anleiter. Wir wurden in «Jungenschäften», also Gruppen von Zuggrösse, aufgeteilt. Unser Auftrag bestand darin, den Weg zurück zum Lager zu finden und unsere eiserne Ration nicht anzurühren. Vielmehr sollten wir uns im Wald Nahrung beschaffen. Die jungen Anführer dieser kleinen Gruppen – ich war einer von ihnen – bekamen einen Kompass und eine topografische Karte, die unseren Standort und den unserer Zelte anzeigte. Jede Gruppe wurde von einem der älteren Anleiter beobachtet, der uns nur dann unterstützen durfte, wenn wir uns verirrtten und ohne seine Hilfe nicht vor Anbruch der Dunkelheit zurück zum Lager gelangen konnten.

Was für eine Aufgabe! Aber ich war mit dieser Umgebung vertraut. In Abständen von 15 Minuten wurde aufgebrochen, und ich hatte mich erboten, mit meinem kleinen Trupp als Letzter loszumarschieren. Da wir auf ein Mittagessen hatten verzichten müssen, waren wir natürlich hungrig. Doch wir wollten unsere eiserne Ration auf keinen Fall antasten. Meine Fähigkeit, essbare von giftigen Pilzen zu unterscheiden,

machte sich bezahlt. Nachdem wir eine halbe Stunde lang Pilze, Sau-  
erampfer und Löwenzahnblätter gesammelt hatten, zündeten wir ein  
Feuer an, rösteten die Pilze an Stöcken und assen sie zusammen mit  
dem Grünzeug.

Alles verlief nach Plan. Zwar war unsere Verpflegung nicht sehr  
sättigend, aber wir brauchten unsere eisernen Rationen nicht anzugrei-  
fen, was unsere Zuversicht erhöhte. Nach der improvisierten Mahlzeit  
schlugen wir den direkten Weg zum Lager ein. Wir kamen als Erste  
an, kurz vor einem Regenguss. Unsere Kameraden aus den anderen  
Gruppen waren unterwegs aufeinander gestossen und trafen gemein-  
sam mindestens eine Viertelstunde später ein. Der Schauer hatte sie er-  
wischt, weshalb sie durchnässt und zum Teil sichtlich verärgert waren.  
Die wenigen Jungen, die sich beschwerten, wurden getadelt, weil sie  
die Erwartungen unseres Fähnleinführers nicht erfüllt hatten.

Infolge dieses Ausflugs erkälteten sich ein paar Jungen, und ihre  
Eltern legten Beschwerde ein. Wie sich herausstellte, hatte unser Fähn-  
leinführer die Vorschriften für Zeltlager tatsächlich gebrochen und  
war nicht berechtigt gewesen, mit Jungen unseres Alters ein derartiges  
Überlebenstraining durchzuführen.

Meine Eltern beklagten sich zu meiner Genugtuung nicht, denn ich  
hatte Spass an der Herausforderung gehabt. Vor allem war ich glücklich  
darüber, dass meine kleine Gruppe siegreich aus dem Wettbewerb her-  
vorgegangen war. Dieser Erfolg hatte mein Selbstvertrauen gestärkt.

Ich weiss nicht, ob mir damals klar war, dass ich meine Unsicherheit  
fern von der Familie leichter überwinden konnte. Jedenfalls freute ich  
mich über jede Gelegenheit, mich unter Gleichaltrigen zu beweisen.  
Ihr Beifall munterte mich auf.

Die Jungvolk-Aktivitäten beschränkten sich nicht auf Sport, Zeltlager,  
Geländeübungen, Marschieren und Singen, sondern umfassten auch  
Schulungen, Jugendfilmvorführungen, Ferienprogramme und später  
Sonderaufgaben. Bei den Schulungen und Filmvorführungen behan-  
delte man häufig die Geschichte Deutschlands und der NSDAP.

Über die «Bewegung» wurden zahlreiche Vorträge gehalten. Aller-  
dings kann ich mich nur an einen über die Rassenlehre des Dritten

Reiches erinnern. Der Text stammte von einem Professor aus Breslau, und eine Tafel sollte anhand von Menschenköpfen Rassenmerkmale veranschaulichen. Jeder aus unserem Zug musste nach vorn treten und der Gruppe sein Profil zeigen. In meinem Fall wurde entschieden, dass ich nicht nordisch, sondern fälisch aussähe. Das überraschte mich, denn meine Familie hat keine westfälischen Vorfahren.

Natürlich hatte ich gehofft, als nordischer Typ eingestuft zu werden. Im Lauf einer kurzen Diskussion kam man überein, dass meine Haare nicht blond genug, meine Augen nicht blau genug und meine Stirn nicht hoch genug seien. Auch meine Beine wurden als zu kurz (im Vergleich zu meinem Oberkörper) bewertet, und für eine «Wikingerfigur» sei ich zu stämmig.

Meine Enttäuschung muss offenkundig gewesen sein, denn unser Ausbilder erklärte, dass hervorragende Deutsche wie Präsident Paul von Hindenburg (1847-1934) oder Kanzler Otto von Bismarck (1815-1898) demselben Rassentypus wie ich angehört hatten. Der Vergleich verwirrte mich noch mehr, da ich an mir keine Ähnlichkeit mit den beiden entdecken und mir auch nicht vorstellen konnte, dass ich als Erwachsener annähernd wie Hindenburg oder Bismarck aussehen würde. Damit sollte ich Recht haben.

Da unsere Jungvolk-Einheit aus unterschiedlichen Rassentypen bestand, betonte unser Anleiter, dass jeder der Nation auf seine Weise durch Leistung dienen könne. Nur Menschen, die minderwertig und untüchtig seien, stünden dem Fortschritt im Weg und müssten deshalb beseitigt werden.

In unserer Gruppe gab es niemanden, der als «minderwertig» oder «untüchtig» eingestuft wurde. Aber ich machte mir Sorgen um Rudi, meinen allerersten Freund. Würde er wegen seines Buckels als «lebensunwert» gelten?

Hitler und Goebbels wussten, welch tief gehenden Einfluss Filme auf die Massen hatten, und wollten sich diese Tatsache für ihre Gehirnwäsche zunutze machen. Goebbels hatte die Reichskulturkammer eingerichtet, die für sämtliche Aspekte der deutschen Filmindustrie zuständig war. Dazu gehörte auch die Wochenschau, deren Produktion Goebbels persönlich beaufsichtigte.

Als Zivilist bewertete er die Frontszenen und entschied, welches Filmmaterial die deutsche Öffentlichkeit beeindrucken und sie zu verstärkten Kriegsanstrengungen anspornen würde. Die in der Wochenschau auftretenden deutschen Soldaten, gleichgültig ob sie der Wehrmacht, der Marine, der Luftwaffe oder der Waffen-SS angehörten, waren stets tapfer und ritterlich. Verstümmelte wurden nie in Grossaufnahme gezeigt. Man verheimlichte uns die Brutalität und die alpträumhaften Bilder der Schlachten. Das wahre Gesicht des Krieges war auf der Leinwand nicht zu sehen.

Dr. Goebbels behauptete, dass persönliche Beziehungen zu Juden unehrenhaft seien. Wer gar eine sexuelle Beziehung zu Juden habe, trage zur Zersetzung des Blutes bei. Selbstverständlich wusste Goebbels, dass seine Rassentheorie wissenschaftlich unhaltbar war.

Mein Vater schien intime Kenntnisse über das Privatleben von Goebbels zu besitzen, vielleicht weil dieser eng mit Karl Hanke, dem Gauleiter von Niederschlesien, befreundet war. Goebbels wurden mehrere Affären mit Filmstars nachgesagt, vor allem mit Lida Baarova. Hanke seinerseits, der Goebbels von 1933 bis 1941 als Assistent diente, sollte sich in Magda, die Frau des Propagandaministers, verliebt haben. Es versteht sich, dass

mein Vater mit mir über solches Gemunkel nicht sprach, aber ich bekam Bruchstücke dieser Geschichten mit. Wenn wir Besuch hatten und die Tür nicht völlig geschlossen war, spitzte ich die Ohren. Ausserdem wurde die Stimme meines Vaters lauter, wenn er prahlte.

Familie Goebbels besuchte Hitler häufig auf seinem Berghof. Am Ende des Krieges hielt sie sich in seinem Berliner Bunker auf und starb kurz nach ihm durch gespenstischen Mord und Selbstmord. Goebbels opferte das Leben seiner eigenen unschuldigen Kinder.

Paradoxerweise predigte ausgerechnet Goebbels über die rassische Reinheit und die überlegenen Tugenden der grossen blonden und blauäugigen Arier, obwohl er selbst von kleiner Gestalt war, dunkle Haare und zudem noch einen Klumpfuss hatte. Er war früher ein eifriger Jesuitenschüler gewesen, und in seinen Adern floss französisches Blut. Mein Vater hatte, vielleicht wegen des unbestätigten hugenottischen Einschlags, eine gewisse Ähnlichkeit mit Goebbels.

Die Hugenotten waren natürlich keine rassische, sondern eine religiöse Gruppe, nämlich calvinistische Protestanten. Doch ihrer französischen Herkunft wegen stuften die Nationalsozialisten sie niedriger ein als Deutsche mit arischen Merkmalen.

Goebbels war der Verfasser der «Zehn Gebote» für Parteimitglieder. Die frühen Nationalsozialisten, für die er die «Gebote» geschrieben hatte, wurden mittlerweile «Alte Kämpfer» genannt, während man uns Pimpfe als «Junge Kämpfer» bezeichnete. In einem meiner wenigen Briefe an Opa Lehmann, der ein Alter Kämpfer war, erwähnte ich, dass ich stolz sei, in seine Fussstapfen zu treten. Nach dem Krieg schickte er mir den Brief zurück, und ich zerriss ihn.

Bevor ich Deutschland nach dem Krieg verliess, vernichtete ich alles, was eine Verbindung zur Vergangenheit aufwies. Das war zwar verständlich, doch es handelte sich um eine kurzsichtige Reaktion. Denn heute, nach über 50 Jahren, hätten mir solche Überbleibsel wertvolle Hinweise zum Verständnis der Vergangenheit liefern können. Goebbels' Gebote, die sich in der nationalsozialistischen Literatur erhalten haben, lauteten unter anderem:

«Wir lieben unser Vaterland über alles – mehr durch Taten als durch Worte;

wir betrachten die Gegner Deutschlands als unsere persönlichen Feinde und hassen sie von ganzem Herzen;

wir sehen jeden deutschen Volksgenossen als Kameraden an, unabhängig von seinem gesellschaftlichen Status.»

Im Zusammenhang damit wurden neue Gesetze verabschiedet und streng befolgt. Diejenigen, die von diesen Gesetzen nicht geschützt wurden, sollten grosses Leid durchmachen und in vielen Fällen sogar sterben. Aber das war mir als privilegiertem Hitlerjungen damals nicht bewusst.

Eines von Goebbels' Geboten besagte, dass wir alle, die Deutschland beschimpften, zusammenschlagen sollten. Zu dem Zeitpunkt aber, als wir mit diesem Gebot vertraut gemacht wurden, gab es bereits keine Schurken mehr, die das Vaterland verunglimpften. Sie waren längst aus dem öffentlichen Leben entfernt worden.

Da wir nicht mehr auf Gegner des Nationalsozialismus einschlagen konnten, wurden sportliche Wettkämpfe abgehalten. Wir bestritten Ringkämpfe und erhielten Boxhandschuhe. Im Boxring sollten wir gestählt werden. Doch wir kämpften als Kameraden und blieben Freunde.

Einmal, als wir über Goebbels' Gebote diskutierten, sprach einer der Jungen in meinem Alter von «Judenschweinen». Dieses Schimpfwort sollte ich bald wieder hören.

Ich selbst hasste meinen Vater wahrscheinlich intensiver als die Juden. Denn ihn kannte und fürchtete ich. Wie aber sollte ich mich von Juden bedroht fühlen, die ich nicht kannte? Wenn ich mir manchmal im Traum wünschte, dass mein Vater starb, muss ich mich nach der Freiheit von Furcht gesehnt haben.

\*

So weit ich zurückdenken kann, waren die Personen, die meine Anschauungen beeinflussten, stolz auf die Leistungen der Deutschen. Aber nicht nur das: Sie meinten, die deutsche Musik, Literatur, Wissenschaft und Technik seien denen aller anderen Nationen überlegen.



Und viele Schriftsteller, Musiker und Maler, die nicht ins Exil gingen, folgten den erwünschten Richtlinien, besonders im Hinblick auf Hitlers Rassenpolitik.

Auch wir Jungen akzeptierten diese Politik vorbehaltlos. Niemand gab mir einen Hinweis, dass so genannte rassistisch unerwünschte Personen, vornehmlich Juden, systematisch und auf barbarische Weise ausgerottet wurden. Auch kam ich nie auf den Gedanken, dass deutsche Soldaten und Polizisten den Befehl erhalten könnten, unschuldige Menschen zu ermorden.

Nach dem Krieg lernte ich in Hamburg den Überlebenden einer Polizeieinheit kennen, die den Auftrag gehabt hatte, Juden in Polen umzubringen. Er teilte mir streng vertraulich mit, dass sein Bataillon keine Kampf Einheit, sondern ein Exekutionskommando gewesen sei. Damals hatte ich bereits Filmmaterial über die Konzentrationslager gesehen und die Nürnberger Prozesse verfolgt. Deshalb konnte ich nicht mehr daran zweifeln, dass Massenerschiessungen stattgefunden hatten.

In den sieben Jahren von 1937 bis Ende 1944 zeigte man uns etliche so genannte Kulturfilme. Im Einklang mit Hitlers und Goebbels' Lehren suggerierten sie, auch die menschliche Ordnung unterliege allein den Naturgesetzen, die sehr grausam sein konnten. Wir wurden mit der Gewalt im Tierreich bekannt gemacht. In dramatischen Szenenfolgen zeigte man uns, wie Raubtiere ihre Beute jagen und töten. Der Kommentar erläuterte Darwins Selektionstheorie.

Wir müssten leistungsfähiger als alle anderen werden, hörten wir. Die Arten sicherten ihr Territorium. Starke Männchen vertrieben ihre schwächeren Rivalen, erreichten ihren körperlichen Zenit und sorgten für ihre sexuelle Dominanz. Grausamkeit wurde als Stärke und damit als bewunderungswürdige Voraussetzung fürs Überleben dargestellt. Zu keinem Zeitpunkt wurden wir zu einer kritischen Haltung ermuntert. Ständig hiess es nur, wir hätten die Aufgabe, unsere natürlichen und historischen Feinde niederzuwerfen. Kämpfen sei eine edle Tätigkeit.

1941 wurde das Elisabet-Gymnasium in ein Lazarett umfunktioniert, und wir mussten in eine andere Oberschule umziehen. Da wir deren Räumlichkeiten mit den schon vorhandenen Schülern teilten, hatten wir abwechselnd vormittags und nachmittags Unterricht.

Nachdem wir aus unserer Schule in der Arletiusstrasse in das Zwiniger-Gymnasium in der Sonnenstrasse umgesiedelt worden waren, kam ich das einzige Mal während der Nazizeit in persönlichen Kontakt zu einer Jüdin. Es handelt sich um den bereits in der Einleitung erwähnten Vorfall: Hin und wieder hatte ich eine Frau beobachtet, die mit einem Blindenhund die Strasse zum Sonnenplatz überquerte. Die alte Dame erinnerte mich an meine Grossmutter, die ebenfalls eine schwarze Augenklappe trug.

Zum ersten Mal sah ich sie in der ersten Jahreshälfte 1941, bevor Juden verpflichtet waren, den Davidstern zu tragen. Vielleicht erregte der Hund meine Aufmerksamkeit. Jedenfalls bemerkte ich, dass sie eine gelbe Armbinde mit drei grossen schwarzen Punkten angelegt hatte. Zum letzten Mal begegnete ich ihr Ende Oktober oder Anfang November 1941. Wahrscheinlich war es ein Mittwoch, denn ich weiss noch, dass ich die Jungvolk-Uniform trug.

Dieses Mal war sie ohne ihren Hund unterwegs und wirkte unsicher, während sie sich mit ihrem Stock vorantastete. Als sie die Strasse überqueren musste, trat ich auf sie zu und fragte: «Wo ist Ihr Hund?»

Unter Tränen erwiderte sie, dass die Wehrmacht ihren treuen Gefährten, auf den sie so angewiesen sei, beschlagnahmt habe. Blindenhunde würden nun für Soldaten benötigt, die das Augenlicht verloren

hätten. Allerdings hoffe sie, mithilfe des Blindenvereins einen älteren Hund zu bekommen, der für den Militärdienst nicht mehr geeignet sei.

«Kann ich jetzt hinüber?», fragte sie. Ich bot ihr meinen Arm an und führte sie über die Strasse.

Ein Fremder, der zwei oder drei Jahre älter war als ich, sprang plötzlich von seinem Fahrrad und schlug mir ins Gesicht. Er brüllte: «Hilf dem Judenschwein doch nicht!» Ich setzte mich zur Wehr, und es kam zu einer Prügelei.

Eine kleine Menge versammelte sich. Die alte Frau war wohlweislich verschwunden, und auch der Fremde, vermutlich mit meinem Blut an seinem Hemd, entfernte sich bald. Obwohl ich mein Fahrtenmesser bei mir hatte, war es beim reinen Faustkampf geblieben, und ich hatte den anderen nicht so verletzt, dass er blutete.

Nach dem Krieg sprach ich mit einem amerikanischen Vernehmungsbemanten, Captain Rosen, über das Ereignis. Ich erzählte ihm, ich hätte damals darüber nachgedacht, ob mein Eintreten für die Frau unzulässig gewesen sei. Daran lässt sich ablesen, welchen Grad der Indoktrination ich bereits erreicht hatte. Captain Rosen vermochte nicht zu begreifen, dass jemand eine alte, gebrechliche und hilflose Frau, die noch dazu blind war, als «Judenschwein» bezeichnete. Ich wusste keine Antwort darauf. Damals besass ich noch keine Kritikfähigkeit, und ich war an die herabsetzenden Naziausdrücke gewöhnt, die sich in der Umgangssprache eingenistet hatten.

\*

Den Zwischenfall mit der blinden alten Frau erwähnte ich gegenüber meinem Vater erst nach dem Krieg während einer hitzigen Auseinandersetzung über die Judenvernichtung. Mittlerweile hatte ich in Schlachten gekämpft und war viermal verwundet worden. Obwohl ich bereits 19 Jahre alt war, behandelte er mich noch immer so, als wäre ich ein Kind und nicht reif genug, die Situation zu durchschauen.

«Hättest du wie wir unter den Juden zu leiden gehabt, dann würdest du verstehen, warum es so weit kommen konnte. Die Juden sind an ihrem Schicksal selbst schuld!»

Mir verschlug es die Sprache. Als ich der blinden Frau half, wusste ich, dass Konzentrationslager existierten. Aber deren Zweck bestand meiner Meinung nach darin, die Menschen dort zu produktiven und hilfreichen Mitgliedern der Volksgemeinschaft umzuerziehen. Auch in den BBC-Sendungen, die ich manchmal heimlich zu Hause hörte, gab es nicht den geringsten Hinweis darauf, dass Konzentrationslager der Massenvernichtung dienten. Heute ist jedoch bekannt, dass die Alliierten Bescheid wussten.

Während meiner Jugend war ich recht häufig krank und schwebte einige Male in Lebensgefahr. Laut meiner Mutter war meine Krankheitsanfälligkeit ja auch der Hauptgrund dafür gewesen, dass die Napola mich nicht aufgenommen hatte. Ausserdem hielt man mich für zu wenig diszipliniert.

Ich hatte meinen Vater noch mehrere Male um Erlaubnis gebeten, vom regulären Jungvolk (wo ich bereits eine Führungsposition innehatte) zur Rundfunkspielschar überzuwechseln. Er beharrte jedoch darauf, dass ich auch in Zukunft beim Jungvolk Dienst tat und die Laufbahn für Führungskräfte einschlug. In der Rundfunkspielschar lege man nicht genug Wert auf soldatisches Verhalten. Zudem wurden Chor- und Instrumentalkonzerte oft zusammen mit der Jungmädels-Einheit veranstaltet, die dem Sender angeschlossen war und in der meine beiden ältesten Schwestern mitwirkten. Mein Vater fürchtete, dass derartige Aktivitäten auf dem Gebiet der Kultur und Unterhaltung meine physische Ertüchtigung beeinträchtigen würden.

Als SS- und SD-Mitglied hatte er einen gewissen Einfluss. Deshalb war es ihm 1937 Hoyerswerda gelungen, mich die Aufnahmeprüfung für die Napola in Naumburg ablegen zu lassen. Allerdings hatte er es nicht geschafft, mir die Teilnahme am Auswahlprozess für eine Adolf-Hitler-Schule zu ermöglichen. Für die beiden Schultypen, die künftige Führungskräfte des nationalsozialistischen Systems heranziehen sollten, waren unterschiedliche Behörden zuständig.

Die Napolas orientierten sich an den Prinzipien der alten preussischen Kadettenanstalten, die Pflichterfüllung und soldatische Traditionen fördern sollten. Hier wurden Kandidaten für die nationalsozialisti-

schen Ordensburgen zur Erziehung der Elite des Reiches herangebildet. Die Adolf-Hitler-Schulen waren noch weniger akademisch ausgerichtet und legten noch grösseren Wert auf Disziplin.

Mein Vater hatte sich Material über das Auswahlverfahren besorgt und ein striktes Programm für mich aufgestellt. Die Medizinballübungen genühten nicht, und ich musste zusätzlich schwimmen lernen, um die Anforderungen für das DJ-Leistungsabzeichen zu erfüllen.

Dieses Leistungsabzeichen erlangte ich bereits Monate vor dem Beginn des Auswahlprozesses. Würde ich eine Empfehlung von meinem Hitlerjugend-Gebietsführer und unserem Kreisleiter erhalten? Obwohl die SS-Mitgliedschaft meines Vaters für die Auswahl unerheblich war, sorgte er dafür, dass die HJ- und Parteiführer keinen Zweifel an seinem Wunsch hatten, mich eine Adolf-Hitler-Schule besuchen zu lassen.

Aber dann wurde ich krank. Mit sehr hohem Fieber und Atembeschwerden wurde ich in die Quarantänestation der Universitätsklinik eingeliefert. Ich hatte Diphtherie. Im Krankenhaus bekam ich auch noch Scharlach und musste weitere sechs Wochen dort bleiben. Ausserdem litt ich an den schmerzhaften Symptomen eines Gelenkrheumatismus.

Ein weiteres Gesundheitsproblem offenbarte sich. Ich hatte bei sportlichen Übungen häufig Seitenstiche gehabt. Sie wurden nun als Symptome einer Angina Pectoris diagnostiziert. Ich erhielt verschiedene Medikamente und wurde angewiesen, meine sportlichen Aktivitäten einzuschränken, bis ich aus den Problemen «herausgewachsen» sei.

Zu jenem Zeitpunkt hatte ich gerade einige beachtliche Siege als Mittelstreckenläufer errungen. Da ich mich nun aber kaum noch sportlich betätigen konnte, kam ich zum Leidwesen meines Vaters als Kandidat für die Adolf-Hitler-Schule jetzt nicht mehr infrage.

Durch die Krankheitsserie hatte ich mehr als sieben Schulmonate versäumt. Für meinen Vater war es undenkbar, dass ich auch noch sitzen blieb. Deshalb kehrte ich in meine alte Klasse zurück und wurde im Anschluss an die Schulstunden von einem Nachhilfelehrer unterrichtet.

Der Mann war ein ehemaliger, immer noch kaisertreuer Studienrat. Heute wünsche ich mir, dass ich seinen Gedanken und Überzeugungen mehr Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Er beschäftigte sich mit öst-

licher Philosophie und besass eine Bibliothek mit Büchern, von denen ich nie zuvor gehört hatte. Einige befassten sich mit dem Hinduismus und dem Buddhismus.

Zwischen den Nachhilfestunden, die mir helfen sollten, meine Klassenkameraden einzuholen, äusserte er sich zu manch einem Thema, von dem in meinen Schulbüchern nicht die Rede war. Aber damals war ich nicht empfänglich für seine Ideen und dürfte ihn enttäuscht haben.

Immerhin gelang es meinem Nachhilfelehrer, mir einige grundlegende Meditationstechniken beizubringen, wodurch sich meine Konzentrationsfähigkeit erheblich verbesserte. So gelang es mir, von der Untertertia in die Obertertia versetzt zu werden. Ich nahm jedoch nicht mit meinen Klassenkameraden, die als Luftwaffenhelfer Flakbatterien zugeteilt wurden, am vormilitärischen Dienst teil. Aufgrund meiner Gesundheitsprobleme ordnete man mich zur Ausbildung als KLV-Lagermannschaftsführer\* ab.

\*

Meine Ausbildung fand in Podiebrad (heute Pödebrady) im so genannten Protektorat Böhmen und Mähren statt. Die kasernenähnliche Anlage hiess KLV-Schule der Reichsjugendführung für Lagermannschaftsführer. Der Kurort, ungefähr 65 Kilometer östlich von Prag, verfügte über zahlreiche Hotels und Pensionen, in denen fast 10'000 Jungen und Mädchen aus zerbombten Städten untergebracht wurden. Nach meinem Kursus gehörte ich zu denen, die als Zugführer und später als Oberzugführer in Podiebrad bleiben sollten.

An die Zeit meiner Ausbildung erinnere ich mich sehr gern. Zwischen den Kursen besuchten wir Prag und wohnten im Hotel «Die Goldene Gans», dessen Besitzer Sudetendeutscher war. Wir besichtigten die Sehenswürdigkeiten dieser schönen Stadt und gingen in Konzerte und in deutsche Kinos.

\* Lagermannschaftsführer für Kinderlandverschickung waren in ländlichen Gebieten tätig, in die man Schulklassen aus bombardierten Städten evakuiert hatte. Die begleitenden Lehrer setzten den Unterricht fort, während die Lagermannschaftsführer für die Freizeitaktivitäten zuständig waren.

Ich schrieb seit einiger Zeit Gedichte, und mein Schulleiter schickte ohne mein Wissen eine Auswahl meiner Arbeiten an den ehemaligen Reichsjugendführer Baldur von Schirach, der nun den Posten des Gauleiters und Reichsstatthalters von Wien bekleidete. Von Schirach war ausserdem Beauftragter für die Kinderlandverschickung.

Während ich mich zu einem Sonderauftrag in einem Lager am Tegernsee aufhielt, leitete man aus Podiebrad einen imposant aussehenden Brief an mich weiter. Er war von Baldur von Schirach! Mit zitternden Händen öffnete ich den Umschlag. Der Politiker bezeichnete vier meiner Gedichte als recht gut und ermutigte mich, mit dem Schreiben fortzufahren. Er selbst habe dazu durch seine vielen Verpflichtungen leider keine Zeit mehr.

Ich überlegte, ob ich eine Fotokopie des Briefes meinem Vater schicken sollte, der inzwischen als Kriegsberichterstatter im Einsatz war. Ich entschied mich dagegen, denn er lehnte meine Bemühungen ab – ganz im Gegensatz zu einem der anerkannten deutschen Politiker und erfolgreichen Dichter.

Die Bewohner von Podiebrad schienen sehr deutschfreundlich zu sein, zumindest gegenüber uns Jungen und Mädchen von der KLV, obwohl wir meistens Uniform trugen. Vor allem der Friseur ist mir in Erinnerung geblieben. Er sprach ziemlich gut Deutsch und sagte, es sei sein Beruf, den Kunden nicht nur die Haare zu schneiden, sondern sie auch zu unterhalten. Einer seiner typischen Sätze lautete: «Die beste Medizin, um schwere Zeiten zu überstehen, ist das Lachen. Es kostet kein Geld und keine Lebensmittelmarke, aber es ist unbezahlbar!»

Wie so oft in Zeiten der Fremdherrschaft arbeiteten einige zu ihrem eigenen Vorteil mit den Unterdrückern zusammen. Nicht nur Sudentendeutsche, auch Slowaken und vielleicht sogar ein paar Tschechen nutzten die sich ihnen bietenden Gelegenheiten.

Das Sudetenland in Böhmen, Mähren und dem ehemaligen Österreichisch-Schlesien war Deutschland durch das Münchner Abkommen von 1938 angegliedert worden. Polen und Ungarn erhielten einen Teil der Beute. Während Hitler immer grössere Gebiete Osteuropas besetzte, erhoben andere Länder kaum Einwände. Sogar die Alliierten signalisierten zunächst stillschweigend ihre Zustimmung.

Als ich mich in Podiebrad aufhielt, war Reinhard Heydrich, mittlerweile auch stellvertretender Reichsprotektor für Böhmen und Mähren, bereits von tschechischen Partisanen ermordet worden. Darauf reagierte das deutsche Oberkommando mit Massenhinrichtungen. Es liess am 10. Juni 1942 sämtliche männlichen Bewohner des Dorfes Lidice, welche die Widerstandskämpfer unterstützt haben sollten, erschiessen und das Dorf dem Erdboden gleichmachen. Und das innerhalb eines «Protektorats»!



Am 18. Februar 1943 wurde eine Rede von Joseph Goebbels gesendet, in der er den totalen Krieg proklamierte. Sein Publikum im Berliner Sportpalast bestand aus verwundeten und hoch dekorierten Soldaten (darunter Ritterkreuzträger), Berühmtheiten, Parteifunktionären und loyalen Parteimitgliedern. Seine Frage «Wollt ihr den totalen Krieg?» beantwortete die Menge mit einem dröhnenden «Ja! Ja! Ja!». Er rief die Nation auf, die Kriegsanstrengungen noch zu erhöhen, denn dadurch werde der Kampf zu einem früheren und natürlich siegreichen Ende kommen.

Ich war damals 15 Jahre alt. Mit einer Gruppe von Jungen lauschte ich Goebbels' Rede im Rundfunk. Wir reagierten genauso wie sein Publikum in Berlin. Sobald man uns zum Kämpfen aufforderte, würden wir bereit sein. Ausserdem liessen viele ihrem Zorn freien Lauf. Wir hatten Stalingrad verloren, und an fast allen Fronten verschlechterten sich die Bedingungen. Es mussten also drastische Massnahmen ergriffen werden. Dr. Goebbels hatte es sehr geschickt verstanden, unseren Zorn auf die Feinde und nicht auf unseren eigenen Führer zu lenken. Er entflamte unsere Herzen und zog fast die ganze Nation auf seine und Hitlers Seite.

Ich half, indem ich im Rahmen einer Heimatfront-Kampagne ermutigende Briefe an einen unbekanntem Soldaten schrieb.

Das Jugendprogramm beschränkte sich nicht auf die ideologische Indoktrination und die militärische Ausbildung. Es schloss auch Wanderungen, Zeltlager, eine grosse Zahl von Sportarten und Wettkämpfen sowie gesellschaftliche Aktivitäten ein. Dadurch wurden Klassenschranken

beseitigt und echte Kameradschaft gefördert. Wir waren gesund, bester Stimmung und von einem echten Zusammengehörigkeitsgefühl durchdrungen. Als jüngere Mitglieder der Volksgemeinschaft glaubten wir an die Parole «Einer für alle, alle für einen».

Nicht nur die Hitlerjugend, auch Millionen Erwachsene akzeptierten die Herausforderung, unablässig wachsende Ansprüche zu erfüllen. Wir alle wollten die schwersten Lasten auf uns nehmen und den «totalen Krieg» unterstützen.

\*

Im Jahr nach dieser Rede hatte sich die Situation derart verschlechtert, dass Dr. Goebbels zusammen mit dem Leiter der Partei-Kanzlei, Martin Bormann (1900-1945), und Reichsführer Heinrich Himmler (1900-1945) einen Appell an die deutsche Bevölkerung richtete: Sie forderten zu einem allgemeinen Opfer auf. Die neuen Volkssturms-Einheiten müssten ausgestattet werden, und die Zivilbevölkerung solle sämtliche Uniformen (Polizei, Feuerwehr, Eisenbahn, Post usw.) sowie Schuhe, Socken, Unterwäsche, Pullover, Decken, Zeltausrüstung und alles andere, was nützlich sein könne, an Sammelstellen abgeben.

Alle Männer zwischen 16 und 60 Jahren, die eine Waffe tragen und das Vaterland verteidigen konnten, sollten durch die Gauleiter eingezogen werden. Im September 1944 wurde Heinrich Himmler zum militärischen Befehlshaber dieser Einheiten ernannt, während Martin Bormann für die organisatorische Abwicklung zuständig war. Die Angehörigen des Volkssturms wurden der Militärgerichtsbarkeit unterstellt, was bedeutete, dass sie im Fall von Feigheit mit der Todesstrafe rechnen mussten.

\*

Der Horror und die Verwüstung jener deutschen Städte, die schrecklichen Luftangriffen ausgesetzt waren, hatten meine Welt noch nicht erreicht. Weder Breslau noch Podiebrad liessen Spuren des Krieges erkennen. Wir konnten nachts ungestört schlafen.

Unterdessen zeigte Hitlers Tausendjähriges Reich, ohne dass es jemand offen zugab, die ersten Risse. Ich selbst war mir dessen allerdings nicht bewusst.

Ich glaubte weiterhin an Hitler und seine «Mission», Deutschland zu Grösse zu verhelfen. Und ich war davon überzeugt, dass wir seinen Erwartungen gerecht werden mussten. Wir waren «seine» Jugend, und wie die meisten Angehörigen meiner Altersgruppe hatte man mich gelehrt, ihm und seinen Fähigkeiten als Oberbefehlshaber der Nation unerschütterliches Vertrauen entgegenzubringen. Meine Kenntnisse reichten nicht aus, um zu erkennen, dass er nach Stalingrad kaum noch eine Siegeschance hatte.

Zeitweilige Rückschläge, so hörten wir, entmutigten die deutschen Streitkräfte nicht, sondern bestärkten sie vielmehr in ihrer Entschlossenheit, den Endsieg zu erringen. Die ganze deutsche Nation schien bereit zu sein, notfalls mit dem Leben für diesen Sieg zu bezahlen. Während die Fronten zurückwichen und sich den Grenzen Deutschlands näherten, wurden unablässig Parolen wie «Wo der deutsche Soldat steht, kommt kein anderer hin!» wiederholt, die bis heute in meinem Gedächtnis haften.

1943 verpflichteten sich Hitlerjugend und SS-Führung, gemeinsam einen besonderen Beitrag zum «totalen Krieg» zu leisten. Man suchte Freiwillige aus der Hitlerjugend für die Gründung neuer Waffen-SS-Kampfeinheiten (nicht zu verwechseln mit den SS-Totenkopfverbänden, die als Wachpersonal in den Vernichtungslagern dienten). Einige Jungvolk-Führer des Jahrgangs 1926 wurden von ihren Vorgesetzten aufgefordert, sich dieser neuen Elite-Einheit anzuschliessen.

Man verteilte an die Hitlerjugendführer Flugblätter mit der Überschrift «Kommt zu uns!». Reichsjugendführer Artur Axmann, mein letzter Kampfgruppenkommandant, wirkte massgeblich daran mit, die SS-Panzerdivision «Hitlerjugend» aufzustellen. Die Angehörigen der Panzerdivision galten als Draufgänger, und viele erlangten bis Kriegsende den Status von Helden. Nicht weniger als 15 von ihnen wurden mit dem Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes ausgezeichnet, aber nur wenige überlebten. Das Blut dieser jungen Männer wurde auf den Schlachtfeldern Frankreichs und Ungarns vergossen. Auch in der Normandie kämpfte die Division hartnäckig und tapfer.

Doch selbst eine solche Elite-Einheit war den vorrückenden alliierten Streitkräften mit ihrer überlegenen Luftmacht nicht gewachsen. Als offenkundig wurde, dass mit Entsatz nicht zu rechnen war, zog der Kommandeur seine dezimierte und erschöpfte Division zurück. Damit widersetzte er sich Hitlers Befehl, bis zum letzten Mann zu kämpfen.

Nach der Schlacht in der Normandie füllte man die Reihen mit noch jüngeren Freiwilligen des Jahrgangs 1927 auf. Im Februar wurde die Division zur Heeresgruppe Süd nach Ungarn verlegt und sollte Budapest zurückerobern. Aber sie hatte keine Chance, sondern wurde von der übermächtigen Roten Armee nach Österreich zurückgedrängt. Die Überlebenden (angeblich weniger als 10'000 Mann), kampfes müde, doch ungebrochen in ihrem Stolz, ergaben sich am 8. Mai 1945 der U. S. Seventh Army.

Zu den Gefallenen zählten zwei meiner Breslauer Freunde, die ebenfalls Hitlerjugendführer gewesen waren. Wahrscheinlich war ihnen nie klar geworden, dass ihr Eid sie zu Soldaten gemacht hatte, die für einen Massenmörder – Hitler – gegen einen anderen Massenmörder – Stalin – kämpften.

Ende 1944 akzeptierte man bereits einige ausserplanmässige Freiwillige des Jahrgangs 1928, und ich meldete mich zu den Gebirgsjägern. Im Rahmen der Ausbildung sollte ich Bergsteigererfahrung erwerben und nachweisen, dass ich ein geübter Skifahrer war. Bei der ärztlichen Untersuchung marschierten wir nackt vor dem Mediziner auf. Er stellte einige Fragen, hörte Herz und Lunge ab und schrieb «kv» (kriegsverwendungsfähig) in meine Papiere. Ich hatte meine häufigen Anginaschmerzen nicht erwähnt und meine Krankengeschichte erheblich verkürzt, um auf keinen Fall zurückgestellt zu werden.

Für mich stand «kv» für einen persönlichen Sieg. Ich bat meine Mutter um die Feldpostnummer meines Vaters, weil ich ihm eine Nachricht schicken wollte: Sein Sohn würde Kriegsteilnehmer werden und für sein Land und seinen Führer kämpfen. Damals dachte ich, kein echter Mann werden zu können, wenn ich die Gelegenheit verpasste, als Soldat in die Schlacht zu ziehen.

Ich musste allerdings erst einmal warten, bis ich einem Wehrtüch-

tigungslager (WE-Lager) in den Hochalpen zugewiesen wurde. Noch ein Jahr zuvor hatte man mich selbst als Flakhelfer für untauglich befunden und in ein K LV-Lager geschickt. Damals hatte ich sogar bezweifelt, dass ich zum Reichsarbeitsdienst, der vor Eintritt in die Wehrmacht zu absolvieren war, einrücken würde.

Doch nun schien ich die Chance zu haben, mich einer Einheit anzuschliessen, die fast so berühmt war wie die Panzerdivision «Hitlerjugend», nämlich der Waffen-SS-Gebirgsdivision Nord. Die hatte sich zusammen mit der 3. Gebirgsjägerdivision der Wehrmacht unter General Eduard Dietl als gefürchtete Truppe in Norwegen und Lappland hervorgetan. Alles hing von meiner Leistung im Hitlerjugend-Lager ab. Ich wollte meine vormilitärische Ausbildung in den Bergen unbedingt «mit Glanz und Gloria» abschliessen.

Den ganzen Krieg über hatte ich ein Held werden wollen, den man für seine Tapferkeit und Selbstlosigkeit im Dienst für das Vaterland auszeichnete. Dieser Traum sollte sich erfüllen und mir später zahlreiche Albträume bereiten. Die quälende Ironie bestand darin, dass sich mein Traum nicht am Morgen des Sieges, sondern in der Dämmerung der Niederlage erfüllte.

Oft hatte ich gehört, dass Gott auf Deutschlands Seite stehe und unseren Führer beschütze. Obwohl meine Eltern aus der Kirche ausgetreten waren, glaubte ich an einen allmächtigen Gott. Meine Grossmutter mütterlicherseits hatte mich davon überzeugt, dass man an seiner Existenz nie zweifeln durfte. Nichts brachte mich von der Gewissheit ab, dass Hitlers Leben und das Schicksal Deutschlands von einer höheren Macht begünstigt wurden. Er schien mir der Messias unserer Zeit zu sein.

Aber «unsere Zeit» war kurz, und Hitlers Vermächtnis waren Zerstörung, Leichen, ausgebrannte Gebäude und gesprengte Brücken.

Zu Beginn des Dritten Reiches war ich vier Jahre alt, und in meinem 17. Lebensjahr ging es bereits zu Ende.

Meine vormilitärische Ausbildung war für Januar 1945 geplant. Nach meinem Einsatz als Instrukteur an der K LV-Schule im Sommer 1944 hatte ich so viel Erfahrung gesammelt, dass ich mir einen Posten als Lagerleiter in der Nähe von Niesky aussuchen konnte. Dort hoffte ich auf ein Wiedersehen mit meinem Freund Rudi.

Ich erwartete, ihn und seine Menagerie immer noch dort zu finden, wo seine Eltern und er gewohnt hatten, als meine Familie das Waldgut Horka verliess. Wir hatten zwar seit vielen Jahren keinen Briefwechsel mehr, doch meine Erinnerungen an ihn blieben lebhaft und herzlich. Ich teilte ihm meine baldige Ankunft nicht mit, weil ich mich auf sein überraschtes Gesicht freute.

Die deutschen Streitkräfte hatten an mehreren Fronten schwere Rückschläge erlitten. Mit seinen Durchhalteparolen und seiner Unnachgiebigkeit opferte Hitler eine stetig wachsende Zahl seiner Soldaten. Aber folgte er damit nicht dem Beispiel Friedrichs des Grossen, der nach empfindlichen Niederlagen schliesslich grossartige Siege errang?

Heute hört es sich unglaublich an, dass nicht nur wir, die Jugend, diesen Standpunkt vertraten, sondern auch unsere Eltern und sogar manche Ausländer. Immer mehr tschechische Bürger schienen die Hitler-Diktatur zu unterstützen. In der Lagerleiterschule konnte ich beobachten, dass viele von ihnen sogar die vor dem Gebäude gehisste Hakenkreuzfahne grüssten.

Der Umstand, dass ich der Sache hingebungsvoll verbunden blieb, mochte auch mit der Kameradschaft in meiner Klasse zu tun gehabt haben. Daraus ergaben sich viele lebenslange Freundschaften. Gott sei

Dank waren wir noch nicht so alt, dass man uns befohlen hätte, mörderische Handlungen zu begehen.

Im Herbst 1944 traf ich in Schloss Ullersdorf ein. Ich kannte weder die Schüler noch die Lehrer, aber mir war klar, dass ich mich den Ersteren gegenüber durchsetzen musste. Sie waren Berliner und damit zu Streichen aufgelegt.

Meine Vermutung bestätigte sich: Als ich am ersten Abend mein Bett aufdeckte, wimmelte es darin von Regenwürmern. Ich beging den Fehler, die Jungen im benachbarten Schlafräum zu wecken, und befahl ihnen, die schleimigen Tierchen zu entfernen. Am folgenden Tag reichte einer meiner Lehrer eine Beschwerde ein, weil ich meine Befugnisse überschritten hätte: Meinetwegen hätten die Jungen zu wenig Schlaf erhalten.

Aber ich war entschlossen, mir den Respekt der Jungen zu erwerben. Sonntags wurde nicht unterrichtet, und ich organisierte ein Wochenendprogramm mit Wanderungen, Sport und Spielen. Dadurch verschaffte ich mir einen guten Start. Allerdings glaube ich, dass ich mir auch deshalb Ansehen verschaffte, weil ich die Schüler gezwungen hatte, mein Zimmer zu säubern.

Seit meiner Ankunft in Ullersdorf hatte ich Rudi besuchen wollen, aber erst Mitte der Woche konnte ich mir einen Tag freinehmen und mit dem Rad nach Niesky fahren. Unterwegs gingen mir unablässig Erinnerungen durch den Kopf.

Als wir das Waldgut Horka 1935 verliessen, waren Rudi und ich sieben Jahre alt gewesen, aber nun waren wir junge Männer von 16 Jahren. Bald würde ich Soldat werden. Doch was hatte Rudi als Buckliger zu erwarten?

Ich machte unsere frühere Schule ausfindig und erinnerte mich dann an den Weg zu Rudis Haus. Die Tür war verschlossen, und

niemand antwortete auf mein Klopfen. Ausser Fliegen war kein Lebewesen zu sehen.

Ich ging zur Nachbarin hinüber und fragte sie, wo Rudi sei.

«Rudi?» Sie schaute mich an und erwiderte geradezu verächtlich: «Rudi, der Krüppel? Er ist seit Jahren in einer Anstalt.»

«Wissen Sie, wo?»

Sie schüttelte den Kopf.

«Und wo sind seine Eltern?»

«Rudis Vater ist in Russland gefallen.»

Ich brauchte ein paar Sekunden, um mich zu fassen. «Und seine Mutter?»

«War sie nicht Rote-Kreuz-Schwester?» Die alte Frau wirkte unsicher. Sie schien die Familie nicht besonders gemocht zu haben.

«Wie kann ich Rudi ausfindig machen?»

«Keine Ahnung. Vielleicht ist er im Himmel.»

Ich radelte zum Waldgut Horka. Der Weg war schlechter geworden. Zuerst hielt ich beim Haus der Geislers, den einzigen Nachbarn in der Gegend. Ein Hund knurrte. Vor einigen Jahren wären meine eigenen Hunde herbeigerannt und hätten freudig gebellt, um mich willkommen zu heissen. Doch jetzt machte ein mir unbekannter Hund die Bewohner darauf aufmerksam, dass ein Fremder gekommen war.

Eine jüngere Frau begrüßte mich. Ich hatte sie noch nie gesehen. Die Welt meiner Kindheit schien nun leer zu sein. Meine hohen Erwartungen brachen in sich zusammen.

Nach Ullersdorf zurückgekehrt, schrieb ich Rudi noch an jenem Abend einen langen Brief. Ich rechnete damit, ihn irgendwann ausfindig zu machen. Das war aber nicht der Fall. Die Ereignisse überschlugen sich, und ich sollte erst 1997 <sup>noc^</sup> einmal nach Ullersdorf, zum Waldgut Horka und nach Niesky zurückkehren.

Unser Haus war nicht mehr da, ebenso wenig wie das, in dem Rudi gewohnt hatte. Nur das Gebäude unserer ehemaligen Nachbarn stand noch, und es war der Enkel von Frau Geisler, der uns zum Haus seiner verstorbenen Grossmutter fuhr. In der Ferne hörte ich Flunde bellen.

Ich fasste Kam am Arm. «Hier liegt meine Kindheit begraben», flüsterte ich.



Meine Schwester Dörte, die dort das Licht der Welt erblickt hatte, konnte sich an nichts mehr erinnern. Sie war noch ein Baby, als wir fortzogen. Ihr Geburtshaus war den Kriegszerstörungen zum Opfer gefallen.

Es war, als hätte sich ein Wunder ereignet: Unsere ganze Familie feierte Weihnachten 1944 gemeinsam. Obwohl wir uns im fünften Kriegsjahr befanden, schafften es meine Eltern, vor allem meine Mutter, das Fest auch dieses Mal zu einem denkwürdigen Ereignis zu machen.

Mein Vater, der mit Magen- und Gallenproblemen in einem Breslauer Lazarett lag, hatte Urlaub bekommen. Ich war in bester Stimmung aus Ullersdorf heimgekehrt und hatte bereits eine Benachrichtigung erhalten, nach den Feiertagen in die Bayrischen Alpen zu reisen, um an der vormilitärischen Ausbildung für Gebirgsjäger teilzunehmen. Diese Tatsache erhöhte mein Selbstbewusstsein.

Zu Hause wohnten noch meine jüngste Schwester Dörte, die neun Jahre alt war, meine Brüder Wulf und Ulrich, sechs und fünf Jahre alt, sowie meine Mutter und unser vollschlankes Dienstmädchen Hanna. Meine älteren Schwestern Anje und Ute, die 14 und 11 Jahre alt waren, trafen aus Strehlen ein. In dieses Städtchen südöstlich von Breslau hatte man sie als Schülerinnen der Augusta-Oberschule evakuiert.

Die beiden älteren Mädchen spielten am Heiligabend für uns Flöte, und dann sangen wir alle einige deutsche Weihnachtslieder. Während der Feiertage besuchten meine Schwestern mit ihrer Rundfunkspiel-schar örtliche Lazarette, um die verwundeten Soldaten zu unterhalten.

Bis zum Heiligabend schienen meine Mutter und unser Dienstmädchen unaufhörlich zu backen: Plätzchen, Pfefferkuchen, Mandelspezialitäten und auch Stollen. Mein Vater, der vor seinem Aufenthalt im Krankenhaus aus dem Mittelmeergebiet zurückgekehrt war, hatte Mandeln, Orangen und Zitronen mitgebracht.

Am Weihnachtstag beschloss ich, ihm den Brief von Schirachs zu zeigen, in dem mich der frühere Reichsjugendführer ermutigte, weiterhin Gedichte zu verfassen. Mittlerweile war mein Vater damit einverstanden, dass ich hauptamtlicher Hitlerjugendführer wurde. Ich nahm an, dass er keine Einwände gegen meine schriftstellerischen Bemühungen erheben würde, solange mein Lebensunterhalt nicht davon abhing.

Mein Vater war sichtlich überrascht. Er las den kurzen Brief zweimal durch und blickte mir in die Augen. «Heb ihn gut auf.»

Das war mehr, als ich erwartet hatte. Plötzlich war mir, als trüge ich einen Lorbeerkranz.

Vater hoffte, sich so weit zu erholen, dass er in den Wäldern bei Schweidnitz an einer Jagdpartie mit alten Freunden teilnehmen konnte. Vor der geplanten Reise verbrachte er viele Stunden damit, sich seine zahlreichen Fotoalben anzusehen. Dabei machte er eine Bemerkung, die überhaupt nicht zu ihm passte: «Ich hoffe, der Krieg geht bald zu Ende.»

Am Tag nach Weihnachten brach er zu seiner Jagdpartie auf. Heute mag es seltsam erscheinen, dass er überhaupt auf diesen Gedanken gekommen war. Aber kurz vor Weihnachten 1944 hatte sich Optimismus ausgebreitet. Die militärische Situation schien sich zu verbessern, denn die deutschen Streitkräfte leiteten eine offenbar erfolgreiche Offensive an der Westfront ein. Auch die Ostfront schien sich zu stabilisieren. Erst zwei Wochen später sollte die grosse russische Winteroffensive beginnen.

\*

Wir warteten aufgrund der jüngst entwickelten deutschen Wunderwaffen auf eine Wende und auf Streitigkeiten unter den Alliierten. Sie würden ein Zerwürfnis nicht vermeiden können, hiess es, weil das kommunistische Russland und die westlichen Demokratien natürliche Feinde seien.

1944 wurde die Propaganda intensiviert, dass wir die Mission hätten, Europa vor den Bolschewiken zu retten. Dabei sei Gott auf unserer

Seite, sodass der Führer und seine tapferen Soldaten den Krieg schliesslich gewinnen würden. Meine Vorstellung vom Krieg stützte sich allein auf Wochenschauen, Rundfunknachrichten und Artikel in Zeitungen und Zeitschriften.

Als ich mich später intensiv mit der Geschichte des Zweiten Weltkrieges beschäftigte, erfuhr ich, dass die deutsche Aufforderung, sich zu ergeben, zu jenem Zeitpunkt von den amerikanischen Einheiten im belgischen Bastogne durch die verächtliche Entgegnung *Nuts* («Blödsinn») zurückgewiesen wurde. Diese Antwort übermittelte General McAuliffe, der Befehlshaber der 101. U S-Luftlandedivision.

Unterdessen konzentrierten die Russen ihre Truppenverbände an der Ostfront, um von der Ostsee bis zu den Karpaten anzugreifen. Ihre Streitkräfte waren den deutschen um das Fünffache überlegen. Diese Tatsache mochte den höchsten deutschen Militärs bekannt gewesen sein, nicht jedoch einem Kriegsberichterstatter, der auf einem längeren Krankheitsurlaub weilte. Sein Optimismus steigerte sich in dem Masse, wie sich seine Gesundheit besserte. Er war zur Jagd nach Schlesien gereist und ahnte nicht, dass es sein letzter derartiger Ausflug sein sollte. Ich fuhr ins Wehrrertüchtigungslager in den Bergen und konnte mir nicht vorstellen, dass ich drei Wochen später in ein leeres Haus zurückkehren würde.

Am Silvesterabend traf ich in Garmisch-Partenkirchen ein, um meine vormilitärische Ausbildung zu beginnen. Im Zug sassen noch vier oder fünf weitere Jungen, die in dasselbe Lager fuhren. Wir stiegen gemeinsam den Berg hinauf, und es wurde dunkel, als wir die Toni-Hütte erreichten. Da es schneite, wollten die anderen dort die Nacht verbringen.

Ich dagegen beschloss, den Aufstieg zum Kreuzeck fortzusetzen. Es stürmte nicht, und die Bäume waren mit Wegweisern markiert. Ich erwartete keine Schwierigkeiten, denn ich wusste nichts von den Gefahren, denen man sich in den Alpen bei schweren Schneefällen aussetzt.

Bald wurde ich sehr müde und sprach mit mir selbst, um wach zu bleiben. Warum war ich nicht mit den anderen in der Toni-Hütte geblieben? Manche Markierungen an den Bäumen waren nun mit Schnee bedeckt. Da sah ich vor mir eine Lichtung: den mehrere Meter tiefen «Hexenkessel». Plötzlich versank ich bis zur Brust in einer Schneewehe und schrie voller Panik, so laut ich konnte: «Hilfe! Hilfe!»

In der Dunkelheit vor mir sah ich Lichter aufblinken. Dort war die Eingangstür eines Gebäudes, die jemand ganz kurz geöffnet hatte. Aber niemand hörte meine Rufe.

Glücklicherweise machten sich meine Kameraden, die in der Hütte geblieben waren, Sorgen um mich, als der Schneefall stärker wurde. Sie riefen im Lager an und erfuhren, dass ich nicht angekommen sei. Daraufhin wurde eine Skipatrouille ausgeschickt, die mich fand, als

sie mich endlich mit heiserer Stimme rufen hörte, und mich zum Lager brachte.

Die drei Wochen vergingen rasch. Die Ausbildung war anstrengend, aber auch faszinierend aufgrund der eindrucksvollen Alpenkulisse. Wir fuhren auf den olympischen Abfahrtspisten Ski, erlernten die Grundlagen des Bergsteigens, übten das Schiessen mit Kleinkalibergewehren und erhielten theoretischen Unterricht.

Dann erfuhr ich von dem russischen Vormarsch. In Breslau war meine Mutter allein mit meinen Schwestern und jüngeren Brüdern, und ich machte mir Sorgen, dass sie mich brauchen könne. Die Zeitung mit den erschreckenden Nachrichten in der Hand, eilte ich zum Lagerführer, einem Hauptfeldwebel mit dem Edelweiss-Emblem am linken Oberarm. Ich grüsste und stiess verzweifelt hervor, dass ich unbedingt nach Hause fahren müsse, um bei der Evakuierung meiner Mutter und meiner Geschwister zu helfen. Sie seien in Lebensgefahr.

«Du bist hier in einem militärischen Ausbildungslager und kannst vor Beendigung des Lehrgangs nicht einfach abhauen!», schrie er. «Das wäre Fahnenflucht. Dann wirst du erschossen!»

Ich erwiderte: «Jawohl!», grüsste mit ausgestrecktem Arm und kehrte in den Gemeinschaftsraum zurück. Keiner meiner Kameraden rührte sich, obwohl einige ebenfalls aus Schlesien stammten. Ich suchte den Ausbildungsunteroffizier unseres Zuges auf und erklärte ihm, dass mir der Lagerleiter mit Erschiessung gedroht habe, falls ich auf eigene Faust vorzeitig nach Breslau führe. «Ich bin doch noch kein Soldat», protestierte ich, «sondern nur ein Hitlerjunge!»

«Das ändert nichts!»

Ich konnte es nicht glauben. Jeder andere Hitlerjugendführer hätte mich in diesem Fall heimfahren lassen. Ich wollte ja nicht vor dem Feind fliehen, sondern ihm entgegenfahren, um meiner Mutter und meinen Geschwistern beizustehen. Dass ich beim Volkssturm bleiben musste, war mir völlig klar.

Ich überlegte hin und her und traf schliesslich eine Entscheidung.



1. (*oben*) Mit meiner Mutter.  
(Foto: Archiv ADL)

2. (*unten*) Mein Geburtshaus in Waldtrudering,  
heute ein Stadtteil von München.  
(Foto: Archiv ADL)



3. (oben) «Adler und Falken» – eine Wandervogel-Gruppe, der meine Eltern angehörten – vor meinem Geburtshaus in Waldtrudering. (Foto: Archiv ADL)

4.-5. (nächste Seite oben) Mein Vater im Jahr 1922 mit einer Wandervogel-Gruppe beim Zelten. (Foto: Archiv ADL)

6.-7. (nächste Seite unten) Mit meinem Vater und den Hunden hinter unserem Haus. (Foto: Archiv ADL)







8.-10. Meine Grosseltern  
mütterlicherseits: Friedrich  
Ernst Theodor Lemcke  
und seine Frau Ida Minna  
Johanna, geb. Kosmäl.  
«Der schweigsamste der  
Grosseltern war Grossvater  
Lemcke. Meine Fragen  
beantwortete er zumeist  
nur mir Ja oder Nein.»  
(Foto: Archiv ADL)



11. *(oben links)* Im Schnee mit Schuhen, die mir damals noch zu gross waren.  
(I-oto: Archiv ADL)

12. *(oben rechts)* Georg und Wilhelmine Theresia Ida Lehmann, geb. Haller, meine Grosseltern väterlicherseits.  
(Foto: Archiv ADL)

13. *(unten)* Grossvater erklärt die Spielregeln, und meine Schwestern hören ihm gebannt zu.  
(Foto: Archiv ADL)



14. *(oben)* Waldgut Horka, wo wir von 1932 bis 1936 lebten. (Foto: Archiv ADL)

15. *(unten)* Meine Volksschule in Niesky, fünfundvierzig Minuten zu Fuss von Waldgut Horka entfernt. Heute ist hier ein Rotkreuz-Kinderheim untergebracht. (Foto: ADL, 1997)





16. *(links)* Hoyerswerda, Am Adler 12. Hier schrieb ich als Neunjähriger meine ersten Gedichte.  
(Foto: ADL, 1997)

17. *(unten)* In dem Haus links in Hoyerswerda befand sich in meiner Jugend ein Lebensmittelgeschäft – mit verlockend duftenden Äpfeln, denen ich einmal nicht widerstehen konnte... Heute hat hier ein Schuhmacher sein Geschäft.  
(Foto: ADL, 1997)







18. Meine Schulklasse, als ich zehn Jahre alt war  
(ich sitze in der ersten Reihe, 4.v.r., mit den Lederhosen).  
(Foto: Archiv ADL)

19. *(rechts)* Mein Vater Fritz Armin Lehmann im Alter von neununddreissig Jahren, 1943.  
(Foto: Archiv ADL)



20. *(Mitte)* Mein Vater mit meinen Geschwistern bei einem Ausflug.  
(Foto: Archiv ADL)

21. *(unten)* In den Ferien in Klein Grenz, Mecklenburg, im Sommer 1941 oder 1942.  
(Foto: Archiv ADL)







22. In diesem Haus  
in Breslau lebten wir  
von 1938 bis 1942.  
(Foto: ADL, 1997)



23. Mit meiner  
Mutter (links) und  
meinen Geschwistern  
Ulrich, Dörte und  
Wulf (v.l.n.r.) in  
Breslau im Jahr 1943.  
(Foto: Archiv ADL)





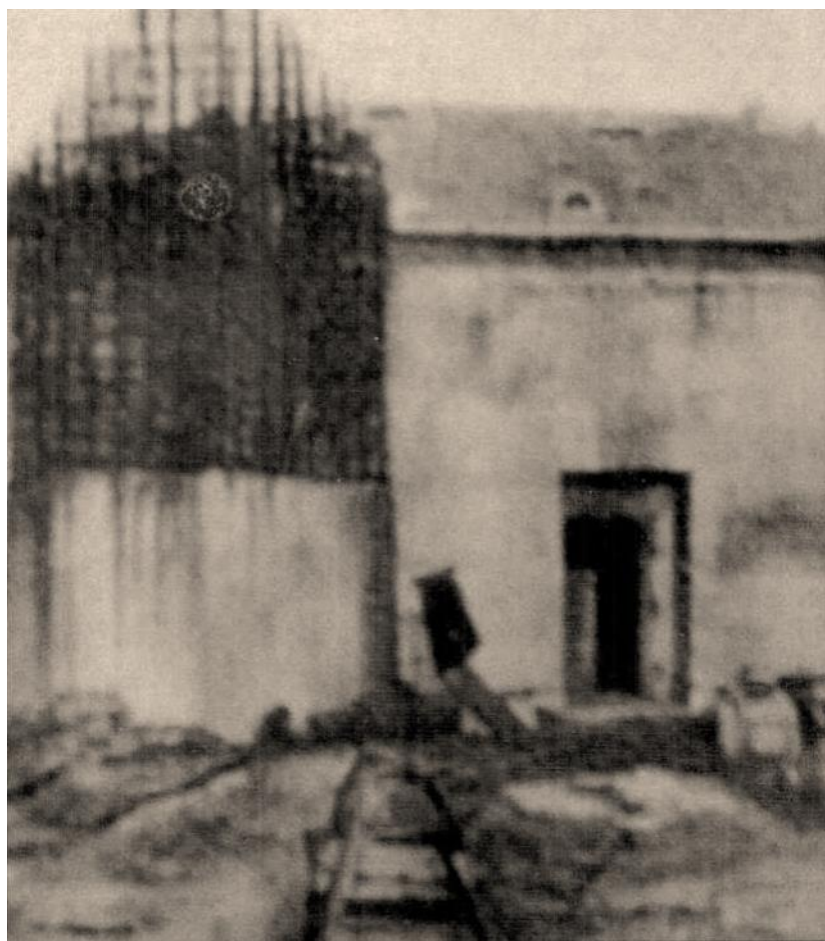
26. (links) In diesem Gebäude «in der Nähe der Kirche, neben dem Friedhof war im April 1945 in Petersdorf die Befehlsstelle der Volkssturm-Kampfgruppe Gutschke untergebracht. (Foto: ADL, 1997)



27.-28. (oben) Das Schulhaus in Jacobsdorf, Ende April 1945 Gefechtsstand von Oberleutnant Karl Gutschke. Die Spuren der Granateinschläge (links) sind heute noch zu sehen. (Foto: ADL, 1997)

29. (unten links) Zur Erinnerung an die Gefallenen ein Gedenkstein auf dem Friedhof von Jacobsdorf. (Foto: ADL, 1997)

30. (rechts)  
Auszeichnung für  
«Verdienste ums  
Vaterland»  
(2. v. rechts: Armin  
D. Lehmann).  
(Foto: Archiv ADL)







31 (*links*) Ein Bild von mir aus dem Jahr 1945.  
(Foto: Archiv ADL)

32 (*unten*) Eingang zum Führerbunker in Berlin, der von den Wachmannschaften und Meldern benutzt wurde, Mai 1945.  
(Foto: Russische Quelle / mit freundlicher Genehmigung von Klaus Schauer mann)





33 (*oben links*) Mein Vater 1945 in Zivilkleidung in Klein Grenz, Mecklenburg. (Foto: Archiv ADL)

34 (*oben rechts*) Ein Foto von mir aus dem Jahr 1947. (Foto: Archiv ADL)

35 (*unten*) Mit meinen Geschwistern (v.l.n.r.) Wulf, Ute, Anje mit Angela, Dörte und Ulrich. Allershausen, 1948. (Foto: Archiv ADL)

Nach dem Abendbrot packte ich meinen Rucksack, stellte mich schlafend und kletterte um drei Uhr morgens mit pochendem Herzen durch das Fenster im Speisesaal. Dann stieg ich den Berg hinunter und ging zum Bahnhof von Garmisch-Partenkirchen.

Es fiel mir nicht schwer, München und dann Dresden zu erreichen. Die Züge von Osten her waren mit Menschen vollgestopft. Aber wenn man Richtung Osten fuhr, waren die Abteile nach dem Halt in Görlitz fast leer. In Liegnitz befahl man uns über Lautsprecher: «Alles aussteigen, der Zug endet hier!»

Es wurde kein Grund genannt, obwohl der Zug bis Breslau fahren sollte. Auf dem Bahnhof wimmelte es von Flüchtlingen. Man musste ihnen mitgeteilt haben, dass dieser Zug sie aus Liegnitz hinausbefördern würde. Noch bevor er vollständig angehalten hatte, stürmten verzweifelte Flüchtlinge den Zug, der zurück nach Dresden umdirigiert worden war.

Der Zug war nach wenigen Minuten voll, und viele Menschen mussten draussen bleiben oder fanden keinen Sitzplatz. Manche waren so erschöpft, dass sie sich kaum noch bewegen konnten. Sie lagen in Decken gehüllt am Ende der Bahnsteige auf dem eisigen Boden und wurden von denen überrannt, die dem einfahrenden Zug entgegenliefen. Ob der eine oder andere schon erfroren war?

Ich suchte einen Bahnpolizeibeamten, obwohl es schwierig war, mir einen Weg durch die Menschenmassen zu bahnen. Der Beamte erklärte mir die Situation. Bald werde ein Militärtransport nach Breslau erwartet. Da ich aus einem Wehrtüchtigungslager käme und zum Volkssturm unterwegs sei, dürfe ich einsteigen.

Dann hörten wir, dass der Militärtransportzug ohne Halt durch Liegnitz fahren solle.

Ein Zug mit Geheimwaffen?

\*

Während ich am Bahnhof wartete, unterhielt ich mich mit einem Soldaten, dessen Abzeichen erkennen liessen, dass er in einer Einheit

ausländischer Freiwilliger diente. Auf meine Fragen beteuerte er, dass er die deutsche Uniform zu Recht trage. Er erzählte mir von Stalins «grosser Säuberung» des Jahres 1937, in der die höchsten Militärs der Sowjetunion wegen Verrats hingerichtet worden waren.

Es war zwar kein Geheimnis, dass Stalin seine höchsten Offiziere beseitigt hatte, aber ich hörte durch diesen jungen Soldaten zum ersten Mal davon. Er, der nun auf der Seite Deutschlands kämpfte, schüttete mir sein Herz aus und brauchte mich nicht davon zu überzeugen, dass er sich für die richtige Sache einsetzte. Bemerkenswert war, dass dieser Russe oder Ukrainer im Sommer 1944 immer noch davon überzeugt war, dass die deutschen Streitkräfte das Blatt wenden und die Sowjetunion besiegen würden. Diese Meinung teilte ich natürlich.

Wir beriefen uns auf das Beispiel der kleinen finnischen Armee, welche die Sowjetunion trotz deren übermächtiger Panzer- und Artillerieausrüstung zurückgeschlagen hatte. Ich glaubte, die deutschen Truppen würden durch massive Gegenangriffe, verbunden mit dem unbeugsamen Willen der Soldaten und der Nation, den triumphalen Endsieg herbeiführen.

Dabei liess ich ausser Acht, dass Frontsoldaten funktionierende Waffen und genügend Munition benötigen. Die Skepsis über ausreichende Versorgung war unter den Berufsoffizieren durchaus verbreitet. Nach dem Krieg erfuhr ich von Überlebenden von Stalingrad, Afrika und verschiedenen anderen Kampfgebieten die Wahrheit. Ich hörte von den aussichtslosen Bedingungen, denen viele deutsche Einheiten ausgeliefert waren. Man befahl ihnen, bis zum letzten Mann zu kämpfen, und überliess sie dem Verderben. Von den Offizieren wurde erwartet, dass sie die letzte Kugel für sich selbst aufsparten. Diese Art des «Heldentods» wurde von uns Jungen bewundert.

\*

Über 20 Jahre später begegnete ich einem früheren Hitlerjugendführer, der seine Erinnerungen während eines nächtlichen Gesprächs im Palmer House in Chicago mit mir austauschte.

Den deutschen Verbänden vor Stalingrad war die Genehmigung



zum Ausbruch verweigert worden. Da die Luftwaffe die Belagerten nicht ausreichend versorgen konnte, hatte Hitler für seine eigenen Soldaten mithin ein brutales Konzentrationslager geschaffen. Ihre Lebensbedingungen, besonders die der vielen Verwundeten, waren grauenhaft. Die Situation bei Stalingrad zeigte, dass Hitler jeglichen Realitätssinn eingebüsst hatte. Mein Gesprächspartner liess keinen Zweifel daran, dass zu dem Zeitpunkt, als General Friedrich Paulus zum Feldmarschall befördert wurde – nämlich unmittelbar vor der Kapitulation der Nordflanke am 31. Januar 1943 –, die Niederlage seiner 6. Armee bereits besiegelt war.

Diese Beförderung von Paulus in den höchsten Offiziersrang war wohl überlegt. Der Führer erwartete, dass sein Feldmarschall nicht kapitulieren, sondern seine Soldaten bis zum letzten Blutstropfen kämpfen lassen und sich dann selbst mit der letzten Kugel erschiessen würde. Ein Feldherr musste heroisch mit seinen Männern untergehen.

Aber der Feldmarschall beschloss, so viele Leben wie möglich zu retten. Nach der Kapitulation wurde er deshalb von Hitler geschmäht. Von meinem Vater beeinflusst, glaubte auch ich, dass Paulus einen Akt der Feigheit begangen habe. Erst mehr als zwei Jahrzehnte danach belehrte mich jener Augenzeuge eines Besseren und schilderte mir die furchtbaren Bedingungen, denen Hitlers Armee ausgesetzt war. Inzwischen konnte ich seinen Bericht nachvollziehen, denn ich hatte den katastrophalen Zusammenbruch Berlins bei Kriegsende miterlebt.

Viele Historiker betrachten Stalingrad als Entscheidungsschlacht an der Ostfront. Auch scheinen sie sich einig darüber zu sein, dass sich die deutschen Streitkräfte neu hätten formieren können, wenn ihnen der Ausbruch erlaubt worden wäre. Selbst im schlimmsten Fall hätten dadurch Tausende von Leben gerettet werden können.

Bei der Überprüfung der Wehrmachtsberichte fand ich heraus, dass der Zusammenbruch von Feldmarschall Paulus' Nordflanke am 1. Februar 1943 bekannt gegeben wurde, wobei man die zwei Monate währenden heldenhaften Kämpfe in den Vordergrund stellte. Am 3. Februar hörten wir eine Sondermeldung: Gedämpftem Trommelwirbel folgten einige Takte aus Beethovens 5. *Symphonie*, der «Schicksalssym-

phonie», sowie die feierliche Ansage: «Der Kampf um Stalingrad ist zu Ende!»

Die deutsche Öffentlichkeit und die ganze Welt erfuhren: «Die Soldaten der 6. Armee kämpften gemäss dem Eid, den sie ihrer Fahne geleistet hatten, bis zum letzten Atemzug unter der beispielhaften Führung von Feldmarschall Paulus. Das Opfer der Armee war nicht umsonst. Diese deutschen Soldaten starben, damit Deutschland leben kann!» Doch kurz darauf wurde meinem Vater und seinen Kollegen beim Sender mitgeteilt, dass sich Feldmarschall Paulus und fast 100000 seiner Soldaten ergeben hätten und in Stalins Gefangenschaft geraten seien.

Mein Gesprächspartner vertraute mir an, dass Hitler im Ersten Weltkrieg beim Anblick verwundeter Kameraden übel geworden sei. Nun, in seinem Hauptquartier, fern vom Schlachtfeld, brauchte er sich dem Anblick sterbender Soldaten nicht mehr auszusetzen.

Mehr als 200'000 Mann waren bei Stalingrad gefallen. Von denen, die sich zusammen mit ihrem Oberbefehlshaber ergeben hatten, starben rund 85'000. Sie waren bereits zu schwach, um die Strapazen der sibirischen Gefangenenlager zu überstehen.

Menschenleben hatten für Hitler – genau wie für Stalin – nur geringen Wert.

Ich wartete mit meinem Gepäck bis nach Mitternacht im Büro der Bahnpolizei. Ein Militärzug fuhr mit ziemlich hohem Tempo durch die Station.

Kurz danach führte mich ein Eisenbahner über das Gleis zu einem kurzen Zug, den man anscheinend gerade zusammengestellt hatte. Mehrere Flüchtlinge folgten uns, doch der Beamte schickte sie zurück, da der Zug nicht nach Westen, sondern nach Breslau fahren werde. Er sagte barsch: «Der Junge geht an die Front!»

Ich traute meinen Ohren nicht. Waren die Russen etwa schon nach Breslau vorgerückt?

Der Zug hatte ausser Güterwaggons nur zwei Personenwagen. Der Schaffner lud mich in sein Abteil ein. Wegen des Lärms und der plötzlichen Stopps konnten wir kaum schlafen. Etliche Züge in die andere Richtung rauschten vorbei.

Nach einiger Zeit sagte der Schaffner: «Wir sind fast da.» Kurz vor dem Breslauer Hauptbahnhof kam der Zug zum Stehen. Ich kannte die Gegend und wollte so bald wie möglich aussteigen.

«Pass auf!», warnte der Schaffner.

Ich sprang ab, während der Zug noch rollte, schulterte meinen Rucksack, hob den rechten Arm und grüsste den Schaffner. Die kalte Luft half mir, meine Müdigkeit abzuschütteln. Ich überquerte mehrere Gleise und hielt auf den Teichäcker Park zu.

Zwei uniformierte ältere Männer, die einen Hund bei sich hatten, kontrollierten meine Papiere und reichten mir ein Flugblatt mit der Kopie eines Befehls, dem Volkssturm beizutreten. Alle Drückeberger

und Feiglinge müssten mit ihrer Hinrichtung rechnen. Obwohl ich bereit war zu kämpfen, brachten mich diese Worte aus der Fassung. Im tiefsten Innern fürchtete ich stets, nicht ganz so mutig zu sein, wie ich dachte. Bald würde ich auf die Probe gestellt werden.

Die städtischen Strassenbahnen waren noch in Betrieb. Ich nahm eine bis zu der Haltestelle in der Nähe unseres Hauses. Niemand war da, aber eine der Nachbarinnen erzählte mir, dass meine Familie abgereist sei. Mutter wolle jedoch innerhalb von vier Wochen zurückkehren.

Das Wohnzimmer, Vaters Arbeitszimmer und die Küche waren mustergültig aufgeräumt. Meine Mutter hatte das Geschirr abgewaschen und die Schubladen des Esszimmerschränkchens, in dem sie die Weihnachtsplätzchen und die Christstollen aufbewahrte, abgeschlossen. Die Betten waren gemacht.

Auf dem Schreibtisch meines Vaters lagen ein paar unbezahlte Rechnungen. Ich suchte vergeblich nach meinem Sporbuch. Hatte meine Mutter es mitgenommen, weil sie erwartete, dass ich sie einholen würde? Ich fand eine Benachrichtigung der Ortsgruppenleitung, des Parteibüros, in der Hoyerswerda als Auffangstation genannt wurde, und war überzeugt, dass meine Mutter und meine Geschwister gut unterkommen würden. Schliesslich hatten wir vor unserem Umzug nach Breslau in Hoyerswerda gewohnt. Ob mein Vater noch im Lazarett in Breslau war?

Ich wusch mich, wechselte meine Unterwäsche und zog meine HJ-Uniform wieder an, wobei ich ständig Radio hörte.

«Diese Stunde verlangt totale Einsatzbereitschaft, um das Vaterland zu retten», verkündete der Ansager. Breslau sei zur Festung erklärt worden, und man werde sämtliche Deserteure sofort vor ein Erschiessungskommando stellen! Frauen, Kinder und Männer über 60 Jahre hätten mit höchstens drei Koffern pro Person die Sammelstellen aufzusuchen. Alle anderen sollten sich bei der nächstgelegenen Volkssturm-Registrierstelle melden.

Nervosität und Angst erfüllten mich, während ich über meine nächsten Schritte nachdachte. Ich verliess die Wohnung und ging zur Registrierstelle in der Kavalleriekaserne, wo ich früher Reitunterricht erhalten hatte. Hier erfuhr ich, dass ich das Wehrbezirkskommando

in der Gabitzstrasse aufsuchen müsse. Vielleicht war es am besten, mit jemandem Kontakt aufzunehmen, bevor ich mich dort zum Dienst meldete.

Zu meinen einstigen Klassenkameraden, die in der Nähe wohnten, gehörte Walther Träger. Er war ein Jahr jünger als ich und deshalb noch nicht zur Flugabwehr eingezogen worden. Da ich nicht wusste, dass die Träger's schon Monate zuvor abgereist waren und sich Walther's Vater als Regimegegner in Untersuchungshaft befand, klingelte ich an der Tür. Niemand öffnete. Das Haus schien leer zu sein. Ich fuhr mit der Strassenbahn zurück in unsere alte Gegend und stieg an der Endstation, Admiral-Scheer-Strasse, aus. Von da ging ich zu dem Häuserblock in der Kürassierstrasse, in dem wir fast fünf Jahre lang gewohnt hatten. Dort kannte ich mehrere Familien, aber auch sie waren abgereist. Sogar unsere Ärztin, Frau Dr. Petzoldt, bei der mein Vater noch ein paar Wochen vorher in Behandlung gewesen war, hatte ihre Praxis geschlossen.

\*

Noch heute frage ich mich, warum ich mich nicht beim Sender nach dem Verbleib meines Vaters erkundigte. Damals wusste ich nicht, dass mein Vater, offiziell Kriegsberichterstatter, weiterhin für den SD arbeitete und die Stimmung und das Benehmen der Zivilbevölkerung beobachtete.

Aus einem Kiosk mit einer Uhr und einem eingebauten Lautsprecher ertönte die Parole: «Bis zum Letzten kämpfen und zum Opfertod bereit sein!» Bald würde ich dem Tod ins Gesicht blicken.

Ich beschloss, die Anweisung, die ich in der Registrierstelle erhalten hatte, zu ignorieren, und fuhr nicht zum Wehrbezirkskommando in der Gabitzstrasse, sondern zur HJ-Gebietsführung, um mich bei der KLV-Dienststelle zu melden. Vielleicht würde man mich als Lagerleiter zu der Evakuierungsschule nach Schloss Ullersdorf zurückschicken. Dort mochten noch einige Jungen sein, die nicht heimkehren konnten und meiner Hilfe bedurften.

Unterwegs machte ich noch einmal zu Hause Halt, um zu telefo-

nieren. Ich wählte die Nummer des Restaurants, das den Eltern meines Freundes Klaus Schaueremann gehörte. Ein Soldat war am Apparat, doch er konnte keinen der Familienangehörigen finden.

Ich legte eine Nachricht für meine Mutter auf den Tisch. Der Blockwart musste ihr versichert haben, dass sie in ein paar Tagen zurückkehren könne, denn sonst hätte sie bestimmt mehr als nur Kleidung und Nahrungsmittel mitgenommen. Sogar die Familienfotoalben waren noch da. Sie schien ganz plötzlich aufgebrochen zu sein.

Ich suchte in der Küche nach etwas Essbarem und verliess das Haus. Es sollte für immer sein. Auf einem Schneewall bemerkte ich einen toten Hund.

Gerade war ich vor der Dienststelle angetreten, als mein Vorgesetzter Karl Gutschke, der K LV-Inspekteur für Schlesien, auf mich aufmerksam wurde. Er trug nun die Uniform eines Oberleutnants der Wehrmacht.

«Armin, ich bin so froh, dass du es geschafft hast. Wir stellen eine Elite-Einheit auf.»

Ich salutierte.

Aber ich hatte sofort Bedenken. Gutschke war Kriegsversehrter und hatte einen Lungenflügel verloren. Er war zusammen mit zwei Unteroffizieren, ebenfalls Kriegsversehrte, beauftragt worden, auch noch die Allerjüngsten in die Schlacht zu führen.

Also stellten die drei Veteranen die so genannte Kampfgruppe Gutschke auf. Sie bestand aus Mitgliedern des K LV-Lehrkörpers und aus Lagerleitern, aus Schülern der Adolf-Hitler-Schule in Wartha und aus den Teilnehmern eines WE-Lagers.

Wir alle waren in unterschiedlichem Grad vom Erziehungssystem des Dritten Reiches geprägt worden. Meine neue feldgraue Volkssturm-Uniform, die keine Insignien hatte, schlotterte mir um die Schultern und um die Hüften. Auch die Stiefel waren zu groß. Es machte mir aber nichts aus, zwei Paar Socken zu tragen. Im Gegenteil, die hielten wenigstens warm. Lange Märsche bei bitterster Kälte standen uns bevor.

\*

Sogar diejenigen von uns, die eine vormilitärische Ausbildung hinter sich hatten, kannten sich nur mit Kleinkalibergewehren aus. Nun würde

man uns mit Militärkarabinern und sogar mit Maschinengewehren ausrüsten; dazu mit scharfen Handgranaten und Panzerfäusten.

Wir gehörten zum HJ-Festungsregiment Breslau. Oberleutnant Gutschke hatte den Befehl zum Vorrücken erhalten. Im Südosten der Hauptstadt würden wir auf russische Streitkräfte treffen.

Unter den Adolf-Hitler-Schülern war mein alter Freund Dieter Heinrich, dessen Familie mit anderen Flüchtlingen die Stadt verlassen hatte. Die Telefone funktionierten noch, und ich versuchte erneut, Kontakt mit Klaus Schauer mann aufzunehmen. Doch vergeblich.

Die Zeit verzerrte sich. Seit gestern schien ein Jahr vergangen zu sein. Der morgige Tag, die unbekannt e Zukunft, war noch weit, weit entfernt. Ich verspürte den Drang zu schreiben, und im Rückblick erkenne ich den Widerstreit meiner Gefühle, als ich folgendes Gedicht zu Papier brachte:

Krieg  
Der Kampf  
Für Freiheit  
Gräbt  
Gräber  
Sie führen  
Zum Sieg  
Mutig und nicht  
Begraben  
Zu sein  
Ist mein  
Bestreben  
Um heimzukommen  
Um zu leben.

Dieses Gedicht steckte ich in meine Brusttasche.

Während ich leben wollte, erhielten wir den Befehl zum Töten. Genau wie die Russen. Der russische Schriftsteller und Propagandist Ilja Ehrenburg rief die sowjetischen Soldaten dazu auf, den deutschen Boden mit deutschem Blut zu tränken: «Es gibt niemanden in Deutsch-



land, der unschuldig ist, weder unter den Lebenden noch unter den Ungeborenen. Gehorcht dem Befehl des Genossen Stalin, vernichtet das faschistische Ungeheuer in seiner Höhle, entkleidet die deutschen Frauen ihres Stolzes und nehmt sie als legitime Beute. Tötet, tötet, ihr tapferen Soldaten, bringt allem Tod, was ihr erobert!»

Selbstverständlich war Hitler ein ebenso unbarmherziger Despot wie Stalin. Und auch Dr. Goebbels, obwohl subtiler als Ehrenburg, gab Hass als unsere Pflicht und Rache als unsere Tugend aus. Er ermutigte die jungen Soldaten, die sowjetischen Horden zu töten und in Massengräbern zu verscharren.

\*

Als Oberleutnant Gutschke und ich an einem Dorfschulhaus eintrafen, hielt Unteroffizier Schleifer gerade Exerzierübungen ab. In schneller Folge brüllte er seine Kommandos und machte bissige Bemerkungen, wenn sich jemand ungeschickt anstellte.

«Es hat keinen Zweck mehr, ihn jetzt noch ändern zu wollen», sagte Gutschke entschuldigend und fuhr fort: «Ich brauche dich als Melder. Du bleibst bei mir.»

Ich wurde der eine seiner zwei Melder. Der andere, Rolf Friebe, war ebenfalls ein K LV-Lagerleiter. Gutschke dürfte uns anstelle von Adolf-Hitler-Schülern ausgewählt haben, weil er uns kannte. Das bedeutete, dass ich keine Exerzierübungen zu machen brauchte und auch vom Waffendrill ausgenommen war.

Immerhin wusste ich, wie man mit einem Gewehr umgeht. Mehrere Male hatte ich eine der Jagdfinten meines Vaters geladen und dann im Wald heimlich damit geschossen.

Oberleutnant Gutschke unterwies mich persönlich im Gebrauch einer Panzerfaust. Bedenkt man ihre tödliche Wirkung, ist sie relativ einfach zu handhaben. Er bestand darauf, eine scharfe Waffe zu verwenden, damit ich Erfahrung sammeln konnte. Eine Mischung aus Angst und Spannung überwältigte mich. Gutschke liess mich auf ein rostiges altes Jauchefass zielen, das vor dem Misthaufen und der Senkgrube eines Bauernhofs stand.

Ich klemmte das Ende des Rohrs unter meine Achselhöhle, klappte den Zielmechanismus hoch, drückte den Abzughebel durch und durchlöcherte das Fass. Der Misthaufen fing Feuer, doch es breitete sich nicht auf die Scheune aus.

Der Höhepunkt einer Handgranaten-Wurfübung war, dass eine scharfe Granate in Richtung eines alten Pflaumenbaums geschleudert wurde. Sie traf einen Ast, fiel zu Boden und explodierte. Dolchartige Splitter schossen bedrohlich in die Luft.

Im Volkssturm würde ich bestimmt nur Infanterist werden. Ich sah mich auf dem Bauch durch einen Hagel von Schrapnellen und Gewehrkugeln kriechen. Sogar einige Luftwaffenpiloten mussten nun auf dem Boden kämpfen. Meine Absicht, als Gebirgsjäger zu dienen, war von den Russen vereitelt worden, und ich musste mich mit dem Einsatz im Volkssturm zufrieden geben.

\*

Am Abend machten wir an einem anderen Schulhaus Halt, und die Mitglieder unserer beiden Züge wurden auf die Klassenzimmer verteilt. Oberleutnant Gutschke, die Unteroffiziere Schleifer und Hinkel sowie die beiden Melder, also Rolf und ich, zogen in das benachbarte Lehrerhaus. Ich wäre lieber bei meinen Freunden geblieben, doch Gutschke wollte, dass sich seine Unteroffiziere und Melder in der Nähe des Kommandopostens aufhielten.

Ich war der Erschöpfung nahe. Im Lehrerhaus gab es nur zwei Betten und ein Sofa als Schlafgelegenheiten. Gutschke wählte das Sofa, und ich legte mich auf den Fussboden. Keiner von uns zog sich aus.

Der Kachelofen war nicht sehr heiss, und das grüne Holz krachte hin und wieder, als explodierten Feuerwerkskörper. Ein eisiger Windzug liess mich immer näher an den Ofen rücken. Meine Decke und meine Uniform spendeten kaum Wärme.

Als ich aufwachte, schien mein Gesicht zu glühen, und ich hatte einen Bärenhunger. Hatten wir am Abend zuvor überhaupt etwas gegessen? Das erste Morgenlicht drang ins Zimmer, und die Stille verursachte mir Unbehagen. Rolf schlief noch.

Aber wo war Oberleutnant Gutschke? Vorsichtig hob ich den Kopf. Das Sofa war leer, und auch die beiden Unteroffiziere waren verschwunden. Dann hörte ich von draussen Stimmen.

Vorsichtig trat ich hinaus in die Morgendämmerung. Hinkel pumpte Wasser. Obwohl die Temperatur unter dem Gefrierpunkt lag, wuschen sich die beiden Unteroffiziere mit nacktem Oberkörper.

«Du bist als Nächster an der Reihe!», rief Hinkel. Er hatte sein linkes Bein im Krieg verloren und trug eine Prothese. Gelegentlich erwähnte er sie liebevoll. «Es ist der sicherste Teil meines Körpers», sagte er dann, «und nimmt jeden Treffer ohne Gejammer hin.»

Hinkel war beliebter als Schleifer, der seinem Namen als harter Ausbilder alle Ehre machte.

Bibbernd wusch ich mich. Nachdem ich meinen Körper trockengerieben hatte, verspürte ich endlich eine gewisse Wärme.

Wir frühstückten in einem der Klassenzimmer. Das Essen bestand aus heissem Muckefuck, Kommissbrot und Dosenleberwurst, ir sassen auf Bänken, die man an die Wände geschoben hatte. Rolf betrachtete den schmutzigen Fussboden und nannte das Haus einen Schweinestall.

Im Radio hörten wir, dass sowjetische Streitkräfte Pommern erreicht hätten. Die deutschen Truppen wurden nun an allen Fronten zurückgedrängt. Aber bald, so hofften wir, würden unsere Panzer eintreffen.

Der ebenfalls 16-jährige Kurt Ruppelt hatte im Waffendepot Schweidnitz Sturmgewehre, Maschinengewehre, Handgranaten, Panzerfäuste und Pistolen vom Kaliber 7,65 besorgt. Ausserdem hatte er in Breslau für uns Schuhe, Uniformen und Schneehemden organisiert. Nach Volkssturm-Masstäben waren wir nicht schlecht ausgerüstet.

Am 29. Januar wurden wir mit Lkws zur Front gefahren. Wir hielten in einem kleinen Dorf vor einem Gasthof, wo man uns eine heisse Suppe servierte. Das letzte Stück mussten wir dann zu Fuss zurücklegen.

Tiere zerrten an ihren Ketten und schlugen vor Hunger mit den Läufen an die Stallwände. Seit Tagen nicht gemolkene Kühe muhten gepeinigt. Einige hatten sich befreien können und sogen gegenseitig an ihren Eutern. Pferde, Ziegen und Schafe irrten umher. Wir hatten keine Zeit, die Tiere zu füttern oder die Ställe zu öffnen. Wie es hiess,

würden uns die Soldaten einer Versorgungseinheit folgen und sich um die Tiere kümmern. Einer unserer Kameraden, ein Fleischerlehrling, schlug dem Oberleutnant vor, ein paar Kälber zu schlachten, damit wir Frischfleisch mitnehmen könnten. Das sei nicht unsere Aufgabe, entgegnete dieser, wir müssten vorrücken.

Wir marschierten weiter. Eine bellende und knurrende Hundemeute folgte uns. Einige der Tiere, die tagelang nicht gefuttert worden waren, wirkten recht aggressiv, und Unteroffizier Schleifer erschoss zwei von ihnen. Die anderen suchten das Weite. Wir hatten nur Notrationen bei uns, sodass wir nichts mit der hungernden Meute teilen konnten. Da ich Tiere, besonders Hunde und Pferde, liebe, war ich zutiefst bekümmert.

Aber wir hatten keine Zeit zu verlieren. Getarnt durch unsere weissen Schneehemden mit Kapuze, stapften wir unter dem Gewicht der Waffen immer mühsamer durch den Schnee. Nach zwei Stunden machten wir Rast und suchten in einem verlassenen Bauernhof nach Lebensmitteln. Rasch schürten wir den Ofen, um uns aufzuwärmen. Einige Hunde waren uns ins Haus gefolgt und richteten ein Tohuwabohu an. Schleifer zog verärgert seine Pistole und erschoss auch diesmal zwei Tiere. Die anderen flohen. Als wir den Marsch fortsetzten, kehrten die meisten zurück, hielten jedoch Distanz oder umkreisten uns in grossem Bogen.

Am Nachmittag erreichten wir ein grösseres Dorf. Ich bemerkte als Erster eine weisse Fahne am Glockenturm der Kirche. Eine Gruppe älterer Leute, darunter der Ortsgeistliche, kam auf uns zu. Eine Frau klatschte seltsamerweise in die Hände. Die anderen Frauen, die alle viel älter waren, hatten Körbe mit Brotlaiben, Räucherschinken und anderen Nahrungsmitteln – sogar einige Schnapsflaschen – bei sich. Sie wollten sich ergeben, denn sie hatten uns mit unseren weissen Kapuzenhemden fälschlich für anrückende Russen gehalten.

«Füttert die Hunde!», lautete Hinkels erste Reaktion.

Als die Dorfbewohner merkten, dass wir Deutsche waren, spiegelte sich Entsetzen in ihren Gesichtern wider. Einige Frauen sanken auf die Knie und baten um Gnade.

«Wir haben keine Waffen und können uns nicht verteidigen», erklärte der Pastor. «Nur Frauen und behinderte Männer – zu alt oder zu krank, um im Volkssturm zu dienen – sind noch hier.»

«Wir können nicht kämpfen!», bestätigte ein anderer Mann erschüttert.

Oberleutnant Gutschke stimmte zu. Diese Menschen waren unfähig, sich zu verteidigen.

Die verwirrte Frau beklatschte unsere Ankunft immer noch. Ihr Gesicht war verzerrt, und sie schaute uns mit starren Augen an. Sie trug ein dunkles, wallendes Bauernkleid. Plötzlich trat sie auf Unteroffizier Hinkel zu und schrie: «Kinder, Kinder. O Gott! Die sind ja noch Kinder!»

Unteroffizier Hinkel legte die rechte Hand auf seine Mauser, mit der anderen stiess er die Frau zurück. Sie stürzte zu Boden.

Der Pastor half der Frau auf die Beine und erklärte Hinkel, sie habe den Verstand verloren, als ihr einziger Sohn gefallen sei. Oberleutnant Gutschke befahl Rolf und mir, die Treppe des Kirchturms hinaufzusteigen, um die weisse Fahne herunterzuholen.

Wir rannten zur Kirche. Die Stufen waren alt und morsch, und wir halfen uns gegenseitig beim Hinauf- und Hinunterklettern. Die weisse Fahne erwies sich als Bettuch, das wir Oberleutnant Gutschke gaben, der es wortlos an den Pastor weiterreichte.

Die geistig verwirrte Frau war verschwunden, als ein Auto mit dem Kommandeur der Volksgrenadiere vorfuhr. Er trug die Uniform eines Polizeioffiziers.

«Diese Leute sollten erschossen werden!», brüllte er und riss dem Pastor das Bettuch aus der Hand. «Führerbefehl! Übergabe wird mit dem Tod bestraft!»

Sein Rang war vermutlich höher als der Gutschkes, doch hier hatte der Oberleutnant das Kommando. Er führte den älteren Polizeioffizier zum Eingang des Bauernhauses, wo sie ein kurzes Gespräch führten.

Das Leben des Pastors und aller anderen, die sich den Russen hatten ergeben wollen, wurde geschont. Die Angehörigen der Kampfgruppe teilten Gutschkes Meinung. Er erklärte behutsam, dass nur diejenigen, die Waffen tragen und sich verteidigen konnten, dem Kriegerrecht unterlägen. Keine Frauen und keine gebrechlichen alten Männer, von denen einige bereits senil waren.

Hätte ein anderer Offizier das Kommando gehabt, wären wir viel-

leicht Zeugen einer Hinrichtung geworden. Nur vier Monate später fanden ein Kamerad und ich uns in einer ähnlichen Situation wieder.

Wir verliessen diesen Ort und seine Bewohner und marschierten in Richtung des Dorfes, wo wir die Nacht verbringen sollten, bevor wir uns den Russen stellten. Nun erhielten Rolf und ich unseren ersten gefährlichen Auftrag.

Wir wurden vorausgeschickt, um Kontakt mit den im Dorf noch verbliebenen Bewohnern aufzunehmen. Sie mochten etwas über die russischen Stellungen wissen.

Konnte der Feind bereits dort sein? Oberleutnant Gutschke glaubte es nicht, hatte uns jedoch ermahnt, auf der Hut zu sein.

Nun galt es, unsere Ausbildung in die Praxis umzusetzen. Wir rückten leise jeder auf einer Strassenseite vor und erreichten die ersten Häuser. Kein Lebenszeichen. Ich bedeutete Rolf, von Gehöft zu Gehöft zu gehen. Im siebten oder achten Haus wurde ich von einem alten Bauern begrüsst. Er sagte, in dem Gebäude, das ich gerade verlassen hatte, seien Frauen gewesen. Ich hatte niemanden bemerkt.

«Du warst nicht unten im Keller. Da verstecken sie sich», meinte der Bauer. Rolf überquerte die Strasse und gesellte sich zu uns. «Was macht ihr Jungs hier?», fragte der alte Bauer.

Wir antworteten, dass unsere Einheit zu dem Dorf unterwegs sei.

Er erkundigte sich nach unserem Alter.

«Sechzehn», erwiderten wir einstimmig. In dem unbeleuchteten Flur dürften wir jünger ausgesehen haben.

Er versicherte uns: «Noch kein Iwan hier!» Seiner Ansicht nach würden die Russen am nächsten Morgen eintreffen. Der Mann, ein Kriegsverwehrt aus dem Ersten Weltkrieg, war als einziges Mitglied seiner Familie zurückgeblieben. Er hatte nicht damit gerechnet, dass jemand zur Verteidigung des Dorfes kommen würde.

«Ich stehe eurem Kommandeur zur Verfügung», beteuerte er, bevor wir wieder aufbrachen.

Als wir zu unserer Gruppe zurückkehrten, waren Schüsse aus einem Nachbardorf vor uns zu hören. Sie wurden jedoch nicht in unsere Richtung abgefeuert.

Rolf und ich meldeten uns bei Oberleutnant Gutschke. Er sagte: «Gut gemacht!», was uns ein Gefühl des Stolzes verlieh.

Ich blieb an Gutschkes Seite, und wir erreichten das Dorf als Erste.

«Keine Hunde», bemerkte jemand.

Die Bauern müssen ihre Hunde bei der Abreise mitgenommen haben, dachte ich. Oder hatten sie die Tiere getötet? Auch die Ställe schienen leer zu sein. Keine Pferde, keine Kühe. Nur ein paar umherirrende Hühner und mehrere Katzen waren zu sehen.

Die Adolf-Hitler-Schüler waren zu Gruppenführern ernannt worden und nahmen mit ihren Leuten in verschiedenen Gehöften Quartier. Der Oberleutnant holte sich Rat bei dem Kriegsveteranen, der einen grossen Bauernhof als Befehlsstelle empfahl.

Dort richteten Gutschke, Rolf und ich uns ein, während die Unteroffiziere bei ihren Zügen untergebracht wurden. Im Lauf des Abends überbrachten Rolf und ich den Gruppenführern den Befehl, Wachen aufzustellen und Patrouillen auszuschicken. Als Melder waren wir vom Wachdienst befreit, denn wir hatten genug mit der Nachrichtenübermittlung zu tun.

In einem der Bauernhöfe spielte jemand Mundharmonika. In einem anderen sassen alle in der Küche, wo es reichlich Essen – Räucherwürste, Schinken und Brot – und sogar Bier gab.

Eine alte Frau war aus ihrem Versteck gekommen und machte belegte Brote. Ihre Hände zitterten, und vor Aufregung schnitt sie sich in den Finger. Gutschke griff zu seinem Erste-Hilfe-Kasten und klebte ein Pflaster auf die Wunde.

Sie erzählte, dass ihr Mann tot sei und sie sich geweigert habe, mit ihrer Schwiegertochter und ihren Enkeln zu fliehen. «Ich wäre ihnen nur zur Last gefallen, und jemand muss doch auf dem Hof bleiben, egal, was passiert.» Der Oberleutnant nickte. «Wohin geht's?», fragte sie.

«Ins nächste Dorf, um die Russen aufzuhalten», antwortete er.

«Ja, wir haben sie gestern Nacht gehört.» Dann führ sie stockend fort: «Wir haben auch Schüsse aus anderen Richtungen gehört. Seit gestern fürchten wir, dass die Russen uns schon umzingelt haben.»

Den Unteroffizieren Schleifer und Hinkel, die aus strategischen Gründen in verschiedenen Gehöften untergebracht waren, überbrachte

ich die letzten Befehle des Tages. Schleifer sagte kein Wort, was für ihn ungewöhnlich war. Und Hinkel mit seiner Beinprothese hatte Schmerzen. Er brauchte die Nachtruhe, um sich zu erholen.

Oberleutnant Gutschke bereitete sich auf die Lagekonferenz vor, die am kommenden Morgen vor unserem Angriff stattfinden sollte.

Bevor ich mich hinlegte, ging ich noch einmal hinaus und betrachtete einige in der Ferne flackernde Lichter. Gedämpft waren schwere Artilleriegeschütze zu hören. Ob Breslau schon unter Sperrfeuer lag?

Ich überlegte, ob ich meinen Grosseltern mitteilen sollte, was mit mir geschehen war, denn vielleicht würde meine Mutter mit ihnen Verbindung aufnehmen.

«Herr Oberleutnant», fragte ich, «haben wir eine Feldpostnummer?» Er schüttelte den Kopf. «Wir können also keine Briefe abschicken?»

«Jetzt noch nicht. Aber der Feldpostdienst wird bald eingerichtet sein. Im Augenblick weiss man nur beim Festungshauptquartier in Breslau von unserer Existenz. Wenn man uns in die Festung zurückbeordert, können wir die dortige Feldpostnummer verwenden.»

Wir hatten Niemandsland erreicht, aber diesen Gedanken sprach ich nicht aus.

Der Oberleutnant sagte, ich solle mich ein wenig ausruhen. «Soldaten schlafen, wo und wann sie können. Manchmal nur für Minuten.»

«Morgen sind die dran oder wir», warf Rolf ein.

Gutschke fragte, ob ich für die Schlacht bereit sei.

«Wir müssen kämpfen», entgegnete ich. «Wir müssen tapfere Soldaten sein.» Dann setzte ich hinzu: «Und ich hoffe, dass ich nicht getötet werde.»

Sofort wünschte ich mir, die letzten Worte nicht gesagt zu haben. Aber der Oberleutnant beruhigte mich: «Auch ich möchte nicht *getötet* werden.» Er legte mir die Hand auf die Schulter. «Die Russen müssen aufgehalten werden, oder der Krieg ist verloren.» Dann fuhr er fort, als wäre es ihm gerade erst eingefallen: «Die Übermacht ist gross! Morgen werden wir versuchen, sie zu überraschen. Wenn es uns gelingt, werden sich die Verluste verringern.»

Wahrscheinlich hätten die Russen nicht genug Zeit gehabt, um Panzerfallen auszuheben. Der gefrorene Boden dürfte sie auch daran



gehindert haben, Schützengräben anzulegen. Wir befänden uns nun in einem Krieg der beweglichen Fronten.

«Gute Nacht.»

«Gute Nacht.»

Ich hatte mehrere Decken, eine Steppdecke und ein Kissen ausfindig gemacht und legte mich in der Dunkelheit auf den Fussboden, nachdem ich Schuhe und Jacke ausgezogen und meine Hosentaschen geleert hatte. Dann wickelte ich mich so warm wie möglich ein. Meine Sachen, darunter meine Pistole, lagen neben mir. Rolf und ich waren die einzigen Volkssturm-Angehörigen, die Pistolen erhalten hatten. Da wir keine Gewehre zu tragen brauchten, konnten wir bei der Übermittlung unserer Nachrichten schneller laufen.

Ich war stolz darauf, Melder zu sein, stets in der Nähe des Oberleutnants, stets im Mittelpunkt des Geschehens. Ausserdem war es ein Vorteil, dass Rolf und ich keinen Wach- und Patrouillendienst leisten mussten.

Mir taten die Füsse immer noch weh. Obwohl ich völlig erschöpft war, bemerkte ich jede Bewegung und hörte jedes Geräusch innerhalb und ausserhalb des Hauses. Ich stellte mir vor, wie feindliche Soldaten durch den Schnee krochen, sich dem Bauernhof näherten und uns überwältigten.

Der Feind lauerte dort draussen – und er war nicht weit.

Der Angriff war für 5.30 Uhr geplant. Wir mussten eine Stunde vorher aufstehen und um fünf Uhr bereit sein.

Trotz unseres unruhigen Schlafs waren wir alle am nächsten Morgen frühzeitig auf den Beinen. Unsere Kolonne versammelte sich in der Scheune, und Oberleutnant Gutschke sprach mit leiser und sachlicher Stimme zu uns.

Wir hätten unsere Pflicht zu tun und unsere Aufgabe zu erledigen. Schlesien müsse gerettet werden, damit Deutschland überleben könne.

Es gelte, den Feind zurückzuwerfen. Wir hätten Glück gehabt, weil wir in der Nacht nicht angegriffen worden seien.

Wir seien Soldaten, und er erwarte von uns, dass wir dem Vaterland Ehre erwiesen. Wir sollten tapfer, aber nicht unvorsichtig sein. «Dort sind die Russen», sagte er und zeigte in Richtung des Dorfes, das wir erobern sollten. «Sie trachten uns nach dem Leben – und wir ihnen. Das sind abgehärtete Soldaten, die sehr zäh sein können. Wir müssen ihnen beweisen, dass wir noch bessere Kämpfer sind: unbezwinglich, kompromisslos, entschlossen.»

Wir würden auf beiden Flanken von jeweils drei Tiger-Panzern unterstützt werden. Zwei Kompanien erfahrener Volksgrenadiere würden den Panzern folgen. Wir seien nicht allein.

Es dämmerte. Die Russen konnten uns auf keinen Fall sehen, es sei denn, sie hatten einen Spähtrupp ins Gelände geschickt. Vor uns war keine Bewegung wahrzunehmen. Die Panzer sollten zunächst Zurückbleiben, damit wir unseren Angriff so leise und überraschend wie möglich durchführen konnten. Dann sollten sie auf beiden Flanken vorrücken.

Der Boden unter der dichten Schneedecke war Steinhart gefroren, aber es gab Schneewehen. Man hatte uns nicht für Infanterie-Angriffe ausgebildet, denn wir gehörten zu einer Panzer-Nahkampfbrigade. Wir waren mit Panzerfäusten ausgerüstet und kurz in deren Gebrauch unterwiesen worden. An diesem Morgen hatten wir den Auftrag, das Dorf im Überraschungsangriff zu stürmen und es dann zu halten. Wenn die Russen mit Panzern anrückten, würden wir ihre Fahrzeuge mit unseren Panzerfäusten knacken.

Aber würden unsere Familien jemals benachrichtigt werden, wenn wir umkamen? Wir hatten nicht einmal eine Feldpostnummer. Unsere Angehörigen waren auf der Flucht, und wir wussten nicht, wo sie sich aufhielten.

Zwei Abende zuvor hatte jemand erwähnt, wie sehr Kriege sich geändert hätten. Nun würden Säbel nur noch als Teil der Ausgehuniform getragen und nicht mehr in Schlachten benutzt werden. Aber wir hatten Bajonette, die wir auf unsere Karabiner aufpflanzen konnten, wenn uns feindliche Soldaten nahe genug kamen.

Langsam rückten wir über den unebenen Winterboden in Keilformation vor, wobei Oberleutnant Gutschke und ich die Spitze bildeten. Zunächst blieb an unseren Flanken alles ruhig. Das frühe Licht der Dämmerung wurde stärker.

Der erste Schuss ertönte hinter uns, er kam nicht von den Russen im Dorf. Ich hörte Gutschke fluchen: «Idiot!»

Dann rollten Panzer, doch nur an der südöstlichen Flanke. Was war aus denen auf der anderen Seite geworden?

Plötzlich knallten überall Schüsse. Maschinengewehrfeuer. Alles ging unglaublich schnell.

Der schneebedeckte Boden bebte. Oberleutnant Gutschke lag flach auf dem Bauch, genau wie ich. Wir befanden uns mitten im Artilleriesperrfeuer. Krachende Detonationen, berstende Splittergranaten, vorbeipfeifende Gewehrketten.

Instinktiv kroch ich auf Oberleutnant Gutschke zu. Er schrie, so laut er konnte: «Wir warten hier eine Weile, damit sie ihre Munition verschwenden. Wenn unsere Panzer kommen, gehen wir weiter.»

Unsere Panzer kamen jedoch nicht, und das Sperrfeuer wurde noch

stärker. Die Russen hatten Scharfschützen auf dem Kirchturm postiert. Rechts neben mir explodierte eine schwere Granate. Mein Kopf prallte auf den harten Schnee. Ein brennender Schmerz durchfuhr mein linkes Bein. Ich legte die Hand auf die Wunde. Als ich sie zurückzog, war sie voller Blut.

«Verdammt! Es hat mich erwischt!»

Gutschke kroch zurück und zerrte mich hinter eine Schneewehe. «Bleib hier!»

Er rückte allein vor.

Eine Ewigkeit schien zu vergehen. Der Feuerhagel wurde noch heftiger. Ich versuchte, mich tiefer in den Schnee einzugraben, aber er war zu stark vereist. Ich hob das Gesicht, und es glühte.

Der Regen der explodierenden Granaten hörte nicht auf. Kugeln pfliffen über meinen Kopf hinweg. Es hatte keinen Sinn, zu schießen. Der Feind war noch nicht in Sicht.

Unsere Unteroffiziere, die die Erste-Hilfe-Kästen bei sich hatten, waren fern. Durch den Schlachtenlärm ertönten Schmerzensschreie. Mehrere Kameraden waren schwer verwundet. Trotz Gutschkes Befehl, zu bleiben, wo ich war, zog ich einige der Verwundeten in eine Mulde, die mehr Schutz bot. Mir war klar, dass blutende Gliedmassen abgebunden werden müssen.

Mit dem Taschenmesser, das ich immer bei mir hatte, schnitt ich ein Stück Stoff von einem blutgetränkten Hemd ab. Einer der Verwundeten schien keine Beschwerden zu haben. Ich konnte nicht einmal feststellen, wo er getroffen worden war. Dann sprudelte ihm Blut aus dem Mund. Ein anderer hatte eine Hand verloren. An seinem Oberarm legte ich einen straffen Druckverband an, um die Blutung zu stoppen.

Ich schleppte weitere Verwundete in die Mulde. Als mir schliesslich die Kraft ausging, waren wir zu fünft. Einer der Männer, offenbar ein Katholik, machte das Zeichen des Kreuzes und schloss die Augen. Seine Geste liess mich an Gott denken.

Gott konnte nicht über jeden Einzelnen von uns wachen und nicht jede Kugel oder die Splitter sämtlicher Granaten und Bomben lenken. Oberleutnant Gutschke hatte uns aufgefordert, eine starke Haltung

unter Beweis zu stellen, kraftvoll zu sein! Nun war die Zeit dafür gekommen, aber ich hatte kaum noch Kraft.

Als ich den Kopf hob, konnte ich im Fenster des Glockenturms die Silhouette eines feindlichen Soldaten erkennen. Er hatte den Gewehrlauf auf das Fenstersims gelegt, um uns ins Visier zu nehmen. Dieser Scharfschütze war mein erstes menschliches Ziel. Wir verfehlten einander, und ich presste die Hand auf meine blutende Wunde. Ich schien ein faustgrosses Loch im linken Oberschenkel zu haben. Der Schnee in meiner Umgebung färbte sich rot.

Eine weitere Kugel schlug in der Nähe ein. Mein Kopf prallte wieder auf das Eis. Zwei meiner Kameraden riefen um Hilfe.

In diesem Augenblick tauchte Unteroffizier Hinkel, gefolgt von einigen Jungen, aus dem Nichts auf. Er wollte zu Oberleutnant Gutschke aufschliessen. Aschfahl und keuchend, schien er der Erschöpfung nahe zu sein. Vermutlich war sein Bein daran schuld. «Wie schwer bist du verletzt?», fragte er mich.

«Weiss ich nicht. Vielleicht ist es nur mein linkes Bein. Ich muss die Blutung stoppen.»

«Drück die Hand dagegen. Beweg deinen Körper, damit du nicht an einer Seite erfrierst.»

«Wo ist der Oberleutnant?»

«Ganz weit vorn. Er muss inzwischen das Dorf erreicht haben.»

Wir waren in der Nähe der ersten Häuser. «Die Russen sind noch drin!», brüllte Hinkel.

Er stand auf und bedeutete den anderen mit einer Armbewegung, ihm zu folgen. Trotz meiner Verwundung konnte ich nicht untätig bleiben. Ich lief hinter Unteroffizier Hinkel her. Meine zerrissene Hose war von Blut getränkt. Vor uns verdichtete sich der Rauch. Die Häuser im Dorf brannten.

Bald wurde mir schwindelig. Ich verlor das Gleichgewicht. Der Schmerz pochte in meinem Oberschenkel, schoss hinauf zu meinem Herzen und hinunter bis zu meinen Zehen. Ich konnte nur noch ganz kurze Strecken, mit Pausen dazwischen, kriechend zurücklegen.

Endlich schien das Artilleriefeuer schwächer zu werden. Nur das dumpfe Plopp-Plopp von Granatwerfern und das Rattern von

Maschinengewehren an den Enden unserer Flanken waren noch zu hören.

Meine Schmerzen verstärkten sich, doch seltsamerweise kam ich dadurch wieder zu Kräften. Ich presste die linke Hand auf die Wunde, hinkte vorwärts und kam noch näher an das Dorf.

Mindestens sechs Häuser brannten. Hellrote und gelbe Flammen liessen Rauchwolken aufsteigen. Die Schlachtgeräusche, sogar das Maschinengewehr- und das Gewehrfeuer, liessen nach. Kurz zuvor hatte mich keine der Explosionen um mich herum erschüttern können. Nun jagte mir jeder Schuss einen Schrecken ein.

Die Russen waren zurückgewichen. Hinter mir lagen tote und verwundete Kameraden. Ich näherte mich einem russischen Soldaten mit zerschmettertem Schädel. Sein Gehirn war in der Gegend verspritzt. Warum hatte er keinen Stahlhelm getragen? Bei seinem Anblick wurde mir übel, und ich musste die Magensäure, die mir in der Kehle aufstieg, wieder hinunterschlucken. Sekundenlang schloss ich die Augen, um nicht zusammenzubrechen.

Trotzdem wurde ich ohnmächtig und kam erst wieder zu mir, als Unteroffizier Hinkel mit einem Pferdefuhrwerk eintraf. Ein Bauer aus dem Dorf musste es zur Beförderung von Kohle benutzt haben. Die Ladefläche war mit Steinkohlenstücken und schwarzem Staub bedeckt.

Hinkel mit seinem Holzbein sass vorn auf dem Bock und hielt die Zügel. Zwei der Volksgrenadiere, die nicht einmal ausgebildete Sanitäter waren, packten die Verwundeten und Toten und legten sie dicht nebeneinander wie Sardinen auf den Kohlenwagen. Schmerz und graue Träume überwältigten mich.

Als die Männer den Nächsten auf den Wagen luden, wurde ich jäh aus meiner Versunkenheit gerissen.

Dieter?

«Um Gottes willen!» Es war mein Freund, der strohblonde Dieter Heinrich. Ich sah keine Verletzung, aber er war tot.

«Dieter», flüsterte ich. «Dieter, auf Wiedersehen!» Meine Stimme versagte. Ich musste mir auf die Lippen beißen, um nicht zu weinen. Ein Hitlerjunge weint nicht! Ausserdem war ich gerade Soldat gewor-

den. Ein Soldat weint erst recht nicht! Ich kann meine Verzweiflung nicht wiedergeben.

Die Leiche, die nun auf den Wagen gelegt wurde, hatte kein Gesicht mehr. Man sah nur noch eine blutige, rohe Masse aus Fleisch und Knochenfragmenten. Die Augen tropften aus den Höhlen.

Mir wurde so übel, dass ich mich in den Wagen hinein erbrach und zwei meiner Kameraden beschmutzte. Einer war tot, doch der andere lebte noch.

Trotz der Ekel erregenden Umstände war ich entsetzt über mich selbst, weil ich mich nicht hatte beherrschen können. Man hatte uns auf vielerlei Art ausgebildet, aber trotzdem standen wir den Gräueln des Krieges nun völlig hilflos gegenüber.

Es gab keine Decken, um den blutigen Kopf, der neben mir im Kohlenstaub des Wagens lag, zu verhüllen. Ich würgte und erbrach mich weiter. Schliesslich müssen zehn bis zwölf Körper, von denen mindestens fünf tot waren, auf dem Pferdewagen gelegen haben. Zwei der Leichen liessen, wie die Dieter Heinrichs, kaum eine Verletzung, kein Blut, keine Verstümmelung, nur eine vor Schreck erstarrte Miene erkennen.

Der eine dieser beiden Toten schien noch jünger als ich zu sein. Ich kannte ihn nicht. Der andere hatte das versteinerte Gesicht von Unteroffizier Schleifer.

Hinkel sagte: «Ich glaube, er wusste es.»

Ich erinnerte mich daran, wie ruhig und verschlossen Unteroffizier Schleifer am letzten Tag vor der Schlacht gewirkt hatte. Gewiss, als Kriegsveteran hatte er nicht daran gezweifelt, dass der Ausgang des Gefechts für einige von uns tödlich und für uns alle entsetzlich sein würde.

Mittlerweile muss mein Magen leer gewesen sein. Meine Übelkeit liess nach, doch ich hatte meine Nerven noch nicht wieder unter Kontrolle. Ich zitterte am ganzen Körper. Jeder Schuss, wie weit entfernt er auch sein mochte, liess mich zusammensucken.

Die Verwundeten und Gefallenen aus unserem Wagen und aus mehreren anderen wurden zum Ortsgasthaus gebracht, das man als Sammelstelle eingerichtet hatte. Die Gefallenen wurden für tot erklärt,

und man nahm ihnen ihre Erkennungsmarken, Soldbücher und persönlichen Habseligkeiten – zum Beispiel Uhren und Brieftaschen – ab. Dann wurden sie auf dem Friedhof des Dorfes beerdigt.

Ich hörte nicht auf zu flüstern: «Auf Wiedersehen, Dieter, auf Wiedersehen!»



Ich lag auf dem Boden. Zwar jammerte ich nicht, aber ich wurde von Schmerzen gequält und war von anderen stöhnenden Verwundeten umgeben. Manchmal zitterte ich unkontrolliert. Der Boden war kalt. Zuerst gab es keine Decken und auch nichts anderes, was uns hätte wärmen und Erleichterung verschaffen können. Man hatte keine Medikamente, um unsere Schmerzen zu lindern. Nur Trinkwasser wurde verteilt. Verzweifelte Hilfeschreie waren zu hören.

Man teilte uns mit, dass bald ein Arzt erscheinen werde, um uns zu behandeln. Aber das erwies sich als leeres Versprechen.

In einem mit Stroh ausgelegten Lastwagen wurden wir vom Gasthaus zum Hauptverbandsplatz gebracht. Inzwischen war mein Bein steif geworden und hatte sich blau verfärbt. Jemand meinte, man werde es wohl amputieren müssen. Am Hauptverbandsplatz gab es zwar Sanitäter, aber immer noch keinen Arzt. Dem Sanitätspersonal waren die Betäubungsmittel bereits ausgegangen. Meine Wunde wurde gereinigt, und ich konnte die Schmerzen kaum ertragen. Damit ich nicht schrie, steckte mir der Sanitäter sein Koppel in den Mund und sagte: «Beiss ins Leder!»

Ein Kamerad zündete eine Zigarette für mich an, und ich rauchte, weil meine Schmerzen dadurch gedämpft wurden. Obwohl meine Lippen vom Koppel aufgerissen waren und bluteten, zündete ich mir mit der Kippe der jeweils letzten Zigarette immer wieder eine neue an. Ich rauchte, bis ich endlich einschlief. Stunden später erfuhr ich, dass ein Sanitäter mir die letzte Zigarette aus der Hand genommen hatte. Wenn ich sie ins Stroh hätte fallen lassen, wäre ich wahrscheinlich

verbrannt. Die Stummel zeigten, dass ich 17 Zigaretten hintereinander geraucht hatte.

Der erwähnte Kamerad, der nur eine leichte Oberarmwunde hatte, verstand sich aufs Organisieren. Er brachte mir später noch etwas Schnaps, den ich direkt aus der Flasche trank. Der Alkohol brannte mir in der Kehle, aber ich nahm gierig mehrere Schlucke. Ich inhalierte den Zigarettenrauch noch tiefer, und die Verbindung aus Alkohol und Nikotin sorgte dafür, dass sich mein nagender Schmerz abschwächte.

\*

Einige Ordensschwwestern kamen von einem nahe gelegenen städtischen Krankenhaus zu unserem Hauptverbandsplatz. Ein paar Tage später verschwand eine der jüngsten und hübschesten Nonnen mit einem der Sanitätsunteroffiziere. Falls man sie ertappte, würden beide hingerichtet werden. Der Gedanke beunruhigte mich. Ausserdem konnte ich nicht begreifen, dass sich die junge Nonne ausgerechnet von dem Mann angezogen fühlte, der ihr gegenüber häufig unanständige Bemerkungen gemacht und sie zum Erröten gebracht hatte.

Zum ersten Mal seit vielen Tagen erhielten wir eine Zeitung. Es dürfte die *Schlesische Tageszeitung* gewesen sein. In einer fett gedruckten Bekanntmachung hiess es, die Todesstrafe gelte nun nicht nur für Deserteure, sondern auch für Befehlsverweigerer.

In einer in Auszügen wiedergegebenen Rede betonte der Führer erneut seinen Glauben, dass die Vorsehung ihn am 20. Juli 1944 vor dem Attentatsversuch gerettet habe, damit er Deutschland zum Sieg führe. Er forderte alle Deutschen auf, ihren Widerstandsgeist zu stählen und ihre Pflicht zu erfüllen. Erneut hob Hitler hervor, dass jeder, der kämpfen könne, zu den Waffen greifen müsse, damit die grossdeutsche Nation den Krieg siegreich hinter sich brachte.

Da ich gerade meine Feuertaufe erhalten hatte und nun zwischen den Verwundeten lag, zweifelte ich nicht daran, dass ich meine Pflicht erfüllte. In seiner Ansprache hatte Hitler auch erwähnt, wie sehr Deutschland bereits geschrumpft sei. Obwohl ich wusste, dass die Russen keine 50 Kilometer von uns entfernt waren, hatte ich keine

Vorstellung davon, wie hoffnungslos unsere Gesamtsituation mittlerweile geworden war.

In der Zeitung wurde auch eine Reihe von Todesurteilen, darunter die gegen einige Parteifunktionäre, veröffentlicht. Dies sollte als Abschreckung für alle dienen, die an Rückzug dachten. Ich fand es damals ausgesprochen beklagenswert, dass manche von Hitlers Gefolgsleuten ihn in diesem kritischen Stadium des Krieges – als die völlige Hingabe eines jeden benötigt wurde, um das Blatt zu wenden – im Stich liessen. Die gegen sie ergriffenen Massnahmen konnten mich in meiner Ansicht nur bestärken.

Ein paar Tage später brachte uns ein Zug nach Dresden, das unterdessen als Lazarettstadt bekannt war. Schulen und andere öffentliche Gebäude dienten als Behelfskrankenhäuser. Die Stadt galt als mehr oder weniger sicher vor Luftangriffen, sodass wir uns dort dem Vernehmen nach gut erholen konnten.

Allerdings waren weniger als 30 Mann transportfähig. Wir wurden von einem Feldunterarzt und mehreren Sanitätern begleitet. Einige Verwundete, die dem Tod nahe waren, blieben zurück. Für uns dagegen gab es Hoffnung.

\*

Der Lazarettzug traf am 12. Februar 1945 am Dresdener Hauptbahnhof ein. Wir erwarteten, in ein behelfsmässiges Krankenhaus gebracht zu werden, aber nichts geschah. Wir konnten nur ausharren.

Im Zug befand sich ein Speisewagen, doch der wurde unterwegs geschlossen, wahrscheinlich weil man keine Vorräte mehr hatte. In Dresden kamen Mädchen vom Bund Deutscher Mädel (BDM), welcher der Hitlerjugend angegliedert war, und Frauen von der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV), um uns mit Kaffee und heisser Suppe zu stärken.

Der unseren Zug begleitende Unterarzt war nach der Ankunft verschwunden und noch nicht zurückgekehrt. Man teilte uns mit, dass die Schule, in der man uns hatte unterbringen wollen, bereits einer Gruppe von Flüchtlingen aus dem Osten zugeteilt worden sei. Viele dieser Menschen seien zu alt oder krank, um erneut verlegt zu werden.

Unser Zug konnte erst entladen werden, wenn man ein anderes Quartier für uns gefunden hatte. Wir warteten vergeblich auf Befehle. Unsere Sanitäter waren frustriert, die Vorräte erschöpft, und die Stimmung im Zug wurde immer trübseliger. Die meisten von uns hatten Schmerzen, und einige stöhnten verzweifelt.

Ein paar Flüchtlinge, offenbar Härtefälle, von anderen Trecks wurden zusätzlich in unseren bereits überfüllten Zug gepfercht. Unter ihnen waren zwei kleine Jungen, die ihre Mütter verloren hatten, und eine schwangere Frau, die schon von den Wehen gepeinigt wurde.

Wann würde unser Arzt zurückkehren? Allem Anschein nach war er in der Stadt, um den Partei- und Militärdienststellen bei der Suche nach einem weiteren Notlazarett für uns zu helfen.

Schliesslich ergriff einer der Sanitäter die Initiative. Er versprach, dass er bald zurück sein werde, und stieg aus dem Zug. Sobald er verschwunden war, fühlte ich mich im Stich gelassen, und während die Zeit verging, steigerte sich mein Unbehagen noch.

Am späten Abend kam der Sanitäter endlich zurück und versicherte uns, dass demnächst Wasser und Lebensmittel eintreffen würden. Das war ein unmissverständlicher Hinweis darauf, dass man uns noch lange nicht ausladen würde.

Am nächsten Morgen, dem 13. Februar, wurden unsere Waggons noch vor der Dämmerung plötzlich lautstark vor- und zurückgestossen. Der Sanitäter erklärte, dass man dabei sei, die Waggons eines anderen Lazarettzugs an unseren anzuhängen. Anscheinend hatte dessen Lokomotive eine Panne gehabt oder war durch feindlichen Flugzeugbeschuss zerstört worden. Während man die Waggons ankoppelte, wurden vor allem die Schwerverwundeten durch das Geruckel in Mitleidenschaft gezogen. Sie fluchten und stöhnten voller Qual.

Als der Unterarzt endlich zurückgekehrt war, brachte man uns vom Hauptbahnhof auf ein 15 bis 20 Kilometer von Dresden entferntes Abstellgleis. Wir schienen nun in Richtung Chemnitz und Plauen zu fahren, was uns beunruhigte, weil die Industriestadt Chemnitz damals bereits häufig Ziel von Luftangriffen war.

Wir alle hätten in dem Blutbad, das alliierte Bomber am 13. und 14. Februar in Dresden anrichteten, sterben können. Nicht nur meine Kameraden und ich, sondern auch meine Mutter, meine Geschwister und mein Vater. Dabei hatte ich keine Ahnung, dass meine ganze Familie an diesem schicksalhaften Tag in der vom Verhängnis bedrohten Stadt oder jedenfalls in ihrer Nähe war. Keiner von uns wusste, wo sich die anderen Familienangehörigen aufhielten.

Meine Mutter war zusammen mit meinen Geschwistern und unserem Dienstmädchen Hanna in einem Flüchtlingszug nach Dresden gekommen. Offenbar hatten sie den Hauptbahnhof am selben Tag erreicht, an dem unser Lazarettzug einfuhr.

Mein Vater war unterwegs zum Dresdener Rundfunksender und glaubte, seine Kinder und seine Frau seien bei Verwandten oder vielleicht im Flüchtlingslager Hoyerswerda. Mich währte er in der Festung Breslau.

Meine Schwester Ute zeichnete die Ereignisse aus ihrer Sicht auf:

«Wir waren alle todmüde, als wir in unserem überfüllten Zug am Dresdener Hauptbahnhof ankamen. Wulf und Uli schiefen tief, fast wie im Koma. Mutter versuchte, sie aus ihrem Zustand der Erschöpfung wachzurütteln. Wir unternahmen alle Anstrengungen, um sie mitzuziehen und in den riesigen Luftschutzkeller des Bahnhofs zu tragen. Da dieser mit Flüchtlingen überfüllt war, waren wir froh, dass wir wenigstens Platz fanden, um uns auf dem Boden niederzulegen. Ungefähr um elf Uhr vormittags wurde heiße Hühnersuppe ausgegeben, eine himmlische Mahlzeit. Das und die Möglichkeit zum Ausruhen ermutigten Mutter, noch eine Weile zu bleiben.

Wir wollten alle bleiben, mit Ausnahme von Anje. Sie drängte Mutter, den Schutzraum zu verlassen.

„Bitte, lass uns losgehen! Lass uns rausgehen, bitte, bitte!“

Eine einheimische Frau hörte Anjes Drängen und versicherte meiner Mutter, dass wir in Sicherheit wären, wenn wir blieben. „Dresden ist niemals bombardiert worden“, erzählte sie uns. „Hier wird nichts passieren. Hier habt ihr ein Dach über dem Kopf, und mit der Suppen-

küche, die für die Flüchtlinge weiterhin in Betrieb bleiben wird, werdet ihr nicht hungern.'

Anje jedoch bestand darauf, dass wir rausgingen. Durch die zusätzlichen Flüchtlinge, die ständig eintrafen, wurde der Bunker immer voller und stickiger und sogar übel riechend. Das beste Argument für unseren Aufbruch war nach Mutters Meinung die Nachricht, dass bald ein Zug nach Bayern abfahren sollte. Die Bahnstrecke nach Mecklenburg über Berlin war fast täglich Luftangriffen ausgesetzt. Unterbrechungen des Eisenbahnverkehrs infolge zerstörter Gleise gab es immer wieder, jedoch seltener in Richtung Bayern.

In einem kleinen Dorf in Bayern wohnte Opa Lehmann, der Grossvater, der mit uns auf Waldgut Horka gelebt hatte. Er war Bürgermeister und Ortsgruppenleiter und dadurch vielleicht so einflussreich, dass er uns helfen konnte, bis wir wieder nach Breslau heimfahren durften.

Mutter und natürlich wir Kinder glaubten noch immer daran, dass wir nach Hause zurückkehren würden. Es sah nun so aus, als würde es länger dauern, als man Mutter ursprünglich gesagt hatte. So schien uns Bayern der beste Platz zu sein, um unsere Rückreise nach Breslau abzuwarten.

Wir verliessen das Bahnhofsgebäude. Der Bahnsteig war überfüllt mit Menschen, meistens Flüchtlingen und Soldaten. Die eintreffenden Züge waren bereits brechend voll. Beine baumelten aus den Fenstern. Körper klammerten sich an den Türen fest, ohne hineinzukommen.

Da gab es für uns wohl keine Chance, endlich abzureisen. Die Situation erschien hoffnungslos. Die Menschen waren verzweifelt, viele auch rücksichtslos.

Was uns rettete, war die Entscheidung eines Bahnbeamten. Er gab Mutter, weil sie fünf Kinder hatte, die Sondererlaubnis, in einen Lazarettzug einzusteigen. Obwohl dieser schon überfüllt war, wurden wir durch die Fenster reingeschoben, über verwundete Soldaten hinweg, von denen einige vor Schmerzen stöhnten und seufzten. Wir wurden zwischen ihre Betten gepfercht. Eine Zeit lang waren wir getrennt, aber schliesslich fanden wir uns alle im selben Wagen wieder.

Eine junge Mutter, die auf dem Bahnsteig für ihr Baby Wasser ho-

len wollte, schien verloren gegangen zu sein. Als sie Wasser gefunden hatte, fuhr der Zug gerade los; sie konnte aber noch auf den letzten Wagen aufspringen. Sie brauchte Stunden, um durch die Wagen bis dorthin durchzukommen, wo wir waren und wo sie ihr Baby zurückgelassen hatte.

Wir fuhren ungefähr um 14 Uhr ab, ein paar Stunden vor dem verheerenden Luftangriff, der in jener Nacht folgen sollte. Die Zerstörung betraf auch den Hauptbahnhof. Anjes Vorahnung hat vielleicht unser Leben gerettet.

Sehr langsam, anfangs mit häufigem Anhalten und wieder Anfahren, verliess der Zug die Stadt. Bei Einbruch der Dämmerung rollten wir endlich, anfangs noch mit geringer Geschwindigkeit, in Richtung Würzburg.»

Während meine Mutter und meine Geschwister Dresden in einem ebenfalls mit verwundeten Soldaten gefüllten Zug verliessen, stand mein Lazarettzug noch auf einem Abstellgleis. Es war ein sehr kalter Tag. Eine Dampfheizung wärmte unseren Wagen, aber jedes Mal wenn die Tür geöffnet wurde, fegte eisige Luft herein.

Ich lag auf einer oberen Koje und konnte aus dem Fenster schauen. Viele Züge rollten vorbei. In einem davon müssen meine Angehörigen gesessen haben.

Über zwei Stunden vergingen, bis unser Zugoffizier und der Unterarzt unseren neuen Bestimmungsort bekannt gaben: Wir würden in die Richard-Wagner-Stadt Bayreuth fahren. So rollten die beiden Züge mit Angehörigen der Familie Lehmann, die nichts voneinander wussten, in dieselbe Richtung.

\*

Auch mein Vater befand sich am 12. und 13. Februar 1945 in Dresden. Er war der Einzige von uns, der dort blieb: als Patient eines Notlazaretts, das man in einer Schule der Innenstadt eingerichtet hatte. Er erlebte den massiven Bombenangriff, der um 22 Uhr in jener schicksalhaften Nacht begann.

Nach dem Krieg schrieb auch mein Vater seine Erlebnisse auf, von denen er seiner Frau und seinen Kindern viele Male erzählt hatte:

«Die Strassen von Dresden waren am 13. Februar 1945 so überfüllt mit Autos, Lkws, Pferdewagen und Flüchtlingen, dass es ohne gegenseitige Rücksicht und besondere Disziplin für mich unmöglich gewesen wäre, meinen Dienstwagen zwischen den vier Kolonnen von Flüchtlingstrecks hindurchzumanövrieren und das Lazarett zu erreichen.

Ich näherte mich dem Zeitpunkt, an dem ich ärztliche Behandlung brauchte. Personenzüge, Lazarettzüge und Güterzüge in endloser Aufeinanderfolge fuhren auch durch die Stadt. Die meisten waren überfüllt mit Frauen und Kindern, deren Männer und minderjährige Söhne in Schlesien zurückgeblieben waren, um ihre Heimat zu verteidigen.

Dresden, eine Lazarettstadt und bis dahin auch ein Flüchtlings-sammelpunkt, hatte seine Bevölkerung von 650'000 um 500'000 erhöht. Über eine Million Zivilisten und Verwundete wurden von britischen und amerikanischen Flugzeugen in aufeinander folgenden Luftangriffen bombardiert, durch die die 13 Quadratkilometer des Stadtgebiets einschliesslich der gesamten historischen Altstadt zerstört wurden.

Am Abend, nachdem ich endlich im Lazarett angekommen war, konnte ich den Luftschutzraum nicht betreten, weil verwundete Soldaten aufTragen den Eingang blockierten. Ich gelangte durch ein Fenster im Erdgeschoss ins Freie und versuchte, in den Schutzraum des nächsten Gebäudes zu kommen. Aber bereits in diesen allerersten Minuten des Angriffs war das in einem Schulhaus untergebrachte Lazarett von Spreng- und Brandbomben getroffen worden. Ich rannte zwischen Häusern, die in Flammen standen, sprang über brennenden Phosphor und fand für kurze Zeit einigen Schutz vor den rasenden Flammen im leeren Luftschutzkeller eines Hauses, das bereits brannte.

In diesem Keller entdeckte ich eine mit Wasser gefüllte Badewanne. Bevor das Haus zusammenstürzte, konnte ich von den Betten zwei Decken an mich reissen. Ich tauchte das Bettzeug in das abgestandene Wasser. Die krachenden Laute des brennenden Hauses nahmen zu, eine Warnung, dass es jeden Augenblick einstürzen konnte, was mich dazu zwang, es zu verlassen.

Zurück auf der Strasse, sah ich zwischen den Flammen eine Frau



mit einem Mädchen; sie rannten, so schnell sie konnten, um Schutz zu suchen. Ich dachte mir, dass sie Einheimische waren und diese Gegend kannten. Als ich sie eingeholt hatte, fragte ich die vor Angst zitternde Frau – wahrscheinlich die Mutter des Mädchens –, ob es in der Nähe einen Park gäbe, vielleicht auch einen grossen Platz oder Hof, eine Freifläche, wo eventuell kein Feuer wäre.

Keuchend erklärte sie mir, dass eine nahe gelegene Schule, die jetzt als Lazarett genutzt wurde, einen grossen Schulhof hätte. Von da war ich gerade hergekommen. So drehten wir um. Turnhalle und Hauptgebäude, die durch grosse Rote-Kreuz-Markierungen auf den Dachziegeln gekennzeichnet waren, brannten lichterloh und mussten bald einstürzen, begraben unter den rasenden Flammen des Daches. Jeder, der dort drin war, musste umgekommen sein.

Wir drei wickelten die nassen Decken um uns, wie ein Paket mit sechs Beinen. Wir wussten nicht, wohin wir gehen sollten. Wir sahen zwei verwundete Soldaten, die zum Teil von dem riesigen Stamm eines alten Baumes abgeschirmt wurden. Das Feuer war schon so nahe, dass unsere Decken immer heisser wurden und zu dampfen angingen. Wir schienen am Ende zu sein, als ich durch eine Bresche im Rauch sah, dass es in der Ecke des Schulhofes einen betonierte Müllbehälter gab.

Darin könnten wir vor den Flammen geschützt sein. Ich dachte nach. Aber würde dort genug Platz für uns fünf sein?

Ich kroch zu dem Müllbehälter. Mit meiner verwundeten Hand konnte ich den Metalldeckel nicht hochheben, doch mit der anderen gelang es mir. Mein Herz klopfte. Der Betonbehälter war leer. Die anderen vier folgten mir nach. Wir zwängten uns in das Behältnis, und trotz Rauch und intensiver Hitze überlebten wir die Nacht. Am frühen Morgen jedoch wurde der Rauch dicker und immer beklemmender. Wir husteten alle heftig, würgend und keuchend, aber nicht mehr lange. Bald war ich der Einzige, der noch bei Bewusstsein war.

Ich konnte gerade noch genug Kraft aufbieten, um den Deckel zu öffnen und aus dem Betonbehälter zu kriechen, da bemerkte ich Männer, die Gasmasken trugen und zu einem Such- und Rettungstrupp gehörten. Ich schrie, so laut ich konnte: ‚Hier in dem Müllbehälter..‘

Das ist meine letzte Erinnerung. Tage später kam ich in einem Krankenhaus in einem kleinen Bergdorf wieder zu mir. Ich erfuhr, dass die Männer, die mein Leben gerettet hatten, eiligst aus Pirna in die brennende Stadt Dresden geschickt worden waren. Sie müssen, nachdem sie mich gerettet und den Transport in dieses Krankenhaus in die Wege geleitet hatten, wieder in die Innenstadt zurückgekehrt sein.

Keiner von dem Pflegepersonal wusste weitere Einzelheiten, und ich konnte auch nicht erfahren, ob die anderen vier in dem Behälter noch lebten und gerettet worden waren. Sobald ich wieder auf den Beinen war, durchsuchte ich das Krankenhaus Zimmer für Zimmer nach der Mutter mit dem Kind und den zwei verwundeten Soldaten. Keiner von ihnen war hier in diesem Hospital. Wahrscheinlich waren sie alle vier gestorben. Die Mutter hatte offensichtlich mein Leben gerettet. Dass sie das ihre und das ihrer Tochter verloren haben könnte, beunruhigte und betäubte mich.

Die meisten der Verwundeten auf den Stationen dieses Krankenhauses waren einheimische Dresdener. Einige hatten wie ich schwere Verbrennungen davongetragen und litten an den Folgen von Rauchvergiftungen. Erstaunlicherweise war die Mehrzahl der Opfer von Geschossen getroffen worden. Ja, sie hatten tatsächlich Schusswunden. Wegen eines Mangels an Schutzräumen waren Tausende von Menschen an die Elbufer geflohen, um dort dem starken Feuersturm zu entgehen. Im Anschluss an die Bombenabwürfe kamen beide Elbufer, die dicht mit Menschen belegt waren, unter heftigen Maschinen-gewehrbeschluss feindlicher Tiefflieger, die zu *Aufräumungs-Aktionen* eingesetzt wurden. Der Fluss färbte sich rot.»

Mit Blick auf seine Erinnerungen sagte Vater später zu mir: **«Mord ist Mord, und Massenmord ist Massenmord, ob er in Auschwitz oder Dresden verübt wird. Vergiss das nie!»**

Ich entgegnete nur, dass «das eine nicht das andere entschuldigt», liess mich aber auf keine Diskussion mit ihm ein. Meiner Ansicht nach kann man die vorsätzliche Auslöschung von Menschenleben nicht entschuldigen. Ebenso wie die «Endlösung» für das jüdische Volk war die Bombardierung der Menschen in Dresden eine entsetzliche Gräueltat.

Mein Vater sollte auf viele Fragen, die ich ihm später stellte, stumm bleiben, aber das galt nicht für die Schreckensnacht von Dresden. Bei jeder Gelegenheit wiederholte er die Geschichte seines Überlebens, wobei er stets betonte, dass er unter den Hunderten von Patienten und Personalmitgliedern im Notlazarett einer von nur drei Glücklichen gewesen sei.

Wieso hielt er sich überhaupt in Dresden auf? Später berichtete er, er habe vertrauliches Material aus Breslau zum Dresdener Rundfunksender gebracht. Ich konnte jedoch nicht herausfinden, weshalb er als Kriegsberichterstatte zu einem solchen Sondereinsatz abkommandiert worden war.

Interessanterweise wurde Hanns-Otto Fricke, der Intendant des Reichssenders Breslau, als Deserteur behandelt, weil er seinen Posten in Breslau verlassen hatte und nicht nach Dresden, sondern nach Prag gereist war. Zum Tode verurteilt, erhielt er die Chance, in einem SS-Bewährungsbataillon zu dienen. Die meisten Mitglieder solcher Einheiten mussten ihr Leben in Himmelfahrtskommandos opfern. Im Wissen um das Schicksal, das ihn erwartete, beging Fricke Selbstmord.

In den letzten beiden Kriegsmonaten überprüfte man einige Mitarbeiter des Wiener Rundfunks. Laut einem Überlebenden war mein Vater zu einer Säuberungsaktion abgeordnet worden, welche die Entlassung vieler Kollegen zur Folge hatte. Allerdings kann ich Behauptungen, dass es im Rahmen dieser Aktion zu Hinrichtungen gekommen sei, trotz gründlicher Recherchen nicht bestätigen.

In seinen letzten Lebensjahren tauschte mein Vater gern mit seinen alten Kameraden Erinnerungen über vergangene Geheimaufträge aus. Einer, der anfangs diesem Kameradschaftskreis angehörte, erwähnte auf der Beerdigung meines Vaters, dass all diese Veteranen meinen Vater und seinen Kriegsbeitrag hoch achteten. Bis an ihr Lebensende behaupteten diese Männer: «Befehl ist Befehl!» Wer die Befehle erteile, sei verantwortlich, nicht wer sie ausführe.

Nichts deutete darauf hin, dass mein Vater je unter psychischem Druck stand. Er konnte die Dinge immer gut verdrängen. In schrecklichen Zeiten würden eben schreckliche Dinge passieren. Alle am Krieg Beteiligten seien für die Gräueltaten verantwortlich.

Nachdem er im Herbst 1946 geäußert hatte, dass die Juden an ihrem Schicksal selbst schuld seien, war ich verzweifelt. Er war ein sehr intelligenter Mann. Was hatte ihn jeglicher Vernunft beraubt? Von Natur aus war er bestimmt kein Sadist. Seine Jagdgenossen und er beklagten Tierquälerei, und er brachte den Menschen Mitgefühl entgegen. Von uns Kindern verlangte er stets, dass wir Erwachsene rücksichts- und respektvoll behandelten.

Ob er etwas von der «Endlösung» und den Vorgängen in den Konzentrationslagern gewusst hatte, konnte ich nicht klären. Aber als die schrecklichen Entbehrungen, die widerlichen Verfolgungen und die abscheulichen Massenmorde nach dem Krieg ans Licht kamen, hätte er sein Bedauern zum Ausdruck bringen müssen.

\*

Wie erlebte ich selbst den verheerenden Luftangriff auf Dresden? Ich lag hellwach im Lazarettzug, wahrscheinlich rund 20 Kilometer südlich der Stadt, und konnte das schrille Heulen der Luftschuttsirenen hören.

«Das kann nicht sein!», sagte einer der Verwundeten. «Die werden doch nicht Dresden bombardieren!» Er meinte die Alliierten.

«Es könnten die Russen sein! Von Osten her», bemerkte jemand.

Aber ich warf ein: «Die würden zuerst Breslau zerstören, bevor sie Dresden angreifen.»

«Vielleicht liegt Breslau schon in Trümmern.»

«Ich hoffe nicht. Dort sind die meisten meiner Klassenkameraden!»

Ich lauschte voll Spannung auf jedes Geräusch. Ein fernes, gleichmässiges Brummen schwoll zu einem Dröhnen an. Eine mächtige Phalanx von Metallvögeln näherte sich am Himmel. Auch schrillere Geräusche waren zu hören: vielleicht von deutschen Jägern, die den Feind angriffen. Aber es wurde kein Schuss abgefeuert.

Flackernde Lichter, manche in Form kleiner «Christbäume», erleuchteten den Himmel. Die meisten verpufften, bevor sie auf dem Boden auftrafen. Dann folgten feurige Blitze. Waren es Brandbomben? Plötzlich ertönte das Plopp-Plopp von Flugabwehrgeschützen. Aber die Explosionen liessen rasch nach.

Wie in Breslau mussten auch in Dresden Heimatflakbatterien stationiert gewesen sein. Die meisten meiner Klassenkameraden waren in der Bedienung von 8,8-cm-Geschützen ausgebildet worden. Ich war mir sicher, dass sie so viele feindliche Flugzeuge wie möglich abgeschossen hatten.

Warum geschah nichts dergleichen in Dresden?

Es fiel eine Bombe nach der anderen. Ich hatte das Gefühl, viel weniger als 20 Kilometer von den Einschlagstellen entfernt zu sein. Wie viele Flugzeuge waren da oben am Himmel? Hin und wieder übertönte ein Zischen das Dröhnen der Bombermotoren. Auf dem Boden waren erstaunlicherweise nur wenige Explosionen zu beobachten. Damals wusste ich nicht, dass Brandbomben nicht nach Art von Sprengbomben detonieren, sondern sich beim Aufprall wie Flammenwerfer entzünden.

Einer der anderen Verwundeten konnte durch das Zugfenster noch mehr erkennen als ich. Immer wieder schrie er: «Brandbomben! Brandbomben! Brandbomben!»

Inzwischen musste es gegen 23 Uhr gewesen sein. Hinter dem verschmierten Zugfenster schien der Himmel in Flammen zu stehen, doch wir spürten nichts von den Feuerstürmen und den Hitzewirbeln, sahen aber gewaltige glühende Zungen, die Rauchspiralen ausspuckten.

Eine schöne Stadt, die als sicher gegolten hatte und mit Flüchtlingen überfüllt war, wurde vor meinen Augen niedergebrannt. Sie war in einen Glutofen verwandelt worden, in dem Häuser und Menschen zu Asche zerfielen. Nichts fürchtete ich mehr, als den Flammentod zu erleiden, denn er schien mir mit den grössten Qualen verbunden zu sein.

Die Explosionen liessen den Boden erzittern, was ich sogar in meiner Koje spürte. Das Flammenmeer griff um sich und schien sich unserem Abstellgleis zu nähern. Meine Furcht wurde immer grösser. Warum setzte sich unser Zug nicht in Bewegung?

Welche Verluste hatte der Feind? Nur einmal sah ich einen flammenden Kometen, der auf die Erde stürzte. War einer der Bomber abgeschossen worden – ein einziger von Hunderten?

Während ich, von Furcht überwältigt, das Geschehen beobachtete,

hielten es andere nicht mehr im Waggon aus. Einige, die gehen konnten, verliessen den Zug und warfen sich auf den Acker. Mehrere gruben sich mit blossen Händen ein Schutzloch.

Stunden vergingen. Erst nach dem zweiten Angriff stiegen meine Kameraden wieder in den Zug. Zum Glück waren wir von den Feuerstürmen verschont geblieben.

Am folgenden Tag war uns das Glück nicht mehr hold. Der Zug hatte sich in Bewegung gesetzt und war Chemnitz wohl schon näher als Dresden. Am Horizont konnten wir aber die Zeichen der niedergebrannten Stadt nicht übersehen. Als man uns in die Waggons brachte, hatte ich nicht bemerkt, ob sie als Teile eines Lazarettzugs gekennzeichnet waren. Unser Sanitäter behauptete jedoch, dass auf den Dächern grosse Rote-Kreuz-Markierungen angebracht seien.

Trotzdem wurden wir, nachdem wir den zweitägigen Bombenangriff auf Dresden überlebt hatten, plötzlich von feindlichen Tieffliegern beschossen. Sie setzten unsere Lokomotive ausser Gefecht, zertrümmerten die Fenster und durchlöcherten Wände und Abteile.

Ich hielt mich am Griff über meiner Koje fest und wurde am linken Ellbogen von einer Maschinengewehrkugel gestreift. Ausserdem wurde ich im Gesicht von Scherben getroffen und begann aus den Schnittwunden zu bluten.

Auch einige Bomben wurden abgeworfen, denn in einem Acker sprühten Erdfontänen in die Luft. Dort traf es auch einige der Sanitäter und der Verwundeten, die aus dem Zug ausgestiegen waren, um sich die Beine zu vertreten.

Einer der beiden Flüchtlingsjungen wurde getötet. Die Sanitäter schleppten ihn zurück in unseren Waggon. Sein Hemd war zerfetzt, die schmale Brust aufgerissen, und zwei Rippensplitter bohrten sich durchs Fleisch. Überall war Blut. Er lag mit geöffneten Augen da, und sein Gesicht schien sich in Wachs verwandelt zu haben. Obwohl er bereits tot war, tropfte immer noch Blut aus seinen Wunden.

Sein jüngerer Bruder, der sechs Jahre alt sein mochte, brachte mich

vollends aus der Fassung. Er weinte nicht, sondern klammerte sich nur an den Sanitäter, der ihn hochhob und eine Zeit lang in den Armen wiegte. Dann setzte er ihn nieder, um seiner Arbeit nachzugehen.

Der verstörte Junge starrte mich sekundenlang mit steinerner Miene an. Dann warf er sich mit dem Gesicht nach unten auf den Boden. Kein Laut, keine Tränen.

Ich versuchte, die Blutung in meinem Gesicht zu stillen, indem ich einen Waschlapfen auf die Wunden drückte. Er troff sogleich vor Blut. Schliesslich kam der Sanitäter, behandelte die Schnittwunden mit Jod und verband sie.

Andere waren schwerer verwundet worden als ich. Mir gegenüber wurde ein Kamerad versorgt, dem Blut aus dem Mund lief und der nur noch gurgelnd atmen konnte. Er hatte sich die linke Hand an die Brust gepresst, die ebenfalls blutete, allerdings nicht in der Nähe des Herzens.

Während wir darauf warteten, dass die Gleise repariert wurden und eine neue Lokomotive eintraf, versuchte der Sanitäter, uns auf das Begräbnis vorzubereiten, indem er eine Flasche Weinbrand herumgehen liess. «Wir müssen die Toten hier zurücklassen», sagte er.

Mir brannte die Kehle, und ich musste husten. Der Verband verschob sich, und mein Gesicht blutete erneut. Als die Flasche mich zum zweiten Mal erreichte, war sie fast leer. Nur noch ein Tropfen rann mir über die Lippen.

Ich schlief, während die Gräber ausgehoben wurden und das Begräbnis stattfand.

Der Zug bewegte sich wieder: langsam und jeweils nur für kurze Zeit. Der kleine Junge, der seinen Bruder verloren hatte, blieb in unserem Waggon. Er hatte sich aus seiner Erstarrung gelöst und fügte sich in unsere Mannschaft ein. Einer der Begleiter hatte ihm eine Sanitäter-Armbinde mit dem Roten Kreuz darauf gegeben. Er trug sie voller Stolz und war damit zu einem der jüngsten Sanitätshelfer aller Zeiten geworden.

Während der gesamten Reise erwähnte er seinen toten Bruder nie wieder. Kein einziges Mal. Und die Soldaten taten es auch nicht.

Wie wir erfuhren, hatte die schwangere Frau in einem anderen

Waggon mitten unter den Verwundeten einen Jungen zur Welt gebracht. Ich dachte daran, wie mein Bruder Wulf sieben Jahre zuvor in unserer Wohnung in Breslau geboren worden war.

Wo mochten meine Mutter und meine Geschwister sein?

Natürlich wusste ich nicht, dass auch sie gerade noch rechtzeitig vor dem Inferno in Dresden mit dem Zug entkommen waren.



Zwei Tage später erreichten wir Hof an der Saale. Dort sollten die am schwersten Verwundeten zur Notbehandlung in die Innenstadt gebracht werden, wo man in einer Volksschule ein Behelfslazarett eingerichtet hatte.

Ich gehörte zu denen, die in Hof zurückblieben, da ich mehr als 40 Grad Fieber hatte. Wenn mein Bein noch gerettet werden sollte, musste man es sofort operieren. Bis zu unserer Ankunft in Bayreuth konnte nicht gewartet werden.

Wir wurden im Bahnhof abgesetzt. Einige Verwundete blieben auf ihren Tragen liegen, andere hockten sich auf Stühle. Dann stiegen alle Sanitäter wieder in den Zug. Zuerst schien es in Hof niemanden zu geben, der uns in Empfang nehmen würde. Nur ein Bahnpolizist zählte die Verwundeten und füllte ein paar Formulare aus.

Ich konnte den Kopf heben und einen Blick auf die anderen werfen. Wenn mein Bein gerettet oder selbst wenn es amputiert wurde, war ich einer der Glücklichen, denn ich hatte noch meine Arme, Augen und Ohren. Die Schnittwunden würden heilen. Mindestens 20 der Wartenden waren offenbar in einer viel schlimmeren Verfassung als ich. Einem hatte man den Kopf so bandagiert, dass ich mich fragte, wie er atmen konnte.

Jeder von uns musste dringend operiert werden. Manche hatten einen Lungen- oder Darmdurchschuss, andere litten unter Leber-, Nieren-, Milz- oder sonstigen Verletzungen und hatten durch Maschinengewehrkugeln und Sprenggranaten verursachte Wunden, die gereinigt werden mussten.

So warteten wir also auf dem schmutzigen Boden in einem überfüllten Bahnhof- Opfer einer Sache, an die wir glaubten und die unserem Vaterland eine grossartige Zukunft bescheren sollte.

Wegen der Luftangriffe auf Dresden hatte sich unser Transport verzögert, sodass unsere Verbände inzwischen voller Blut und Eiter waren. Ein Gestank von Ausscheidungen und Verwesung durchzog den Raum. Das Ächzen und Stöhnen wurde lauter. Wir hatten Durst und Hunger.

Endlich erschienen einige Frauen von der NSV mit grossen Gefässen voll Ersatzkaffee. Später sollte auch Suppe ausgeteilt werden. Die Frauen zeigten ihr Mitgefühl und gaben sich grösste Mühe, uns zu helfen. Aber bevor die Suppe eintraf, lud man uns in einen Holzgaser, der uns holpernd in die als Notlazarett dienende Schule brachte.

Bei unserer Ankunft wurde gerade ein Klassenzimmer für uns leer geräumt. Alte Männer schoben die Schulbänke in den Flur, wo wir unter Qualen ausharrten. Nun mischten sich in die Schmerzenslaute auch Flüche und Beschwerden über die kalte Luft, die durch den Korridor pfiiff. Wir zitterten und bebten.

Ich wurde in einen behelfsmässigen Operationssaal gebracht. Ein Ärzteteam, ausgestattet mit Medikamenten und Betäubungsmitteln, war eingetroffen. Als ich nach der Operation zu mir kam, sah ich als Erstes nach, ob mein Bein amputiert worden war. Zum Glück hatten die Ärzte nur die Granatsplitter entfernt.

Eine junge Rote-Kreuz-Schwester – sie trug ein blau gestreiftes Kleid und eine weisse Schürze – trat ein. «Guten Morgen, ich heisse Schwester Anne-Maria.»

Sie trug ein Tablett mit einer Kaffeekanne und Marmeladenbroten und ging von einem Bett zum anderen. Ich nahm mir mit zitternden Fingern eine Tasse Kaffee.

«Kein Brot?», fragte sie.

Mir war nach der Operation noch übel, und ich sagte: «Nein, danke.» Dabei verschüttete ich ein wenig Kaffee.

Sie schaute mir tief in die Augen. «Wie alt bist du?»  
«Sechzehn.»

Die Schwester streichelte mir die Hand. Ihre Sanftheit und Wärme durchströmten mich. Plötzlich erschien mir die Umgebung viel gemütlicher. Das Klassenzimmer war zu einer Krankenstation gemacht worden und nun mit 16 Betten überfüllt.

Unser Stubenältester war ein Feldweibel aus dem berühmten Regiment «Grossdeutschland». Die Regimentsbezeichnung wurde zu seinem Spitznamen, den vor allem Schwester Anne-Maria häufig benutzte. Noch heute höre ich ihre Stimme: «Grossdeutschland hat Dienst!»; «Grossdeutschland ist eifersüchtig»; «Grossdeutschland sucht dich»; «Grossdeutschland hat dich beim Stabsarzt gemeldet.»

Er war der Inbegriff eines Elitesoldaten: zäh, selbstbewusst und etwas arrogant. Und er war in Schwester Anne-Maria vernarrt. Wer wollte es wagen, mit ihm zu konkurrieren? Doch fast alle in unserem Zimmer hatten sich in Schwester Anne-Maria verliebt. Diese 19-jährige Schönheit war trotz der Schwierigkeiten, mit denen sie und ihre Kolleginnen zu kämpfen hatten, rücksichtsvoll und fürsorglich. Am Anfang mussten sie zusammengedrängt im Schulkeller schlafen. Mit Häcksel gefüllte Kartoffelsäcke waren zu stachelig gewesen, um als Matratzen zu dienen. Deshalb gaben sie sich mit Stroh zufrieden. In den ersten Nächten hatten sie ausserdem kein elektrisches Licht und mussten sich mit Taschenlampen behelfen.

Mehrere Krankenschwestern litten genau wie ihre Patienten unter Durchfall, und es fehlte an Medikamenten. Normalerweise hätten die Schwestern eigene Erste-Hilfe-Beutel gehabt, doch ihr Gepäck war verloren gegangen und wurde noch auf dem Bahnhof gesucht. Nur mit dem, was sie in ihren Handtaschen verwahrten, waren die Schwestern im Notlazarett eingetroffen.

Zuerst gab es keine Medikamente ausser denen, die das Ärzteteam für die dringenden Operationen mitgebracht hatte. Auch die Krankenhäuser und Apotheken der Stadt waren unzureichend ausgerüstet. Der «totale Krieg» verschonte nicht einmal die Verwundeten.

Wir hatten zahlreiche Gründe, zu verzweifeln. Doch Anne-Maria und ihre Kolleginnen schürten die Hoffnung, indem sie versicherten,

dass «die Dinge im Gang sind», dass «bald Medikamente ankommen werden» oder dass «eine Küche eingerichtet wird und ihr nicht mehr lange auf eine warme Mahlzeit zu warten braucht».

«Wir kümmern uns um unsere Soldaten», beteuerten die Schwestern, offenbar überzeugt davon, dass wir das Schlimmste hinter uns hatten. Bald gab es für sie noch mehr Anlass zum Optimismus. Sie wurden jeweils zu zweit, dritt oder viert in einem Zimmer untergebracht, und auch ihr Gepäck hatte sich endlich gefunden.

Wie uns Anne-Maria erzählte, standen in den Zimmern ausser den Etagenbetten, dem Spind und ein, zwei Stühlen keine anderen Möbel – keine Nachttische, keine Schreibtische, nicht einmal Regale. Ein Gemeinschaftsraum war mit einem grossen Tisch und Stühlen, einem Regal mit Zeitschriften, einem Radio und einem Schreibtisch ausgestattet. Wenn die Mädchen Gäste hatten, sprachen sie von ihrem «Teezimmer». Später besuchte ich den Gemeinschaftsraum ab und zu und erinnere mich daran, dass sie ihren Kräutertee mit einem Tauchsieder aufbrühten. In ihren Schlafzimmern durften die Krankenschwestern keine Besucher empfangen. Anne-Maria, die sich mit Schwester Irene und zwei anderen jungen Frauen ein Zimmer teilte, sprach davon, wie trostlos es darin aussehe. Da noch keine Blumen blühten, konnten sie es nur dadurch etwas wohnlicher machen, dass sie ein paar grüne Zweige in Tassen stellten.

Ich hatte mich auf den ersten Blick in Anne-Maria verliebt. Sie schien meine Gefühle zunehmend zu erwidern, denn sie schenkte mir mehr Aufmerksamkeit und bedachte mich oft mit einer zusätzlichen Berührung, einem zärtlichen Blick oder einigen geflüsterten Worten. All das machte mich glücklich, brachte mich aber auch in Verlegenheit, wenn andere uns beobachteten.

In der Woche nach meiner Operation war mir strikte Bettruhe verordnet, und ich musste sogar eine Bettpfanne benutzen. Ich vermied es jedoch, während Anne-Marias Dienst darum zu bitten. Schliesslich durfte ich die Toilette am Ende des Ganges aufsuchen. An jenem Abend zog ich meine Hose an und borgte mir von einem Stubenkameraden eine Uniformjacke (meine eigene hatte man wahrscheinlich im Zug zurückgelassen) und einen Spazierstock. Das Gehen fiel

mir schwer, aber ich trat hinaus auf den Schulhof, um ein wenig Luft zu schnappen.

Am folgenden Tag sagte ich Anne-Maria, dass ich meinen ersten Spaziergang absolviert hätte, und überredete sie, am Abend nach dem Ende ihrer Schicht einen Bummel mit mir zu unternehmen. Obwohl ich keinen Ausgangsschein hatte, verliess ich das Gebäude zum Unmut von «Grossdeutschland» und den meisten meiner Stubenkameraden.

Anne-Maria und ich schlenderten zur Saale, die «unser» Fluss wurde und Sujet für einige meiner Gedichte. Mein Wunsch zu schreiben war zurückgekehrt.

Unsere Ausflüge wurden zu einem abendlichen Ritual. Ich kehrte immer später zurück, bis «Grossdeutschland» Anne-Maria eines Morgens öffentlich vorhielt: «Schwester, wie können Sie sich mit einem Kind einlassen?»

Sie errötete und schwieg. Ich war wütend und beschämt, hielt aber ebenfalls den Mund. Denn in gewissem Sinne war «Grossdeutschland» mein Vorgesetzter.

«Grossdeutschland» musste dem Stabsarzt Meldung über mich gemacht haben, denn man befahl mir, das Lazarett nicht ohne Genehmigung zu verlassen. Anne-Maria erhielt einen strengen Verweis, wie sie mir schluchzend berichtete.

Wütend ging ich zu «Grossdeutschland». Alle im Zimmer waren Zeugen, als ich ausrief: «Ich bin nicht zu jung zum Sterben!»

«Aber du bist zu jung zum Heiraten!», entgegnete er.

Hatte er Recht, mich für ein Kind zu halten? Trotz meiner 16 Jahre war ich als Volkssturm-Mann Soldat. Ich hatte im Kampf und auf der Fahrt ins Lazarett Verwundungen davongetragen. Wie konnte mich jemand, mochte sein Rang auch noch so hoch sein, daran hindern, eine Krankenschwester zu lieben, die ebenfalls ihren Dienst fürs Vaterland leistete? Wenn Anne-Maria und ich heiraten wollten, warum sollten wir dann bis zu meinem 18. Geburtstag warten? Welche Aussichten hatte ich denn, bis dahin noch am Leben zu sein? Die Russen rückten bereits auf Kolberg (Kolobrzeg) vor. Bald würde ich wieder an die Front fahren, wo ich kaum Überlebenschancen hatte.

Plötzlich verzehrte mich der Gedanke, dass ich einen Erben haben

müsse, um meine Männlichkeit nicht nur als Soldat unter Beweis zu stellen. Anne-Maria teilte meinen Wunsch aus Liebe und Patriotismus. Sollte ich in der Schlacht fallen, würde mein Blut in den Adern unseres Kindes weiterfliessen. Mit flammendem Idealismus schrieb ich über meinen Drang, am ewigen Strom des Lebens teilzuhaben. Anne-Maria war beeindruckt von meinen Worten.

\*

Aufgewühlt, wie ich war, nahm ich kaum zur Kenntnis, dass eine Ordonnanz einen kleinen Tisch hereinbrachte und eine Schachtel darauf stellte.

«Stubenappell!», rief «Grossdeutschland». Da die tägliche Arztvisite bereits hinter uns lag, zeichnete sich etwas Besonderes ab.

Alle, die aufstehen konnten, mussten ihre Uniform anziehen. Inzwischen hatte man mir eine Uniformjacke beschafft, in die ich hineinschlüpfte, obwohl sie zu gross war. Befehl war Befehl, und in der Stube herrschte «Grossdeutschland».

Die wichtigen Besucher, die kurz darauf eintrafen, waren der Ortskommandant, ein Oberstleutnant, und sein Adjutant, ein Leutnant. Nach der offiziellen Begrüssung richtete der Oberstleutnant das Wort an uns. Er nannte uns «Kameraden», und es verblüffte mich, von einem hohen Offizier so angesprochen zu werden. Wir hätten den Dank des Vaterlandes verdient, und er habe die Ehre, uns im Namen des Führers mehrere Auszeichnungen zu verleihen.

Anne-Maria hatte von dem Ereignis gewusst, es jedoch vor mir geheim gehalten. Ich gehörte nämlich zu denen, die ausgezeichnet werden sollten.

Nachdem Oberleutnant Gutschkes Einheit aus dem Kampfgebiet abgezogen worden war, hatte er einige der medizinischen Einrichtungen ausfindig gemacht, in denen seine Verwundeten behandelt wurden, darunter auch ich in Hof. Da der Zeitpunkt meiner Entlassung nicht feststand, hatte er dem befehlshabenden Offizier des Lazarett mitgeteilt, dass mir neben dem Schwarzen Verwundetenabzeichen auch das Eiserne Kreuz Zweiter Klasse (EK II) zu verleihen sei.

Eines von zwei Silbernen Verwundetenabzeichen erhielt «Grossdeutschland», der bereits das Schwarze sowie das EK II und das EK I trug. Auch andere meiner Stubenkameraden waren hoch dekorierte Soldaten, aber dieses Mal sollte ich der Einzige sein, der auch noch ein Eisernes Kreuz erhielt.

Ich war ein junger Held geworden. Von nun an behandelten mich meine Stubenkameraden mit einem gewissen Respekt. Zwar blieb ich «der Junge», aber häufig wurde ich jetzt als «der mutige Junge», nämlich der mit dem Eisernen Kreuz, bezeichnet.

\*

Als die meisten Operationen abgeschlossen waren, beordnete man zwei Militärärzte in unser Lazarett zur Betreuung. Der eine wurde von allen nur «der alte Doktor» genannt und war vermutlich ein Zivilist, den man für den Dienst im Sanitätskorps reaktiviert hatte.

Er trug immer einen langen weissen Kittel und blank geputzte Reitstiefel, was vermuten liess, dass er unter dem Kittel eine Uniform anhatte. Ein- oder zweimal wöchentlich machte er seine Runde in unserer Station. Er war mir sofort sympathisch und beeindruckte durch seine grossväterliche und noble Haltung und sein dichtes silbergraues Haar.

Zudem muss er sehr sensibel gewesen sein. Ich hatte geglaubt, dass Ärzte und Krankenschwestern Leid und Tod gegenüber abgehärtet seien, aber sowohl Anne-Maria als auch der alte Doktor schienen hin und wieder von ihrer bedrückenden Arbeit angerührt zu werden.

Anne-Maria benutzte manchmal die Wendung: «Ich musste mir auf die Lippen beiessen!», um ihre Tränen zu unterdrücken. «Ich darf doch vor den anderen nicht schwach werden und weinen», erklärte sie mir.

Auch der alte Doktor wurde einmal in unserer Gegenwart von seinen Gefühlen übermannt. Einer unserer Stubenkameraden war ganz plötzlich gestorben. Der alte Doktor horchte ihn mit seinem Stethoskop ab und bestätigte, dass sein Herz nicht mehr schlug. Der Tote war höchstens zwei oder drei Jahre älter als ich. Der alte Doktor zog ihm

die Bettdecke über das unversehrte Gesicht und verliess das Zimmer mit gesenktem Kopf und ohne ein Wort.

Der verstorbene Kamerad blieb noch mehrere Stunden im Zimmer. Es war ein gespenstisches Gefühl. Wir flüsteren nur miteinander, obwohl wir ihn gar nicht mehr stören konnten. Als zwei Sanitäter den Toten endlich hinaustrugen, salutierten wir schweigend.

Es wurde immer deutlicher, dass der alte Doktor den totalen Krieg nicht oder nicht mehr billigte. Damit nicht genug, er war kritischer als jeder andere, mit dem ich je gesprochen hatte. Er nannte die zurückweichenden Soldaten «arme Schweine». Hätte ich ihn nicht so gern gemocht, wäre ich über seine Kommentare vielleicht verärgert gewesen.

Interessanterweise wurde in seiner Gegenwart nie Protest laut. Erst wenn er die Stube verlassen hatte, fielen einige Bemerkungen. Anne-Maria tat dann so, als höre sie nichts. Unter vier Augen vertraute sie mir an: «Als Erstes lernen Krankenschwestern, nie anderer Meinung als der Doktor zu sein.»

Bei seiner ersten Visite hatte er mein Krankenblatt gelesen, mich angelächelt und gesagt: «Du wirst es schaffen!» Aber dann hatte er dem Stabsarzt und Schwester Anne-Maria zugeflüstert: «Kindersoldat.» Ich konnte ihn hören und war sicher, dass er mich nicht herabsetzen wollte, aber trotzdem war seine Feststellung deprimierend.

Ich war kein Kind mehr!

Der kleine Junge im Lazarettzug, dessen Bruder durch den Luftangriff getötet worden war, erschien mir als Kindersoldat. Der Lazarettzug war sein Spielplatz geworden, auf dem er die erwachsenen Soldaten nachahmte.

Nach dem Krieg erfuhr ich, dass Partisanengruppen in verschiedenen Ländern kleine Kinder zum Kampf einsetzten. Viele – je jünger, desto besser – dienten als Spione und kehrten mit wertvollen Informationen aus feindlichen Einheiten zurück.

Ich war als Volkssturm-Mann im Gefechtsangriff gewesen, verwundet und wegen Tapferkeit ausgezeichnet worden. Reichte das nicht, um als Erwachsener anerkannt zu werden? Unabhängig von meinem Alter war ich ein echter Soldat, kein Kindersoldat!



Mittlerweile stand fest, dass ich vollständig genesen an die Front zurückkehren würde. Das war mein Ziel, denn damals fühlte ich mich noch dem Führer und dem Vaterland verpflichtet. Ausserdem wollte ich, nachdem ich mich in Anne-Maria verliebt hatte, als Mann und als tapferer Soldat akzeptiert werden.

Während im Lauf der Zeit neue Verwundete eintrafen, setzte sich der alte Doktor weiterhin hingebungsvoll für seine Patienten ein. Doch er übte zunehmend offene Kritik an dem «verdammten Krieg», der das ganze Elend ausgelöst habe.

«Er sollte lieber vorsichtig sein. Wenn Parteifunktionäre solche Bemerkungen hören, könnte er in Flossenbürg enden!», sagte einer meiner Kameraden.

«Was ist denn in Flossenbürg?», erkundigte ich mich.

«Ein Konzentrationslager. Dorthin werden Meuterer, Miesmacher und andere Volksfeinde geschickt.»

Die einzigen Konzentrationslager, von denen ich gehört hatte, waren Dachau und Buchenwald. Flossenbürg war Ende Februar 1945 das dritte KZ, dessen Namen ich mir einprägte.

Nur wenige Monate später veröffentlichten die siegreichen Besatzungsmächte die Standorte und Abbildungen vieler derartiger Einrichtungen, darunter auch der Vernichtungslager. Diese Bilder brannten sich meinem Gedächtnis ein und bereiteten mir unablässig Alpträume. Die Namen Auschwitz, Belzec, Majdanek, Sobibor, Treblinka, Chelмно, Mauthausen, Theresienstadt, Bergen-Belsen und viele andere standen für eine menschliche Tragödie unvorstellbaren Ausmasses.

Im Februar 1945 brachten die Zeitungen immer noch zahlreiche Berichte über den gescheiterten Attentatsversuch vom 20. Juli 1944 auf Hitler. In den Leitartikeln wurde ständig wiederholt, dass die Soldaten bedingungslos hinter dem Führer stünden.

Andere Artikel handelten von den Morden, Verstümmelungen und Vergewaltigungen, welche die Russen in den östlichen Provinzen verübten. Wir, die Soldaten aller Altersgruppen, seien aufgerufen, die bolschewistische Furie zurückzuschlagen. Es gab Interviews mit Männern von der Front, die sich verpflichteten, den Kampfgeist am Leben zu halten. Aber man konnte auch Meldungen über diejenigen lesen, die

wegen Feigheit, Ungehorsams, Widerstands oder ehrenrührigen Benehmens zum Tode verurteilt und hingerichtet worden waren. Der totale Krieg verlangte, Feiglinge und Aufsässige unbarmherzig auszulöschen!

Als Angehöriger des Volkssturms erhielt ich keinen Sold. Anne-Maria kaufte Zeitschriften und Zeitungen für mich. Hin und wieder bekam sie eine alte Zeitung, die mich, wie sie wusste, interessieren würde. Das galt besonders für Nachrichten über die Kämpfe in und um die Festung Breslau. Ich sehnte mich nach Informationen über meine Heimatstadt, in der meine Klassenkameraden und Freunde tapfer standhielten. Bis dahin hatten die Russen die Stadt noch nicht einnehmen können.

Mitte Februar wurde in unserem Zimmer eine alte Zeitung herumgereicht, die Hitlers Geburtstagsrede zum zwölften Jahrestag der Machtergreifung ungekürzt wiedergab. Bisher hatte ich nur einen Artikel mit knappen Auszügen daraus gelesen. «Grossdeutschland» sorgte dafür, dass alle im Zimmer genau wussten, was der Führer gesagt hatte. Ich hätte ohnehin jedes Wort gelesen, denn ich sehnte mich nach dem Versprechen, dass sich das Blatt bald wenden würde. Mithilfe der neuen Wunderwaffen würden wir den Endsieg erringen!

Ich hoffte auf die Bestätigung dessen, was uns «Grossdeutschland» versichert hatte: Wir seien im Besitz neuer Düsenjäger, neuer unsiegbarer U-Boote und vor allem neuer V-3- und V-4-Raketen, die nicht nur ganze Städte zerstören, sondern auch ganze Armeen vernichten könnten. Diese «Wunderwaffen» gingen uns nicht aus dem Sinn.

Aber Hitler kam in seiner Rede nicht auf neue Waffen zu sprechen. Vielmehr erklärte er den Bürgern, dass das Gespenst des Bolschewismus Deutschland schon bedroht habe, als er Kanzler geworden sei. Daran habe sich nichts geändert. Durch die Geschehnisse im Osten kämen unzählige Menschen ums Leben, aber unsere Soldaten würden den Feind trotz aller Rückschläge aufhalten.

Jeder von uns müsse Opfer bringen und Tapferkeit beweisen. «Es gibt deshalb in diesem Schicksalskampf für uns nur ein Gebot: Wer ehrenhaft kämpft, kann damit das Leben für sich und seine Lieben retten.

Wer der Nation aber feige oder charakterlos in den Rücken fällt, wird unter allen Umständen eines schimpflichen Todes sterben!»

Die alte Garde der Partei und alle deutschen Soldaten müssten ihren Kampfgeist noch weiter erhöhen: «Ich erwarte von jedem Deutschen, dass er seine Pflicht bis zum Äussersten erfüllt, dass er jedes Opfer, das von ihm gefordert wird und werden muss, auf sich nimmt. Ich erwarte von jedem Gesunden, dass er sich mit Leib und Leben einsetzt im Kampf; ich erwarte von jedem Kranken und Gebrechlichen oder sonst Unentbehrlichen, dass er bis zum Aufgebot seiner letzten Kraft arbeitet.»

Auch die Frauen und Mädchen hätten den Kampf bedingungslos zu unterstützen. Besonderes Vertrauen setze er in die deutsche Jugend. «Dem verpflichtet zu sein gibt uns das Recht, vor den Allmächtigen hinzutreten und ihn um seine Gnade und seinen Segen zu bitten, die uns zuteil werden, wenn jeder kämpft, der kämpfen kann, und jeder arbeitet, der arbeiten kann, und wenn wir gemeinsam gewillt und entschlossen sind, alles für die Freiheit zu opfern, für die Ehre der Nation und damit für die Zukunft des Lebens.

Wie schwer die Krise jetzt auch erscheinen mag, am Ende wird sie überwunden werden. Unsere Fähigkeiten, unser unbeugsamer Wille und unsere Bereitschaft, uns selbst zu opfern, werden zum Endsieg führen. Die letzte Schlacht wird nicht von den Völkern Innerasiens gewonnen werden, sondern von denen Europas, angeführt von der Nation, die in den letzten 1500 Jahren die Vorherrschaft innehatte und die sie auch in der Zukunft haben wird. Unserem Grossdeutschen Reich, der Deutschen Nation.»

Für mich gab es nie den geringsten Zweifel daran, dass ich den ehrenhaften Weg wählen würde. Nur wer dem Führer Gehorsam leistete, konnte moralisch handeln.

Der alte Doktor war vielleicht der Einzige von uns, der einen anderen Standpunkt vertrat.

\*

Die Schnitte in meinem Gesicht waren verheilt, meine Wunden am Arm zwar noch offen, aber ich konnte immerhin den Ellbogen wieder

beugen. Nur mein Oberschenkel machte mir noch Sorgen. Sämtliche grösseren Granatsplitter waren entfernt worden, doch ich hatte noch über 39 Grad Fieber und benötigte starke Schmerztabletten.

Die Krankenschwestern erhielten einen freien Tag pro Woche, und ich beantragte einen Ausgangsschein, um das Lazarett am selben Tag wie Anne-Maria zu verlassen. Man lehnte den Antrag jedoch ab.

Bis dahin hatte ich das Lazarett an mehreren Abenden hintereinander verlassen können, weil es im Gebäude keine Sicherheitsmassnahmen gab. Nur meine Stubenkameraden und die Nachtschwester wussten Bescheid.

Ich dachte auch dieses Mal daran, wieder ohne Urlaubsschein hinauszugehen, zumal Anne-Maria und ich geplant hatten, an ihrem freien Tag nach Marktredwitz, der Heimatstadt meiner Grossmutter väterlicherseits, zu fahren. Doch einer meiner älteren Stubenkameraden äusserte Bedenken, obwohl er uns so viel Freude wie möglich in unserem vielleicht nur kurzen Leben gönnte. «Wenn du überprüft wirst und keinen Urlaubsschein hast, bist du ein Deserteur und kannst erschossen werden!» Ausserdem könnten wir uns kein Hotel- oder Fremdenzimmer nehmen, weil der Vermieter wegen Kuppelei belangt werden könnte. Wie ich später herausfand, sah Paragraph 180 des deutschen Strafgesetzbuches für Kuppelei tatsächlich eine Gefängnisstrafe vor.

Anne-Maria und ich begriffen den Ernst der Lage allmählich und beschlossen, uns nicht aus der Stadt zu entfernen, sondern ein Versteck auf dem Schulgelände zu suchen. Bei Luftangriffen versammelten sich die Gehfähigen im Keller der nahe gelegenen Oberschule, der nicht nur als Luftschutzbunker, sondern auch als Lagerraum für Steckrüben diente.

In diesem Gebäude blieben die oberen Klassenzimmer geöffnet, auch wenn sie nicht benutzt wurden. In einem von ihnen fanden wir am frühen Abend ein wenig Abgeschiedenheit. Dort versuchten wir, den Traum von «unserem» Kind zu erfüllen.

Nach meiner Abreise sollte ich Anne-Maria erst acht Monate später, im Oktober 1945, wiedersehen. Sie war schwanger, aber erst im dritten Monat. Der Vater des Kindes war ein amerikanischer Soldat, den sie bald darauf heiratete.

Den Zeitungen konnten wir nicht entnehmen, wie stark die sowjetischen Streitkräfte wirklich waren. Sie drangen auf einer 300 Kilometer breiten Front in Pommern ein und warfen unsere Truppen immer weiter zurück. Die Heeresgruppe Weichsel unterstand seit Januar SS-Chef Heinrich Himmler, der zwar für seine unerschütterliche Treue zum Führer, nicht jedoch für seine militärischen Kenntnisse bekannt war. Wir warteten auf Gegenangriffe, aber die Sowjetarmee rückte immer weiter vor. Bereits im März wurde Himmler durch General Gotthard Heinrici (1886-1971) abgelöst.

Nach dem Krieg erfuhr auch ich von Himmlers militärischer Inkompetenz. Der grosse, unerbittliche Organisator hatte als Militärstrategie völlig versagt. Bald sollte ich ihm persönlich begegnen, was ich mir damals aber noch nicht vorstellen konnte.

Inzwischen war Posen (heute Poznan) nach monatelangen Kämpfen gefallen. In Schlesien hatten russische Streitkräfte die Neisse erreicht. Nur in Breslau gelang es unseren Soldaten, das HJ-Regiment eingeschlossen, die Festung zu verteidigen. Im Gegensatz zu vielen Erwachsenen sah ich immer noch nicht ein, dass wir den Krieg nicht mehr gewinnen konnten.

Anne-Maria versorgte mich mit Heften und Bleistiften. Während wir zusammen waren, verfasste ich viele Gedichte (in den meisten Fällen für sie), mehrere Kurzgeschichten und sogar ein paar kurze Märchen. Da ich nun eine Adresse hatte und der Postdienst noch funktionierte (die besetzten Gebiete ausgenommen), schrieb ich an all meine Verwandten und Freunde.

Mein Grossvater, Opa Lehmann, erhielt meinen Brief in Oberbayern und war der Erste, der mir antwortete. In dem dicken Umschlag steckte auch ein langes Schreiben von meiner Mutter. Meine Geschwister und sie hatten vorläufig Zuflucht in Opas Haus in Seefeld-Oberalting gefunden.

Es war Mitte März. Ich plante einen kurzen Genesungsurlaub und hatte plötzlich eine kühne Idee: Musste Anne-Maria nicht auch Anspruch auf Urlaub haben? Wir könnten zusammen nach Oberbayern

reisen, wo ich sie meiner Mutter und meinen anderen Familienangehörigen vorstellen würde. Mein Grossvater besass eine Kamera, und ich nahm mir vor, Bilder von uns allen zu machen.

Voller Freude stellte ich mir vor, ein paar Urlaubstage in den schönen bayrischen Bergen zu verbringen, fern von Tod und Leid, mitten in der Ruhe der Natur. Einige heitere Tage würden uns die Schrecken des Krieges wenigstens vorübergehend vergessen lassen. Vor mir sah ich lustige Porträts von Anne-Maria und mir, meiner Mutter, meinen Geschwistern und sogar meinem würdevollen Grossvater.

Diese Tagträume brachten mich dazu, meiner Mutter sofort zu schreiben. Ich kündigte ihr an, dass ich bald eintreffen würde, und zwar nicht allein. Danach konnte ich es kaum abwarten, meinen Plan mit Anne-Maria zu besprechen.

Als ob es in meiner Macht stünde, eine solche Entscheidung zu fällen, sagte ich energisch: «Wir machen zusammen einen kurzen Urlaub!» Dann reichte ich ihr den Brief und erwartete einen Freudenausbruch.

Aber sie schüttelte den Kopf und erwiderte: «Wie schön das wäre! Ich wünschte, ich könnte mitkommen, aber wir haben zu wenig Personal. Letzte Woche ist Giselas Mutter gestorben, und sie durfte nicht einmal zur Beerdigung fahren. Es kommt nicht infrage.»

«Wann hattest du deinen letzten Urlaub?», fragte ich.

«Nicht, seitdem ich Krankenschwester geworden bin. Genauso wenig wie alle anderen.»

«Vielleicht gibt der alte Doktor dir ein paar Tage frei.»

«Der hat mit uns Schwestern nichts zu tun.»

«Wer denn?»

«Der Assi!»

«Gut, er ist doch auch jung.»

«Aber er spottet über Gefühle und ist ein Fanatiker.»

«Könntest du ihn trotzdem fragen?»

Ihre Miene hellte sich auf. «Ich könnte ja schwanger sein.»

Am folgenden Tag bat sie um ein Gespräch mit dem Assistenzarzt. Er lehnte ihre Bitte nicht nur ab, sondern machte auch aus seinem Zorn keinen Hehl. Sie hätte sich für ihr Kind einen besseren Vater aussuchen können und sollte sich schämen.

An diesem Tag wurde an meinem Bett auch über meine Entlassung gesprochen, und der Assistenzarzt betonte, dass er Platz für neu eintreffende Verwundete brauche.

Ich hinkte noch, hatte aber kein Fieber mehr. Mein linkes Bein wies nur noch ein paar gelbe Flecke auf und war etwas dünner als das rechte. Der alte Doktor, der mir frühestens in ein oder zwei Wochen die Reiseerlaubnis erteilen wollte, sagte beschwichtigend, dass beide Beine bald wieder so aussehen würden wie früher.

Doch nicht er, sondern der Assistenzarzt traf die Entscheidung darüber, ob mein Lazarettaufenthalt verlängert wurde. Er fragte mich, wo die Kampfgruppe Gutschke stationiert sei und ob ich mich, wenn ich die erforderlichen Marschpapiere hätte, zu ihr durchschlagen könne.

«Auf jeden Fall!», erwiderte ich.

«Schön, aber vorher kriegst du einen kurzen Genesungsurlaub!»

Er klopfte mir auf die Schulter und schüttelte mir die Hand. Dann hob er den Arm. «Heil Hitler!»

Ich erwiderte den Gruss und hielt ihn zum ersten Mal in meinem Leben für unangemessen. «Danke!»

Er drehte sich um. «Komm noch einmal zu mir zur Abschlussuntersuchung. Dann sind deine Marschpapiere fertig, und du kannst am selben Tag zu deiner Einheit zurückkehren.»

Anne-Maria hatte ihren Dienstplan geändert, damit sie mich zum Bahnhof begleiten konnte. Gepäck hatte ich nicht. Ich besass nur meine Uniform, einen kleinen Kulturbeutel mit Toilettenartikeln, zwei Hefte mit einigen meiner Texte und eine Pillenschachtel. Ausserdem hatte Anne-Maria mir ein paar belegte Brote gemacht.

Arm in Arm gingen wir – ein junger Soldat, der ein wenig hinkte, und eine Rote-Kreuz-Schwester – bedrückt zum Bahnhof. Anne-Maria sagte: «Du kommst ja wieder!»

«Ja, in einer Woche.» Den Plan des Assistenzarztes, mich dann sofort an die Front zu schicken, behielt ich für mich.

Beim Abschied am Bahnsteig trocknete Anne-Maria ihre Tränen. Ich wollte ihr noch einmal versichern, wie sehr ich sie liebte, aber ich hatte Angst, von meinen Emotionen überwältigt zu werden. Schliess-

lich waren wir in der Öffentlichkeit. Ich war in Uniform und musste meine Gefühle beherrschen.

«Können wir glücklich auseinander gehen?», fragte ich und drückte ihre Hand. Wir versuchten beide zu lächeln.

«Ich vermisse dich schon jetzt», sagte sie, «dabei bist du noch gar nicht weg.» Eine letzte Umarmung. «Tapfer sein!» Sie drehte sich um und verliess winkend den Bahnsteig, ohne sich noch einmal umzuschauen.

Ich zwängte mich in den überfüllten Zug und blieb an der Tür stehen für den Fall, dass sie sich doch noch einmal umwandte. Sie tat es nicht. Trotzdem winkte ich weiter, bis sie verschwunden war.

Der alte Zug rumpelte durch die Stadt und erhöhte sein Tempo erst auf offenem Gelände. Für mich war es eine unbequeme Fahrt, denn man hatte die Personenwagen über ihr Fassungsvermögen hinaus mit Soldaten und Flüchtlingen voll gestopft.

Ein Kriegsversehrter nahm seine Beinprothese vor unseren Augen ab. «Verdammt», fluchte er, «jetzt brauche ich wieder Krücken.» Der Stumpf war entzündet, und während der gesamten Fahrt schnallte er die Prothese nicht wieder an.

Plötzlich stoppte der Zug ruckend. Waren feindliche Flugzeuge in Sicht? Würde ich einen weiteren Luftangriff erleben? Mit vielen anderen stieg ich rasch aus, aber man befahl uns, sofort wieder in die Wagen zu gehen. Wir hatten es nicht mit feindlichen Flugzeugen zu tun, sondern man war dabei, einen Güterzug auf ein Nebengleis zu rangieren, damit wir vorbeifahren konnten.

Es war ein scheinbar endloser Zug aus braunen, rostigen Güterwagen. Röchelnde Laute waren zu hören, und ich konnte kaum glauben, dass Tiere in diesen geschlossenen Waggons transportiert wurden. Heute frage ich mich natürlich, ob es Häftlinge gewesen sein könnten!

Vor dem Münchner Hauptbahnhof hielt der Zug erneut an, dann fuhr er langsam hinein. Hier musste ich umsteigen. Rauch stieg in den Himmel. Ich verspürte keinen Wunsch, die mittlerweile stark zerbombte Stadt wiederzusehen, die ich etliche Jahre zuvor mit meinem Grossvater besucht hatte. Damals hatte ich gelernt, mit einem Foto-



apparat umzugehen, und die Schauplätze wichtiger Ereignisse in der Parteigeschichte besichtigt.

Längst hatte ich Anne-Marias belegte Brote aufgegessen und war wieder hungrig. Aber ich nahm mir nicht die Zeit, nach einer Feldküche zu suchen, sondern sicherte mir einen Platz im nächsten Zug nach Murnau. Unablässig dachte ich an Anne-Maria, an die Ausstrahlung ihrer Persönlichkeit, den Glanz ihrer Augen, ihr gewelltes, oft vom Wind zerzaustes braunes Haar, die Sinnlichkeit nicht nur ihres Körpers, sondern auch ihres Gesichts. Auf der Strecke zwischen München und Murnau machte ich mir zum ersten Mal in meinem Leben Gedanken über die unterschiedlichen Formen der Liebe.

Zu Hause, in der Schule und im Jungvolk hatte man mir eingeschärft, Hitler zu lieben. Ich wusste nicht, wie trügerisch die Anbetung eines charismatischen Führers durch ein Kind sein kann. Inzwischen war meine Verehrung ohnehin eher durch Respekt und Furcht verdrängt worden.

Während ich heranwuchs, war mir nicht bewusst, dass auch Jungen einander lieben können. Wir glaubten damals, kameradschaftliche Bande zu knüpfen, die viel stärker sind als die Bande der Liebe. Wer einen Kameraden besass, hatte jemanden, auf den er sich verlassen konnte. Und die höchste Form der Kameradschaft kam im Kampf zum Ausdruck.

Niemals hatte ich das Gefühl gehabt, meinen Vater zu lieben. Er war eine Autoritätsperson, zu der ich aufblickte. Ich hatte Angst vor ihm und kann mich nicht erinnern, ihm jemals Zuneigung entgegengebracht zu haben. Genau das war ihm recht. Hitler zufolge musste die kommende Generation der deutschen Soldaten «eine stahlharte Gesinnung» aufweisen.

Die Liebe zu meiner Mutter hingegen empfand ich als starke, nie erlöschende Hingabe. Und nun hatte auch die leidenschaftliche Liebe einen Platz in meinem Leben gefunden – eine neue Kraft, die meine Seele, meinen Geist und meinen Körper zu entzünden schien.

Wenn ich mich heute an den Urlaub erinnere, den ich mit meiner Mutter und meinen Geschwistern bei Opa Lehmann verbrachte, wird mir klar, wie gut konditioniert ich gewesen sein musste, um meine körperlichen und seelischen Schmerzen zu überwinden. Vernichtung und Chaos als Teil des Krieges waren für mich zur Realität geworden.

Ich war mit meiner geliebten Mutter, meinen Geschwistern und meinem verehrten Grossvater zusammen, doch meine Gedanken weilten zumeist bei Anne-Maria. Unsere Trennung schnitt mir immer tiefer ins Herz.

Opa Lehmann war nicht nur Bürgermeister, sondern auch Ortsgruppenleiter und damit der höchste Parteifunktionär von Seefeld-Oberalting. Er glaubte weiterhin an den Führer und daran, dass wir unser Land verteidigen und den Bolschewismus niederringen müssten. Deshalb war er stolz darauf, dass sein Enkel so jung – dazu noch ein mit Orden ausgezeichnete – Soldat geworden war. Früher hatte er mich oft ermahnt: «Man muss über sich hinauswachsen.»

Mein Grossvater war damals schon 73 Jahre alt, erfüllte aber unermüdlich seine Pflichten im Dorf. Obwohl «Preusse», wurde er von den konservativen Bayern hoch geachtet. Doch auch er war ein blinder Gefolgsmann, und noch im März 1945 liess er sich in seiner Hingabe an den Führer nicht beirren.

Meine Mutter war froh, mit ihren fünf Kindern und dem Dienstmädchen eine Zuflucht gefunden zu haben. Aber sie wusste natürlich, dass das kleine Haus für sieben zusätzliche Personen ungeeignet war.

Mein Grossvater beklagte sich jedoch nie über die Unannehmlichkeiten, die er in Kauf nehmen musste.

Unverändert hoffnungsvoll las meine Mutter sämtliche Nachrichten über Breslau, die Festung, die den Russen nach wie vor standhielt. Auch sie glaubte im März 1945 noch, mit ihren Kindern bald heimzukehren. Ich machte ihr ebenfalls Mut, denn schliesslich war ich bis dahin nur an einer einzigen, für uns siegreichen Schlacht beteiligt gewesen.

Kurz vor meiner Abreise wurde das Geldproblem angeschnitten. Mutter war so gut wie unbemittelt, und meine Ersparnisse befanden sich auf der Sparkasse in Breslau. Immerhin gab mir mein Grossvater mehrere Zwanzigmarkscheine, mit denen ich einen Teil meiner Schulden bei Anne-Maria bezahlen wollte.

Die Woche in Seefeld-Oberalting ging viel zu schnell vorbei. Andererseits konnte ich es nicht erwarten, zu Anne-Maria zurückzukehren. Mutter und ich führten lange Gespräche über meine Freundin, und sie riet mir nur: «Bindet euch nicht, bis der Krieg vorbei ist!» Natürlich ahnte ich nicht, was die Zukunft uns bescheren würde.

Am Tag meiner Abreise aus Oberalting regnete es. Beim Lebewohl flossen Tränen. Besonders meine Mutter und meine Schwestern wischten sich die Augen. Meine Mutter küsste mich auf die Stirn und sagte: «Mach's gut!» Dann umarmte sie mich und versicherte mir: «Ich weiss, dass du zurückkehren wirst.» Sie zog ihren Silberring mit dem Lapislazuli ab und steckte ihn mir als Talisman an den Finger. Diese Mischung aus Fürsorge und Trotz war typisch für sie.

Auf der Rückreise nach Hof stiegen an jeder Station mehr und mehr Soldaten in den Zug, etliche auf Krücken. Einer sagte: «Aus dieser Hölle sind wir noch mal davongekommen.» Offenbar hatte er einen Luftangriff überlebt.

Die Südfront verlief noch auf der anderen Seite der Alpen, doch an der Westfront war Aachen bereits von amerikanischen Streitkräften eingenommen worden.

Der Zug hatte Verspätung, sodass ich erst am frühen Abend eintraf. Da ich Anne-Maria ein Telegramm geschickt hatte, rechnete ich damit, dass sie am Bahnhof sein würde. Aber sie war nicht da.

Wie sich herausstellte, hatte sie versucht, ihre Schicht mit einer Kollegin zu tauschen, doch diese war plötzlich erkrankt und konnte nicht für sie einspringen. Daraufhin hatte Anne-Maria ein Telegramm an die Adresse meines Grossvaters gesandt, aber es traf erst nach meiner Abreise ein.

Mir wurde klar, dass sich meine Sehnsüchte nicht erfüllen würden und ich kaum etwas anderes zu tun hatte, als meine Marschpapiere abzuholen. Meine Rückkehr nach Hof entpuppte sich als Enttäuschung.

Als Anne-Marias Schicht beendet war, gingen wir in dieser öden, traurigen, feuchten Nacht stundenlang durch die Strassen. Wir hatten kein Ziel und kehrten schliesslich zum Schwesternquartier zurück. Dort blieben wir vor der grossen Eingangstür stehen und umarmten einander, bis wir ganz und gar durchnässt waren. Erst nach Mitternacht trennten wir uns.

In meinem alten Zimmer war kein Bett mehr frei. Unruhig schlief ich ein paar Stunden lang auf dem Flur, zusammen mit gerade eingetroffenen Verwundeten, von denen viele unter quälenden Schmerzen litten.

Irgendwann in der Morgendämmerung erwachte ich schweissgebadet und zitternd nach einem schrecklichen Traum.

Anne-Maria erschien früh im Lazarett. Wir gingen in die Küche, um ein letztes Mal vor meiner Abreise miteinander zu reden. Sie hoffte, schwanger zu sein. Ich dagegen hatte gemischte Gefühle. Wenn ich starb, würde mein Fleisch und Blut weiterleben, aber Mutter und Kind würden auf meine Unterstützung verzichten müssen.

«Mach dir darüber keine Gedanken», versuchte Anne-Maria mich zu beruhigen. «Als Krankenschwester kann ich mir immer meinen Lebensunterhalt verdienen, sogar wenn wir den Krieg verlieren.»

Mein Gott, was hatte sie da gesagt?

«Wir werden diesen Krieg gewinnen!», gab ich zurück.

«Ich sehe nur die vielen Verwundeten und höre dann noch von all ihren gefallenen Kameraden. Es wird immer schlimmer.»

Auch machte sie sich Sorgen um ihre Eltern im Protektorat Böhmen und Mähren (der ehemaligen Tschechoslowakei), das in jedem Moment von den Russen besetzt werden konnte.

Ich zwang mich zu der Beteuerung: «Wir müssen stark bleiben. All die Opfer und all der Mut werden zum Sieg führen.»

Plötzlich wurde Anne-Maria von ihren Emotionen überwältigt. Sie sah den Ring meiner Mutter und gab mir einen goldenen Korallenring, der nur auf meinen kleinen Finger passte.

An jenem Morgen nahmen wir in der Küche des Lazarets Abschied voneinander. Sie musste ihre Schicht beginnen und ich meine Marschpapiere abholen. Die Ärzte waren so sehr von den Neuankömmlingen in Anspruch genommen, dass ich nicht einmal eine Abschlussuntersuchung erhielt. Ich hatte gehofft, dem alten Doktor Lebewohl sagen zu können, aber er war noch nicht im Lazarett.

Anne-Marias letzte Worte waren: «Du kannst mich nicht verlassen!» Aber ich hatte keine andere Wahl.

Wir küssten einander, und sie weinte, während ich meine Tränen zurückhielt. Plötzlich waren meine Arme leer.

Auf der Rückfahrt zur Kampfgruppe Gutschke musste ich in Görlitz umsteigen. Da ich mehrere Stunden Zeit hatte, besuchte ich meine Grosseltern mütterlicherseits – Grossmutter und Grossvater –, die in der Nähe des Bahnhofs wohnten.

Mein Grossvater hatte seinen Laden geschlossen. Er musste gespürt haben, dass die totale Niederlage Deutschlands bevorstand. «Wir bleiben hier, egal, was passiert», sagte er. «Grossmutter leidet schon zu sehr.»

Meine Grossmutter hatte Herzbeschwerden. Ich weiss noch, wie geschwollen ihre Beine waren. Sie brauchte unendlich lange, auch mit ihrem Stock, um die vielen Stufen zu ihrer Wohnung hinaufzusteigen. Sie war es gewesen, die mir früher Geschichten aus der Bibel vorgelesen hatte.

Nun fürchteten wir alle, dass wir einander vielleicht zum letzten Mal sahen. Der kostbarste Schatz in ihrer Speisekammer war ein Stück Räucherschinken, das ihnen ihre Tochter, meine Tante Isa, geschickt hatte. Wir sassen zu dritt in der Küche, assen Schwarzbrot mit Schinken und tranken dazu Lindenblütentee.

Die beiden wollten, dass ich bei ihnen übernachtete, aber mein Marschbefehl zwang mich, mit dem nächsten Zug nach Hirschberg zu fahren, wo ich am Spätnachmittag ankommen sollte.

Grossmutter wollte wissen, ob ich ein Foto von meiner Mutter hätte. Ich verneinte, und sie reichte mir eines, auf dem meine Mutter mich als Baby im Arm hielt. «Bleib am Leben und Gott befohlen!» waren die Abschiedsworte meiner Grossmutter.

Der Zug lief pünktlich ein, und zum ersten Mal seit langer Zeit reiste ich in einem nicht überfüllten Eisenbahnwaggon. Ich hatte eine ganze Holzbank für mich. Obwohl ich todmüde war, konnte ich nicht einschlafen. Zu viele Gedanken gingen mir durch den Kopf. Meine Grosseltern in Görlitz waren 76 und 63 Jahre alt. Meine Grossmutter, obgleich jünger als ihr Mann, schien dem Tod näher zu sein. Aber vielleicht war ich dem Tod noch näher als sie, denn schliesslich fuhr ich zurück an die Front.

Ich konnte keine Ruhe finden, sondern musste ständig an Anne-Maria, meine Mutter, die Geschwister und Grosseltern denken. Ich hatte allen Lebewohl gesagt ausser meiner Oma. Deshalb beschloss ich, von Hirschberg aus, bevor ich zu meinem Ziel, dem Jugendkammhaus im Riesengebirge, weiterfuhr, einen Abstecher nach Bad Warmbrunn zu machen.

Brauchte ich dafür eine Genehmigung? Welche Erklärung würde ich haben, wenn mich eine Militärstreife anhielt? Es war bereits Abend, doch ich wollte sichergehen, dass meine Grossmutter wusste, was sie im Fall einer Evakuierung zu tun hatte.

Ihre Freude über meinen Besuch war gross, aber sie klagte über Zahnschmerzen. Ihre rechte Gesichtshälfte war geschwollen, und sie überlegte, ob es in der Nähe noch einen Zahnarzt gab.

Ich fragte sie, wohin sie fliehen würde, wenn die Russen kämen.

«Nirgendwohin! Ich bleibe hier! Was können sie einer alten Frau wie mir schon antun?»

«Du darfst ihnen nicht in die Hände fallen! Hast du nichts von den Gräueln gehört?»

«Ich habe eine Pistole! Wenn nötig, erschiess ich mich!»

Ich konnte es nicht glauben. Sie öffnete die Schublade ihres Nachttisches und zeigte mir eine Damenpistole mit Perlmuttergriff. Die Waffe war geladen.

Diese zierliche, zarte Frau mit der schwarzen Augenklappe war 72 Jahre alt, aber das tat ihrer Entschlossenheit keinen Abbruch.

Oma hatte eine kleine Einzimmerwohnung in einem Pflegeheim, das einem Arzt namens Dr. Hoffmann gehörte und von ihm auch medizinisch betreut wurde. Sie überredete mich dazu, in ihrem engen Wohnzimmer auf dem Sofa zu übernachten.

Das widersprach den Vorschriften, und ich hätte wegen Fahnenflucht erschossen werden können, wenn mich jemand aus dem Pflegeheim angezeigt hätte. Aber ich rechtfertigte mein Verhalten mit dem Argument, dass das Jugendkammerhaus so spät am Abend kaum noch zu erreichen war. Ausserdem erinnerte ich mich daran, dass ich einige Monate zuvor beinahe in einer Schneewehe umgekommen wäre, als ich am Silvesterabend von Garmisch zum Kreuzeck aufgestiegen war.

Oberleutnant Gutschke, den ich so gut kannte, würde es bestimmt vorziehen, wenn ich einen Tag später in guter Verfassung eintraf, statt mich spät in der Nacht auf eine riskante Kletterpartie einzulassen.

Am folgenden Morgen standen wir früh auf. Oma kochte in ihrer winzigen Küche das letzte Ei für mich und hatte zu meiner Verblüpfung sogar noch etwas Gebäck in ihrem Brotkasten. Sie servierte es uns mit Kräutertee, da sie keinen Bohnenkaffee besass. Bevor ich aufbrach, sagte sie: «Nimm dir irgendetwas mit, das dir gefällt.»

Die Entscheidung fiel mir leicht. Ich trat an ihr Bücherregal und wählte ein kleines Buch aus einer Reihe des Leipziger Insel-Verlags. Es war Rainer Maria Rilkes *Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke*.

Kein anderes Buch sollte ich so oft lesen, vielleicht mit Ausnahme der späteren Übersetzung von Antoine de Saint-Exuperys *Der kleine Prinz*. Diese beiden Bände beflügelten mich, den jungen «aufstrebenden Dichter».

Oma meinte, das Büchlein reiche als Abschiedsgeschenk nicht aus. Also nahm ich, ohne lange nachzudenken, ein gerahmtes Dürer-Bild von der Wand. Es war ein Kupferstich, der einen reifen weiblichen Engel und einen Engelsknaben mitten im Chaos zeigte.

«Bitte pack es ein, und schick es meiner Freundin!», sagte ich.

«Deiner Freundin?»

«Ja, Schwester Anne-Maria. Ich schreibe dir ihre Adresse auf.»

«Wieso hast du schon eine Freundin? Du bist ja noch ein Kind!»



«Ich bin Soldat.»

«Du lieber Gott!»

Dann hielt sie mir einen Vortrag über Männer und ihre egoistischen Motive. Wir trennten uns mit gemischten Gefühlen, doch vor allem empfanden wir tiefe Trauer.

Ich erreichte das Jugendkammhaus zu Ostern 1945. Die Vorbereitungen zur Abreise waren in vollem Gange. Einer von Gutschkes neuen Meldern vertraute mir an, dass wir bald das Hitlerjugend-Regiment in der Festung Breslau, dem wir offiziell zugeteilt waren, verstärken würden.

Aus Anlass meiner Rückkehr wurde eine Feier abgehalten. Oberleutnant Gutschke erklärte, dass er mir das Eiserne Kreuz durch den Stadtkommandanten von Hof habe übergeben lassen, weil er nicht geglaubt habe, mich noch einmal wiederzusehen. Aber nun las er in Anwesenheit aller Kameraden die Begründung vor: «Nachdem er selbst verwundet worden war, rettete er ohne Rücksicht auf sein eigenes Leben andere Verwundete, die er in eine Schncemulde zog, die einzige Deckung auf dem hart gefrorenen Feld. Danach kämpfte er trotz schweren Blutverlusts weiter und war unter den Ersten und Mutigsten, die das Dorf eroberten.»

Ich wurde mit Beifall und Glückwünschen bedacht und sollte eine Rede halten. Nachdem ich mich gesammelt hatte, sagte ich: «Ich bin froh, wieder bei meinen alten Kameraden zu sein. Aber meine Gefühle werden dadurch getrübt, dass so viele von unserer Kampfgruppe fehlen.»

Von der ursprünglichen Einheit, die aus 120 Mann bestanden hatte, waren nur noch 30 oder 40 übrig geblieben. Ich nannte alle Namen von Fehlenden, die mir einfielen. Die Anwesenden riefen: «Gefallen!», «Verwundet!» oder «Vermisst!» Ich fragte mich, wie jemand vermisst sein konnte, da wir nicht zurückgewichen waren und sich das Schlachtfeld weiterhin unter unserer Kontrolle befand.

Viele neue Jungen waren der Kampfgruppe Gutschke nach unse-

rem ersten Gefecht zugeteilt worden. Einige waren Überlebende einer Hitlerjugend-Volkssturm-Einheit, die am Brückenkopf von Steinau tapfer Widerstand geleistet hatte. Damit besass unsere Kampfgruppe wieder ihre volle Stärke und war bereit zum nächsten Einsatz.

Ich schloss mit den Worten: «Wir werden unser geliebtes Schlesien und unser Vaterland verteidigen, auch wenn wir sterben müssen.» Es war keine erhebende Ansprache, aber schliesslich hatte ich nicht mit dieser Feier gerechnet.

\*

Am Ostersonntag erhielten wir Besuch von dem Heimatdichter Hans Christoph Kaergel (1889-1946). Er las aus seinen Werken und hielt eine Rede, in der er betonte, dass es unsere heilige Pflicht sei, unsere geliebte Heimat zu verteidigen. Wir seien gesegnet, weil wir den grossen Führer als ersten Soldaten der Nation zum Vorbild hätten. Pathetisch wie ein Schauspieler rief er zum Abschluss: «Rettet Schlesien! Es ist euer Heimatland!» Es war ein passender Aufruf, denn wir dachten ja, dass wir demnächst nach Breslau fliegen würden, wo bereits viele unserer Kameraden im Hitlerjugend-Festungsregiment Hirsch – benannt nach dem HJ-Gebietsführer von Schlesien – tapfer kämpften.

Hans Christoph Kaergel hatte einen Zeitungsausschnitt bei sich, der gute Nachrichten enthielt. Oberleutnant Gutschke las aus dem Text vor: «Der letzte Versuch der Sowjets, Breslau einzunehmen, ist wieder zurückgeschlagen worden, wobei 64 feindliche Panzer zerstört wurden, die meisten davon mit der Panzerfaust.»

Wir klatschten begeistert, denn die Panzerfaust war schliesslich «unsere» Waffe. Da man sie aus sehr geringer Entfernung auf die Panzer des Feindes abfeuert, ist sie eine Waffe für besonders mutige Soldaten.

Den grössten Teil des Sonntagabends verbrachte ich damit, im Gemeinschaftsraum einen langen Brief an Anne-Maria zu schreiben. Mir stand nur das offizielle Briefpapier des Jugendhauses zur Verfügung, das sich nicht besonders gut für persönliche Briefe eignete. Sein Em-

blem war ein Adler, der die HJ-Raute mit Hakenkreuz in den Klauen hielt.

Ich begann mit einer Liebeserklärung, beschrieb die Besuche bei meinen Grosseltern in Görlitz und Bad Warmbrunn und erwähnte, dass Oma ihr bald ein Päckchen mit einer Überraschung schicken werde.

Als ich den Brief beendet hatte, war es bereits nach Mitternacht. War ich dem Tod einen Tag nähergekommen? Wo befand sich die Front? Wurde die Post noch befördert?

Am Morgen befahl man uns zu exerzieren (obwohl es Ostermontag war), und kurz darauf platzte jemand mit der Nachricht herein: «Es geht nicht nach Breslau, sondern nach Frankfurt an der Oder!» Wir würden nicht wie geplant zum Hirschberger Flugplatz fahren, um von einer JU-52 in die Festung Breslau gebracht zu werden, sondern sollten uns stattdessen zum Bahnhof aufmachen. Es galt, eine andere Festung zu verteidigen: Frankfurt an der Oder.

Ich erfuhr als einer der Ersten, dass Reichsjugendführer Artur Axmann persönlich bei Oberleutnant Gutschke angerufen und ihm den Befehl erteilt hatte, sich mit seiner Einheit bei der Panzernahkampfbrigade Artur Axmann zu melden. Gutschke erklärte, man habe uns wegen unserer Gefechtserfahrung ausgewählt, dem dortigen HJ-Volkssturm als Vorbild zu dienen. Die Brigade wurde ebenfalls als Elite-Einheit betrachtet und umfasste Adolf-Hitler- sowie Napola-Schüler.

Da die Brigade den Namen des Reichsjugendführers trug, wurde von ihr ein leuchtendes Beispiel an Tapferkeit erwartet. Zur Kampfgruppe Gutschke gehörten sechs Hitlerjungen, die mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet worden waren, und mehrere, die das Infanterie-Sturmabzeichen erhalten hatten. Und etliche besaßen Verwundetenabzeichen. Wir hatten die Aufgabe, unseren unerfahrenen Kameraden in Frankfurt Mut zu machen.

An unserer neuen Sammelstelle Klein Körös stiessen andere HJ-Einheiten zu uns. Wir sollten nun zur Panzernahkampfbrigade Frankfurt werden. Einige stammten aus Frankfurt und wollten in die Festung zurückgebracht werden. Andere kamen aus dem Warthegau, der mittlerweile wieder an Polen zurückgefallen war.

Erneut wurden wir von österreichischen Unteroffizieren auf den Kampfeinsatz vorbereitet. Ich hatte beim Drill heftige Anginaschmerzen, biss jedoch die Zähne zusammen und rannte weiter. Hätte ich mich krankgemeldet, wäre das bestimmt als Vorwand angesehen worden, mich vor dem Kampf zu drücken. Ich wollte nicht als Feigling gelten, und ausserdem hatte ich gar nicht vor, mich von Oberleutnant Gutschke und meinen Kameraden zu trennen.

Unsere Ausbildung in Klein Körös endete abrupt, denn die Einheit wurde nun radikal umgestaltet. Man verlegte uns in die Mars-la-Tour-Kaserne in Fürstenwalde an der Spree, wo ein Rekrutierungskommando eingetroffen war, das uns ohne viel Federlesens in die Waffen-SS überführte. Ja, tatsächlich in die Waffen-SS! Wie man uns mitteilte, lag ein direkter Führerbefehl für diese Massnahme vor.\*

Laut Oberleutnant Gutschke war wiederum von Reichsjugendführer Axmann eine spezielle Anweisung an unsere Einheit ergangen, der Waffen-S S «freiwillig» beizutreten. Es war der einzige Fall, in dem Gutschke ungehalten auf einen von Axmanns Befehlen reagierte.

«Kommt nicht infrage!», rief er empört. Er wollte Wehrmachtsoffizier bleiben. Wir jedoch hatten keine Wahl und wurden von der Waffen-SS übernommen.

Das beunruhigte mich allerdings nicht. Solange Oberleutnant Gutschke unsere Kampfgruppe befehligte, würde ich auch als Mitglied der Waffen-SS gern unter ihm dienen. Schliesslich hatte ich ursprünglich zu den Gebirgsjägern gehen wollen. Und würde mein Vater nicht stolz auf mich sein, wenn ich, der ihm immer als Schwächling erschienen war, in derselben Elitetruppe kämpfte, der er als Kriegsberichterstatler angehörte?

Zu keinem Zeitpunkt ahnte ich, dass die SS, einschliesslich der Waffen-SS, in den Nürnberger Prozessen als verbrecherische Organisation eingestuft werden würde.

Man forderte uns auf, unser Volkssturm-Soldbuch gegen eines der Waffen-SS umzutauschen. «Jetzt werden wir wohl endlich bezahlt

\* Hitler hatte im Februar 1945 verfügt, alle Jungen des Jahrgangs 1928 vom Volkssturm zu regulären Militäreinheiten zu versetzen.

werden», sagte ich, als ich das Dokument entgegennahm. Ohne damals zu wissen, wie klug das war, bat ich, mein Volkssturm-Soldbuch behalten zu dürfen, weil es als amtlicher Nachweis meiner Auszeichnungen – EK II und Schwarzes Verwundetenabzeichen – diene. Auch die Kriegsverletzungen – samt Daten und Orten –, die ich an der Front und im Lazarettzug erlitten hatte, waren darin aufgeführt.

Diese Angaben sollten von dem Arzt, der die Tauglichkeitsuntersuchung vornahm, übertragen werden. Bis dahin durfte ich beide Soldbücher behalten. Da wir jedoch nie untersucht wurden, brauchte ich mein Volkssturm-Soldbuch auch später nicht abzugeben. Man verzichtete ferner darauf, uns die Blutgruppe unter der Achsel einzutätowieren, wie es bei Angehörigen der Waffen-SS sonst üblich war.

Wir blieben noch mehrere Tage in der Mars-la-Tour-Kaserne. Dort legte man weniger Nachdruck auf Drill als auf politische Unterweisung. In Klein Körös waren wir geschliffen worden, damit wir körperlich in Form kamen. Nun wirkte man genauso intensiv auf unsere Psyche ein. Das gefiel uns besser, denn es war weniger anstrengend.

Unter anderem wurde betont, die Waffen-SS ziehe idealistische, intelligente und vor allem tapfere Männer an. Durch die grosse Zahl von Staatsangehörigen anderer europäischer Länder, die in Waffen-SS-Einheiten freiwillig Dienst taten, erhielten wir zudem das Gefühl, einer multinationalen Bruderschaft anzugehören, deren Mitglieder ausnahmslos den Kommunismus vernichten wollten.

Ein Ausbilder las Augenzeugenberichte über die Gräueltaten vor, welche die vorrückenden Russen an deutschen Zivilisten, besonders an Frauen, begangen hatten, und zeigte uns Fotos von den Ausschreitungen. So wurden wir angespornt, mit aller Entschlossenheit gegen den Feind zu kämpfen.

Man lehrte uns, die Sowjetrussen nur als «gesichtslose Ungeheuer» anzusehen, während wir selbst einen ewigen Kameradschaftsbund bildeten und uns auch unter schlimmsten Umständen aufeinander verlassen könnten. «Einer für alle, alle für einen», lautete ein wichtiges Motto; ein weiteres: «Meine Ehre heisst Treue.» Loyalität sei typisch für die gesamte SS, vom Reichsführer bis zu uns, den neuesten und jüngsten Rekruten. Ein unsichtbares Band verknüpfe uns mit unseren

Kameraden, wodurch wir gegenseitig gestärkt würden. Wir sollten unserem Führer daher ohne Furcht bis zum Endsieg folgen.

Allerdings fiel kein Wort über die SS-Totenkopf-Formationen. Ich wusste nichts von ihrer Existenz, genauso wenig wie die meisten meiner Kameraden. Diese Verbände wurden bereits 1933 gegründet und bestanden aus Freiwilligen, die Konzentrations- und Gefangenenlager bewachten.

In der Mars-la-Tour-Kaserne wurde immer wieder betont, dass wir uns in einem «Kampf auf Leben und Tod» befänden. Wir würden eine neue soziale Ordnung anstreben, die sämtliche Standesunterschiede sowie regionale und sektiererische Gegensätze beseitige, sodass sich das Ideal einer echten Volksgemeinschaft herausbilden könne.

Und immer wieder wurde uns eingeschärft, dass Adolf Hitlers Grösse in der deutschen Geschichte beispiellos sei und eine heilige Beziehung zwischen ihm und denen bestehe, die in seiner Elitetruppe dienen dürften. Unser Oberbefehlshaber habe das Recht, von uns ständig den höchsten Einsatz zu verlangen. Der Sieg sei uns sicher, wenn wir den heiligen Eid auf unseren Führer befolgten und notfalls für ihn stürben.

Zu Diskussionen kam es nicht, und als Erklärung für den Rückzug der deutschen Streitkräfte hörten wir nur, dass all unsere Verbündeten mit Ausnahme Japans in Entscheidungsschlachten versagt hätten und militärisch mit uns nicht mithalten könnten. Aber bald werde sich das Blatt wenden. Der Führer habe gelernt, dass er sich nur auf seine eigenen Soldaten – zäh, kampferprobt und mutig – mit der Waffen-SS an der Spitze verlassen könne. Und nun gehörten wir selbst zur Waffen-SS!

\*

Wir hatten kaum Freizeit. Unsere letzte Unterrichtsstunde endete um 21 Uhr, und eine Stunde später war Zapfenstreich. Trotzdem entfernten sich manche nachts.

Die Mauer um die Kaserne war vermutlich durch frühere Luftangriffe beschädigt worden und wies Spalten auf, durch die man sich

hindurchzwingen konnte. Den Wachen am Haupteingang war der Blick auf diese Stellen versperrt.

Während ich abends im Aufenthaltsraum sass und weiterhin meine Gedanken über Anne-Maria zu Papier brachte, hatten einige meiner Kameraden bereits Bekanntschaft mit den einheimischen Mädchen geschlossen. Nach dem Zapfenstreich verliessen sie die Kaserne durch eine der Mauerlücken und kehrten auf demselben Weg unentdeckt zurück. Danach prahlten sie mit ihren Eroberungen.

Ich wartete gespannt darauf, dass man uns als Angehörigen der Waffen-SS nun eine Feldpostnummer zuweisen würde, aber dazu kam es trotz aller Beteuerungen nicht. Als ich meine Briefe endlich abschickte, schrieb ich als Absender nur: Volkssturm-Mann A.D. Lehmann, auf dem Weg zur Front. Ortsangaben waren verboten, deshalb durfte ich nicht einmal Frankfurt/Oder erwähnen.

Auch verzichtete ich darauf, «SS-Mann» oder «SS-Schütze A.D. Lehmann» zu schreiben, weil ich Anne-Maria und meine Mutter nicht beunruhigen wollte. Man wusste, dass Waffen-SS-Einheiten zu den Elite-Einheiten mit den höchsten Verlustziffern gehörten. Ausserdem hatte sich der Name unserer Kampfgruppe nicht geändert.

Wie ich später in jenem Sommer erfuhr, hatten weder Anne-Maria noch meine Mutter auch nur einen meiner Briefe erhalten. Der Postverkehr funktionierte zwar noch, doch anscheinend wurden viele Postzüge von Tieffliegern angegriffen und in Flammen gesteckt.

Anne-Maria schrieb mir jeden Tag und wartete nervös auf eine Nachricht von mir, um meine Adresse zu erfahren. Auch meine Mutter hielt ein Schreiben für mich bereit, aber es wurde, da sie keine Adresse hatte, nie abgeschickt. Die Brusttasche meiner Uniformjacke war meistens voll mit Briefen für Anne-Maria sowie mit anderen Aufzeichnungen. Es war meine «Dichtertasche», in der ich Material für ein künftiges Buch sammelte.

Um den 10. April erhielten wir den Befehl, die Mars-la-Tour-Kaserne zu verlassen. Oberleutnant Gutschke schien es Kopfzerbrechen zu

bereiten, dass wir genau südlich von Bad Saarow Stellung bezogen. Dort befand sich der Regimentsstab in einer Villa, die Dr. Robert Ley (1890-1945), dem Leiter der Deutschen Arbeitsfront, gehörte. Am 28. März 1945 hatte der Führer ihn zum Kommandeur des Freikorps Adolf Hitler ernannt. Im Verein mit einigen anderen fanatischen Nazi-größen hatte Dr. Ley nun die Chance, sein Leben für den Führer zu opfern.

Im Hof der Villa erwartete uns warme Suppe aus einer dampfenden Gulaschkanone. Gutschke ging zu einer Lagebesprechung ins Haus. Bevor wir weiterfuhren, hielt unser Regimentskommandeur, Hauptmann Peter Kiesgen, eine kurze Rede, in der er den Geist von Langemarck beschwor und uns aufforderte, dem Beispiel der SS-Panzerdivision Hitlerjugend und ihres Kommandeurs Panzermeyer\* zu folgen.

In Müllrose gelangten wir an einen Waffen-SS-Kontrollpunkt. Der Dienst habende Offizier hatte Anweisungen, die von Oberleutnant Gutschkes Befehlen abwichen. Daraufhin bogen wir erneut nach Süden ab und erreichten Biegen, nahe der Autobahn Berlin-Frankfurt. Hier schlugen wir unser vorläufiges Quartier auf. Gutschke suchte sich einen Gutshof als Befehlsstand aus. Dann erhielten wir die überraschende Anordnung, uns auf einen Besuch von Reichsminister Dr. Goebbels vorzubereiten. Doch sein Stab und er tauchten nie auf.

Am 16. April traf ein Kübelwagen mit Reichsjugendführer Axmann ein. In seiner Begleitung waren Oberbannführer Otto Kern, unser Brigadekommandeur, der nun die Uniform eines Majors trug, und Hauptmann Kiesgen. Ich erkannte Axmann sofort, da ich Fotos von ihm gesehen hatte.

Der Reichsjugendführer wurde auf mein EK-Ordensband aufmerksam und fragte mich, ob noch andere aus der Kampfgruppe für Tapferkeit ausgezeichnet worden seien. Ich nannte die Namen von acht Kameraden, die das Eiserne Kreuz erhalten hatten, zwei davon posthum. Dann deutete er mit seiner rechten Hand, einer Holzpro-

\* Spitzname des Generalmajors der Waffen-SS Kurt Meyer (1910-1961), der sich mit seiner SS-Panzerdivision Hitlerjugend unter anderem 1944 in den Kämpfen um die Normandie hervortat. Er wurde zunächst von einem kanadischen Gericht wegen Kriegsverbrechen zum Tode verurteilt, später jedoch begnadigt.



these, auf mein Verwundetenabzeichen. «Du bist also wieder bereit zum Einsatz?»

«Jawoll, Reichsjugendführer!»

Axmann erkundigte sich nach meiner Kampferfahrung. Ich erwähnte, dass ich Oberleutnant Gutschkes Melder sei. «Im Ersten Weltkrieg war unser Führer auch Melder», sagte er.

«Ja, ich weiss!»

«Ich möchte, dass du mit zwei deiner Kameraden übermorgen nach Berlin kommst, um dem Führer zu seinem Geburtstag vorgestellt zu werden.»

Ich war fassungslos. Ausgerechnet ich wurde nach Berlin abgeordnet, um unserem Führer Adolf Hitler vorgestellt zu werden? Dem Mann, den ich schon immer verehrt hatte. Und zu diesem entscheidenden Zeitpunkt, als er gerade dabei war, das Ruder herumzureissen und uns zum Endsieg zu führen. Ich, ein 16 Jahre alter Soldat!

Ein paar Stunden nach der Abfahrt des Reichsjugendführers und seines Stabes erschien ein Kriegsberichterstatter, um Gutschke und diejenigen von uns, die bald nach Berlin aufbrechen sollten, zu interviewen. Mir schwirrte der Kopf.

Hatte ich nicht immer ein Held sein wollen? Nun würde Anne-Maria über mich lesen. Genau wie meine Mutter und meine Geschwister, wie meine Freunde und Klassenkameraden, wenn sie noch lebten. Vor allem aber würde mein Vater die Berichte zu Gesicht bekommen. Wie konnte er dann noch glauben, dass ich es nie zu etwas bringen würde?

Am Tag vor unserer Abreise nach Berlin wurde das ferne Grollen der feindlichen schweren Artillerie lauter. Oberleutnant Gutschke gab bekannt, dass die Russen an der Oder-Hauptkampflinie mehrere Durchbrüche geschafft hätten und nördlich und südlich von uns in Massen vorrückten. Er wartete auf den Befehl, unsere Kampfgruppe nach Norden zu verlegen, um die Hitlerjugend-Volkssturm-Einheiten auf den Seelower Höhen an der südlichen Flanke zu verstärken, damit sie nicht von den Russen umzingelt wurden.

Bald waren Gutschke, sein Fahrer, sein Adjutant und ich als Melder unterwegs nach Falkenhagen. Doch unweit von Petershagen wurden die Einschläge von schweren Ferngeschützen häufiger. Gutschke liess sich vom Ortskommandanten über die Lage informieren. Die Soldaten, auf die wir dort stiessen, gehörten zur Wehrmachtsdivision Kurmark sowie zur Waffen-SS-Panzerabteilung 502 unter Sturmbannführer Kurt Hartrampf. Ich war beim Fahrer geblieben, während Gutschke und sein Adjutant mit dem Einheitsführer sprachen. Anscheinend erhielten sie den Befehl zur Umkehr, denn wir fuhren wieder zurück nach Biegen.

Danach wurde unsere Kampfgruppe hastig nach Petersdorf im Süden von Petershagen verlegt. In der Nähe der Kirche, neben dem Friedhof, stand ein grosses Gebäude, das noch bewohnt war und wahrscheinlich zu einem Rittergut gehörte. Gutschke quartierte die Bewohner nicht aus, sondern wir zogen in den Keller, wo man einige Vorratsräume freigemacht hatte.

Zu dieser Befehlsstelle sollte ich am Tag nach Hitlers Geburtstag mit einem neu abkommandierten Motorradfahrer aus Berlin zurückkehren. Meine beiden Kameraden und ich waren dabei, als Geschichte gemacht wurde, denn wir erlebten Hitlers letzten öffentlichen Auftritt vor seinem Selbstmord.

\*

Am 18. April holte ein Wehrmachtsbus meine beiden Kameraden und mich ab. Er wurde nun normalerweise als Versorgungsfahrzeug verwendet, das Lebensmittel aus der Hauptstadt holte und Verwundete und Soldaten mit Spezialaufträgen dorthin brachte. Wir dagegen sollten den Führer treffen.

Ich erinnere mich noch an Oberleutnant Gutschkes Abschiedsworte: «Ihr könnt dem Führer versichern, dass wir bis zum Letzten kämpfen werden. Wir warten auf den Einsatz der Wunderwaffen, ehe es zu spät ist!»

«Jawohl, Herr Oberleutnant!», erwiderte ich auch im Namen der beiden anderen.

Der alte Bus hatte zwei Pannen, aber unser Fahrer und sein Kum-  
pel müssen Mechaniker gewesen sein, denn sie konnten den Schaden  
beide Male beheben. Bald merkten wir, dass wir Berlin niemals bis  
Mittag erreichen würden. Auf der Autobahn gab es lange Staus durch  
Truppeneinheiten und deren Tross sowie durch Flüchtlingstrecken. Letz-  
tere durften die Autobahn nicht benutzen, aber in ihrer Verzweigung  
missachteten ihre Leiter die Vorschriften.

Wie wir später erfuhren, hatten die Russen die Seelower Höhen  
an jenem Tag nach erbitterten Kämpfen erobert. Unter den Verteidigern,  
die schwere Verluste erlitten, waren auch Hitlerjugend-Einheiten.

Südlich von uns hatten russische Voraustruppen die Spree über-  
quert. Schlimmer noch, ein russischer Spähtrupp war von Storkow aus  
über die Autobahn südlich von Fürstenwalde vorgestossen.

An einem Kontrollpunkt musste unser Fahrer den Bus verlassen,  
um sich bei einem Offizier zu melden. Als er zurückkam, horchten wir  
ihn nach Neuigkeiten aus. Er war alles andere als optimistisch. «Viel-  
leicht schaffen wir es diesmal nicht.»

«Wieso?», fragte ich.

«Scheisse überall!»

Er hatte gehört, dass die Russen mit Riesenschritten voranstürmten.  
«Sie könnten Berlin vor uns erreichen!»

«Aber wir müssen es schaffen, wir müssen zum Führer!» Dem Fah-  
rer war mitgeteilt worden, dass einige Stadtteile bereits unter Artilleriebeschuss lägen. «Warum schlagen wir nicht zurück?», fragte einer  
meiner Kameraden.

«Womit denn?»

«Mit unseren neuen Waffen!»

Erst nach dem Krieg fand ich heraus, dass 2,2 Millionen Russen mit  
mehr als 5'000 Panzern, über 15'000 motorisierten Geschützen schwe-  
ren Kalibers und Katjuschas,\* die noch dazu von fast 6'000 Flugzeugen  
unterstützt wurden, weniger als einer Million Deutsche gegenüber-

\* Mehrläufige, auf Lastwagen montierte Raketenwerfer vom Typ BM-13 und B M-21,  
auch Stalinorgeln genannt.

standen. Ausserdem wurden die Feinde gut mit Nachschub versorgt und waren aufgrund ihrer Siege hoch motiviert.

Die meisten unserer Einheiten dagegen waren kampfes müde, unzureichend ergänzt durch schlecht ausgebildete alte Männer und Jugendliche, verfügten über eine unterlegene Bewaffnung und mussten auf den erforderlichen Nachschub an Vorräten und Munition verzichten.

Und wo waren die Wunderwaffen?

Die gefährliche Fahrt konnte unsere Begeisterung nur steigern. Wir waren natürlich aufgeregt, und ich glühte vor Stolz.

Während wir zum Führer reisten, entdeckten die Alliierten uns noch unbekannte Gräueltaten. Davon war im deutschen Rundfunk und in den deutschen Zeitungen allerdings nie die Rede. Selbst wenn wir nicht durchschauten, was sich in den Konzentrationslagern abspielte, hätte uns die Abschichtung so vieler deutscher Kinder zu denken geben müssen. Die ganz Jungen in die verlorene Schlacht zu werfen war der Akt eines Diktators, der glaubte, dass niemand seiner würdig sei und das Überleben verdient habe!

Auf der Fahrt nach Berlin wurden ganz in unserer Nähe Schüsse abgefeuert, und wir hatten Glück, mit dem Leben davonzukommen. Unser Fahrer fluchte wie ein Rohrspatz und wollte wissen, warum wir keine Waffen mitgenommen hätten. Wir entgegneten, das widerspreche den Vorschriften und wir könnten für Deserteure gehalten werden.

Niemand hatte uns erlaubt, unsere Karabiner zum Besuch beim Führer mitzunehmen. Waffen waren knapp, und neue Rekruten mussten ausgerüstet werden. Auch war niemand auf die Idee gekommen, wir könnten auf der Fahrt nach Berlin auf Russen stossen.

Aber waren es überhaupt Russen? Überall sah man einzelne Soldaten und Flüchtlinge, doch keine Kampfverbände. Hatten vielleicht einheimische Kommunisten auf uns geschossen? Oder konnte ein russischer Spähtrupp bereits bis hierher vorgedrungen sein?

Der Fahrer gab Gas und verlor fast die Kontrolle über den Bus. Nur knapp vermieden wir den Zusammenstoss mit einem Pferdewagen. Offenbar von einem plötzlichen Geräusch oder einer jähen Bewegung

aufgeschreckt, hatten die Pferde unseren Weg gekreuzt. Durch das unerwartete Bremsmanöver wurden wir nach vorn geschleudert. Ich spürte die Pistole in der unteren rechten Tasche meiner Uniformjacke, mit der ich, wie ich vergessen hatte, als Melder ausgerüstet worden war.

«Ich habe eine Walther bei mir!», rief ich dem Fahrer zu, der scharf in eine Seitenstrasse einbog.

Wir erreichten Berlin-Blankenburg und passierten auf der Fahrt nach Wedding schwelende Ruinen. Sogar innerhalb der Stadt wimmelte es von Flüchtlingen. Mein Gott, so viele heimatlose Menschen! Aber wir konnten nichts für sie tun, denn wir waren unterwegs zum Führer. Wusste er von den Flüchtlingen? Er war doch in Berlin geblieben, also musste er Bescheid wissen!

Würde er vielleicht an seinem Geburtstag zu all diesen Menschen sprechen und ihnen Hoffnung machen? Oder, was noch besser wäre, er könnte die Wunderwaffen zum Einsatz bringen und die Russen an diesem nationalen Feiertag in die Flucht schlagen. Dann würden die Menschen in ihrer Stadt bleiben können. Auch meine Mutter und meine Geschwister warteten darauf, nach Breslau zurückzukehren, sobald die Russen den Rückzug antraten.

Abgesehen von Soldaten und Flüchtlingen sahen wir Berliner Frauen und Kinder, die mit Eimern und anderen Behältern nach Wasser anstanden. Eine längere Schlange hatte sich vor einer offenbar noch geöffneten Bäckerei gebildet.

Wir kamen immer langsamer voran, woran nicht nur die vielen Menschen, sondern auch Hindernisse und Barrikaden schuld waren. Strassenbahnwagen, Lkws und Pkws waren durch Luftangriffe in Schrott verwandelt worden. Einige wurden jetzt zum Bau von Panzersperren benutzt, die unseren Fahrer zu Umwegen zwangen.

Sämtliche Strassen hatten tiefe Krater. Wir fürchteten, dass der alte Bus, wenn unser Fahrer ihnen nicht auszuweichen vermochte, unter den Stößen zusammenbrach und wir in diesem Chaos stranden würden.

«Ich weiss, ich weiss, ihr müsst den Führer treffen», sagte der Fahrer und liess den Bus ganz langsam im Zickzack weiterrollen. Schwarzer

und gelber Rauch, brennende Häuser und gespenstische Ruinen. In den Gebäuden, in denen noch Menschen wohnten, waren viele Fenster mit Brettern vernagelt oder gar nur mit Pappe abgedichtet. An einer zertrümmerten Splitterschutzmauer vor einem ausgebrannten Krankenhaus stand noch die Parole zu lesen: «Unsere Mauern brechen, aber unsere Herzen nicht!»

Durchgerüttelt und hungrig erreichten wir unser Ziel: die Reichsjugendführung am Kaiserdamm 86. Es war der frühe Abend des 18. April 1945.

Der Fahrer steuerte mit seinem Bus ein Versorgungsdepot an, und wir betraten das Hitlerjugend-Hauptquartier. Dort wartete schon Amtschef Gustav Memminger besorgt auf uns. Sechs mit Orden dekorierte H J-Mitglieder waren bereits eingetroffen. Drei andere, die man für die Delegation ausgewählt hatte, fehlten noch. Einer von ihnen sollte mein Stubenkamerad sein.

Nach der offiziellen Begrüssung befragte uns ein Assistent von Amtschef Memminger nach unseren Personalien. Anschliessend servierte man uns Tee und belegte Brote und stattete uns mit neuen Uniformen aus.

Zu meiner Überraschung erhielten wir nicht Waffen-SS- oder Volkssturm-, sondern Hitlerjugend-Uniformen. Ich hatte mir gewünscht, soldatischer auszusehen, und wurde enttäuscht. Man hatte allerdings Volkssturm-Streifen bestellt, die noch auf unsere Ärmel genäht werden sollten.

Ich wurde also wieder zum Jungvolk-Führer mit je einem Soldbuch des Volkssturms und der Waffen-SS in der Tasche. Der Reichsjugendführer wollte, dass wir am folgenden Tag als Ehrengäste auf der Feier erschienen, in deren Verlauf zehnjährige Jungen und Mädchen dem Jungvolk beitreten würden.

Ich bat um ein Fahrtenmesser, aber man hatte keines mehr vorrätig. Schliesslich erhielt ich eine schwarze Jungvolk-Hose und ein dazu passendes hüftlanges Jackett, das auf dem linken Ärmel einen runden Aufnäher mit der Siegrune unter dem Gebietsdreieck und mit den Buchstaben RJF hatte. Dadurch entstand der falsche Eindruck, ich sei Stabsmitglied der Reichsjugendführung.

Einige der anderen trugen ihr DJ-Leistungsabzeichen, aber meines war zu Hause in Breslau geblieben. Wichtiger waren nun mein EK-II-Ordensband und das Schwarze Verwundetenabzeichen mit dem Stahlhelm und den gekreuzten Schwertern.

Die drei übrigen Vertreter der Hitlerjugend, die man noch erwartete, wurden für vermisst erklärt. Eine HJ-Einheit, die nördlich von Seelow in Gusow kämpfte, hatte sie entsandt. Vermutlich waren sie unterwegs in einen Hinterhalt geraten und erschossen oder gefangen genommen worden.

Vom Hitlerjugend-Hauptquartier brachte man uns zum Auslands- haus nach Gatow. Jeweils zwei von uns teilten sich ein Zimmer, aber ich blieb am Ende übrig und hatte deshalb eines für mich allein.

Kurz nach unserem Eintreffen ertönte Fliegeralarm, und wir gingen zusammen mit Reichsjugendführer Axmann, der gerade angekommen war, in einen Luftschuttkeller im Garten. Er wies uns daraufhin, dass die deutsche Jugend in der Vergangenheit nie Gelegenheit gehabt habe, so sehr am Überlebenskampf der Nation teilzunehmen wie wir. Schon 1943 hätten sich HJ-Mitglieder bei Luftangriffen bewährt und seien mit dem Eisernen Kreuz und dem Kriegsverdienstkreuz ausgezeichnet worden. Unter Friedrich dem Grossen seien sogar Kadetten von weniger als zwölf Jahren in die Schlacht gezogen.

Einer von uns fragte den Reichsjugendführer, wie er seinen Arm verloren habe. Er erwiderte, er sei am ersten Tag des Russlandfeldzugs beim Angriff auf eine Elite-Einheit von «Stalin-Kadetten» angeschossen worden. Hitler habe Stalin durch das Unternehmen «Barbarossa», das heisst durch die Offensive gegen Russland und den Bruch des deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakts, überlistet.

Nach der Entwarnung verliessen wir den Luftschuttkeller und hatten die Wahl, uns hinzulegen oder uns einen Spielfilm anzuschauen. Das Auslandshaus besass einen eigenen Vorführraum. Als begeisterter Kinobesucher schloss ich mich einigen Angehörigen des Stabspersonals und mehreren meiner Kameraden an. Man zeigte uns *Kolberg*, den

letzten grossen Film, der in Hitler-Deutschland produziert worden war. Die Hauptdarsteller dieses Historienstreifens in Farbe waren Heinrich George, Christina Söderbaum und Horst Caspar. Als die preussische Armee den Seehafen während der Belagerung durch Napoleon 1806/07 nicht verteidigen konnte, übernahm eine Bürgermiliz (nach Art des Volkssturms) unter Führung des Bürgermeisters den Kampf.

Goebbels, der diesen Durchhaltefilm in Auftrag gegeben hatte, sah offenbar eine Parallele zwischen der Situation in Kolberg und jener Deutschlands im Jahr 1945. Er wollte demonstrieren, dass man überleben kann, wenn man heroisch bis zum Ende Widerstand leistet. Der Film machte grossen Eindruck auf mich.

Bis zur allerletzten Sekunde des Dritten Reiches wurde das Bild Hitlers und seiner Bedeutung für die Nation nicht revidiert. Als grosser Führer, den die Vorsehung dazu auserwählt habe, Deutschland den verdienten Ruhm zu beschern, sollte er für uns eine beispiellose historische Gestalt und ein unübertroffener Krieger bleiben. Seit wir der Waffen-SS angehörten, die bekanntlich auch eine Vielzahl von Freiwilligen aus anderen europäischen Ländern umfasste, wurde zudem betont, dass Hitler ein neues Europa für alle arischen Völker schaffen wolle. Die nordische Rasse, gesund und lebensbejahend, fechte einen Kampf aus, den nur die Besten überleben könnten. Diese Völker würden ein ideales Bündnis unter einer idealen Führung, nämlich der Hitlers, bilden.

In einer Zeitung folgte der Verherrlichung Hitlers eine knappe Botschaft von Goebbels, der uns auftrug, bis zum siegreichen Ende zu kämpfen. Berechnend bürdete er uns die Verantwortung für den Ausgang der Schlacht um Berlin auf. Er sprach von einer «letzten Herausforderung» und der «schwierigsten Prüfung». Sie könne nur durch den unerschütterlichen Glauben an den Genius von Adolf Hitler bestanden werden.

Jahre später führte ich eine Diskussion mit meiner Mutter. Sie stellte Mutmassungen darüber an, wie sich die historischen Umstände entwickelt hätten, wenn Hitler nicht in den Krieg gezogen wäre, wenn er die Juden und andere nicht verfolgt hätte und ein gütiger Herrscher gewesen wäre.



Gewiss, vor Kriegsbeginn hatte er der Jugend Deutschlands und dem grössten Teil der Bevölkerung – ausgenommen Juden, Zigeuner, körperlich und geistig Behinderte sowie alle Gegner des Nationalsozialismus – mehrere «gute» Jahre beschert. Aber er war zum Gewaltherrscher geworden, sobald er die Macht an sich gerissen hatte. Die meisten «Ausgestossenen» befanden sich bereits im Konzentrationslager. Dazu gehörten schliesslich auch alle, die Hitler und seine Partei nicht aktiv unterstützten. Ganz am Ende galt es sogar für Jungen meines Alters als Verbrechen, keine Waffe zu tragen und nicht zum Töten bereit zu sein.

Amtschef Memminger unternahm mit uns eine Rundfahrt durch Berlin (oder durch das, was von der Stadt noch übrig geblieben war). Dann lud er uns zum Mittagessen ein: Rinderbraten mit Rotkraut und Kartoffeln und zum Nachtisch Eis. Wir wussten dieses aussergewöhnliche Mahl zu schätzen.

Am Nachmittag fuhr er uns zum Reichssportfeld, wo Axmann die Feierstunde leitete, in deren Verlauf Zehnjährige als Mitglieder des Jungvolks und der Jungmädels in die Hitlerjugend aufgenommen wurden. Es war ein ergreifendes und zugleich unheimliches Erlebnis. Die meisten Jungen trugen weisse Hemden, und die wenigen, die – wahrscheinlich von ihren älteren Brüdern ererbte – braune Hemden anhaten, schienen aus dem Rahmen zu fallen. Ähnlich wie ich sieben Jahre zuvor mit einem elfenbeinfarbenen Hemd in der Minderheit gewesen war, musste die Mehrheit nun auf braune Uniformhemden verzichten. Allerdings nicht aus Geldmangel, sondern wegen Stoffknappheit. Zudem hatten die meisten Jungen auch kein Fahrtenmesser, ein wichtiges Statussymbol für einen Zehnjährigen.

Meine Kameraden und ich trugen ebenfalls Jungvolk-Uniformen ohne Fahrtenmesser, doch ich hatte meine Walther-Pistole vom Kaliber 6,35 in meiner Jackentasche verborgen.

Nach dem Auftritt des Hitlerjugend-Kammerorchesters hielt Axmann seine Ansprache, in der er immer wieder unterstrich, dass der Krieg gewonnen werden müsse. Am 22. April 1945 berichtete die *Deutsche Allgemeine Zeitung* über diese Veranstaltung:

«Der Reichsjugendführer betonte, dass die älteren Kameraden der Hitlerjugend in Verbänden aller Wehrmachtsteile als Soldaten und Volkssturm-Männer, besonders als Panzerknacker, bereits im Einsatz sind. Sie stehen mit der Waffe in der Hand im Schicksalskampf unseres Volkes. Ihr fanatischer Widerstandswille bezeugt das Bekenntnis der gesamten deutschen Jugend zum Führer, in unbeirrbarer Treue und Liebe an seiner Seite das schwere Ringen unseres Volkes bis zum Siege durchzukämpfen.

Den Jungen und Mädeln versicherte er, dass sie, nun in die grosse Gemeinschaft der Hitlerjugend aufgenommen, bis zum Letzten in bedingungsloser Treue dem Führer Adolf Hitler verschworen sind.

„Wir sind stolz“, erklärte der Reichsjugendführer, „in dieser harten und schweren Zeit unsere Treue zum Führer und zu seiner Idee durch die Tat beweisen zu dürfen“...

Er versicherte den Zehnjährigen: „Unsere Jungen und Mädels werden nie kapitulieren. In den Panzervernichtungseinheiten und Jagdkommandos treten sie entschlossen den feindlichen Panzermassen entgegen.“ Er verwies dabei auf die, die mit ihren Eisernen Kreuzen in den ersten Reihen sassen.»

Einer der Jungen in den ersten Reihen war ich. Nach dem Krieg fragte ich Axmann, ob er damals noch an seine eigenen Worte geglaubt habe. Er antwortete ausweichend und berief sich auf seine Pflicht. Fünfzigjahre später schrieb er in seinem Buch *Das kann doch nicht das Ende sein!* «Mir fiel es schwer, an diesem Tag die rechten Worte zu finden. Woher sollte man die Hoffnung nehmen? Aber trotz allem pflanzt man sie immer noch am Grabe auf.»

Am 19. April 1945 verehrte ich Axmann noch, und wir beide verehrten Hitler. Deshalb meinten wir weiterhin, dass wir zur «neuen Ordnung» gehören würden, die zum Nutzen Europas tausend Jahre überdauern sollte.

Allen, die in einer Demokratie leben und an eine freie Presse, einen offenen Meinungs austausch und ein Mehrparteiensystem gewöhnt sind, dürfte es schwer fallen, das eingleisige Denken von Jugendlichen in einer Diktatur nachzuvollziehen.

Am Ende von Axmanns Rede hörte man nur schwachen Applaus.

Den Abschluss der Zeremonie bildete ein gemeinsames Lied. Wir, die Hitlerjugend-Soldaten, die ganz vorn saßen, gingen als Erste hinaus. Ich half einem Verwundeten, der aus einem Lazarett zu der Feier gekommen war. Weiter hinten humpelte ein einbeiniger Soldat auf Krücken, strauchelte und fiel zu Boden.

«Wir brauchen einen Rollstuhl!», rief die Krankenschwester, die ihn begleitete.

«Wir haben keinen übrig», erwiderte eine andere Schwester. Zwei Sanitäter trugen ihn hinaus. Eines der BDM-Mädchen hob seine Krücken auf und folgte ihm.

Neben mir sagte ein anderes Mädchen, das vielleicht zehn Jahre alt war: «Mein Vater hat beide Beine verloren und auch noch keinen Rollstuhl!» Sie zuckte die Achseln, als wäre daran nichts zu ändern.

Das Haus des Rundfunks in der Masurenallee, der grösste Berliner Sender, hatte sämtliche alliierten Bombenangriffe überstanden. Ich war dazu ausgewählt worden, die Geburtstagsgrüsse, die Amtschef Memminger für Hitler geschrieben hatte, für eine spätere Sendung auf Band zu sprechen. Am frühen Abend des 19. April fuhr er mich zum Haus des Rundfunks. Dort erinnerte sich einer der Techniker, der meinem Vater begegnet war, an meinen Namen.

Der ursprünglich für Mitternacht geplante Empfang bei Hitler war auf den folgenden Morgen um zehn Uhr verschoben worden. Aber Reichsjugendführer Axmann sollte seine Glückwünsche trotzdem um Mitternacht im Rundfunk vortragen.

Am Abend schrieb ich in meinem Zimmer einen Brief an Anne-Maria über die bisherigen und die bevorstehenden Ereignisse. Danach war ich noch zu aufgedreht, um mich hinzulegen.

Im Zimmer stand ein Radio, aber ich konnte keinen Sender, nicht einmal den örtlichen, ohne Störung einstellen. Also schaltete ich den Apparat aus und schrieb eine Erzählung. Als ich sie beendet hatte, war es fast ein Uhr morgens, und ich hatte das Mitternachtsprogramm verpasst.

Ich sollte nie herausfinden, ob man Axmanns und meine Botschaft gesendet hatte. Natürlich wäre es interessant gewesen zu erfahren, ob die an Hitler gerichteten Glückwünsche den Adressaten erreicht hatten.

Am folgenden Tag, dem 20. April, wurde Hitlers Geburtstagsempfang erneut verschoben: von zehn auf 17 Uhr. Wir hatten vor Aufregung

vermutlich alle nicht sonderlich gut geschlafen. Plötzlich befanden wir uns in einer ganz anderen Welt, in der man uns wie Nationalhelden behandelte und in einem Gästehaus untergebracht hatte, das normalerweise ausländischen Diplomaten vorbehalten war.

Amtschef Memminger nutzte die Gelegenheit, uns über die Lage zu informieren. Seine Worte klangen ermutigend. Er erwähnte Breslau, die Schlacht, die zwischen Görlitz und Cottbus stattfand, sowie die Frontlinie zwischen Zwickau und Hof. Überall würden Hitlerjungen Schulter an Schulter mit regulären Streitkräften kämpfen und feindliche Angriffe zurückschlagen. Meine Freunde und Klassenkameraden in Breslau, meine Grosseltern in Görlitz und Anne-Maria in Hof wurden von unseren tapferen Soldaten verteidigt, wie ich annahm.

Erst nach dem Krieg erfuhr ich, dass Hof am 20. April bereits besetzt war. Meine Kameraden im Lazarett waren schon in Kriegsgefangenschaft geraten. Auch von dem Durchbruch der Russen im Norden, wo sie rasch vorrückten, war keine Rede. Die dadurch entstehende Bresche erlaubte es den russischen Truppen, sich nach Süden in Richtung Autobahn zu wenden, wo die Kampfgruppe Gutschke in Stellung lag. Wir drei in Berlin konnten nicht ahnen, dass unsere Kameraden bereits Angriffe abwehren mussten.

Der Amtschef zeigte uns ein russisches Flugblatt, das angeblich einen Befehl Stalins an seine Soldaten enthielt. Darin drohte er laut Memminger damit, alle Deutschen, sogar die ungeborenen Kinder, töten zu lassen. (Wahrscheinlich handelte es sich um einen von Ilja Ehrenburgs propagandistischen Aufrufen, denn es gibt keinen Beleg dafür, dass Stalin persönlich derartige Flugblätter verfasst hat.)

Weniger als zwei Wochen vor dem totalen Zusammenbruch wurde Hitler in der deutschen Presse folgendermassen beschrieben: «Die Person des Führers erhebt sich heute klarer und reiner denn je als die eines Ritters ohne Furcht und Tadel inmitten einer Welt, die Gefahr läuft, von den plutokratischen und jüdischen bolschewistischen Kriegsverbrechern in ein Chaos von Zerstörung, Hunger, Seuchen und Sklaverei gestürzt zu werden.»

Vor allem Goebbels hatte den Hitler-Mythos in unseren Seelen fest verankert. Dadurch hielten wir den Führer für ein Genie oder gar einen

Halbgott, der kein Unrecht begehen könne. Damals war Goebbels nicht nur Propagandaminister, sondern auch Reichsverteidigungskommissar für Berlin. In dieser Eigenschaft konnte er uns befehlen, jeden Gedanken an Kapitulation zu verdrängen und bis zum siegreichen Ende zu kämpfen.

Hitler hatte in ganz Europa Gefolgsleute gefunden, sogar in feindlichen Ländern. Unter seinen letzten Verteidigern waren Freiwillige der Waffen-SS aus Frankreich und Skandinavien. Von denen, die den Krieg überlebten, wurden viele einem Erschiessungskommando übergeben, während sich andere der Exekution entziehen konnten, indem sie sich eine neue Identität zulegte. Aber änderten sie auch ihre Überzeugungen, und zwar so radikal, wie ich selbst es durch mein Bekenntnis zur Gewaltlosigkeit tat?

Allerdings sollten bis dahin noch Monate vergehen. Zunächst wurde die Bühne errichtet, die Hitlers «heroischen» Abgang aus der Weltgeschichte ermöglichen sollte. Seine Verehrung für Richard Wagner hatte uns den Eindruck vermittelt, dass wir einem Heldenvolk angehörten und eine Götterdämmerung verdient hätten. Ein Schauspiel, das Wagners würdig gewesen wäre, sollte sich entfalten und das Blut von Tausenden kosten. Amtschef Memminger erinnerte uns vor dem Führerempfang an die grosse Verantwortung, die keiner ausser Hitler tragen könne. Dann las er uns aus den *Reden an die deutsche Nation* des Philosophen Johann Gottlieb Fichte vor. Das alles erhöhte unsere Spannung vor dem grossen historischen Ereignis.

Nach dem Krieg las ich etliche Flugblätter, welche die Russen an der Ostfront und die Alliierten im Westen abgeworfen hatten. Auf einigen wurde Hitler als Verbrecher bezeichnet, doch überwiegend wies man nur auf die Hoffnungslosigkeit der Situation hin und forderte die deutschen Soldaten zur Kapitulation auf, womit sie nicht nur ihr eigenes, sondern auch das Leben vieler anderer retten würden. Man versprach ihnen, sie im Einklang mit der Genfer Konvention gut zu behandeln.

Die Angehörigen der Waffen-SS und des Volkssturms hörten natürlich nicht die Sendungen der BBC. Aber meines Wissens berichteten weder die Briten noch andere Ausländer im Rundfunk darüber, dass Hitler seit Jahren Massenmorde beging.

Auch der Verwalter des Gästehauses, Herr Keppler, und seine Tochter wurden uns vorgestellt. Er sagte, er sei stolz darauf, uns zu beherbergen. Nach unserem Besuch werde er die Kommandeure der Hitlerjugend-Brigaden aus allen Gebieten begrüßen. Reichsjugendführer Axmann habe nämlich ein «Gipfeltreffen» angeordnet. Dabei sollten vor allem die Führer der Hitlerjugend-Einheiten aus Breslau als leuchtendes Vorbild dienen.

Ich erkundigte mich, ob auch Gebietsführer Herbert Hirsch erwartet werde, der Kommandeur der nach ihm benannten Breslauer Hitlerjugend-Brigade. Ursprünglich war die Kampfgruppe Gutschke ein Teil dieser Brigade gewesen. Herr Keppler hatte die Teilnehmerliste noch nicht erhalten und konnte meine Frage deshalb nicht beantworten.

Ein paar Tage später wurde bekannt, dass die Konferenz durch den schnellen Vormarsch der Russen vereitelt worden war. Stattdessen erschien ein Trupp Marinekadetten, von denen man einige als so genannte Einmanttorpedos für Selbstmordaktionen ausgebildet hatte. Sie wurden für eine Nacht im Auslandshaus untergebracht, bevor man sie der Kampfgruppe Mohnke zuteilte, die den Führerbunker verteidigen sollte.

Nach dem Mittagessen besichtigten wir das Gebäude der Reichsjugendführung und wurden denen vorgestellt, die noch an ihrem Arbeitsplatz geblieben waren. Dazu gehörten die Gebietsführer Ludwig Grimm und Otto Schröder sowie die Ärztin Gertrud Huhn.

Dann wurde es endlich Zeit, zum Empfang zu fahren. Als wir an der Reichskanzlei eintrafen, waren einige Zivilisten dabei, nach den letzten Bombenangriffen herumliegende Trümmer fortzuräumen. Axmann und ich glaubten, es seien Fremdarbeiter, doch Hitlers Adjutant Otto Günse erklärte, der Führer werde niemals der potenziellen Gefahr ausgesetzt, die durch ausländische Arbeiter in seiner Nähe entstehen könne.

Im Garten der Reichskanzlei wurden die drei Delegationen mit jener der Hitlerjugend in der Mitte aufgestellt. Rechts von uns standen die vier oder fünf Vertreter der Waffen-SS-Division Frundsberg und zu unserer Linken die rund zwölf Delegierten aus Kurland.

Hitler erschien in Begleitung vieler seiner engsten Vertrauten und Spitzenfunktionäre. Ich erkannte Propagandaminister Joseph Goebbels, SS- und Waffen-SS-Chef Heinrich Himmler sowie Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel (1882-1946)\* und Generaloberst Alfred Jodl (1890-1946).\*\* Martin Bormann, der Leiter der Partei-Kanzlei und Sekretär des Führers, wirkte übergewichtig und schien fehl am Platze zu sein.

An Hitlers Seite waren auch seine Adjutanten SS-Obergruppenführer Julius Schaub (1898-1967) und SS-Sturmbannführer Otto Günsche (1917-2003). Als Hitler die erste Gruppe erreichte, blieben die beiden hoch gewachsenen Offiziere ein paar Meter hinter ihm.

Die Abgeordneten der Waffen-SS-Division Frundsberg trugen einen Ärmelstreifen mit dem Namen der Einheit und einem grossen F auf Eichenlaub. An ihrer Spitze stand Obersturmführer Erwin Bachmann, der stolz sein Ritterkreuz zur Schau stellte. Die anderen Offiziere in seiner Begleitung waren ebenfalls hoch dekoriert.

Bachmann überreichte Hitler einen Scheck über mehr als eine Million Reichsmark, der als Spende für die Winterhilfe gedacht war. Während der Führer das grosszügige Geschenk entgegennahm, zitterte seine Hand, und er gab den Scheck an Schaub weiter.

Hitler wusste nicht, dass sich der Kommandeur der Division Frundsberg, Brigadeführer Heinz Harmel (1906-2000), zur gleichen Zeit entschlossen hatte, einen Befehl aus dem Führerbunker zu ignorieren. Er war angewiesen worden, die zwischen Spremberg und Cottbus vorrückenden Russen zurückzuschlagen, denn die immer breiter werdende Bresche war eine ernste Gefahr für Berlin. Der Befehl schloss – typisch für Hitler – mit einer Drohung: «Sie werden für die Durchführung

\* Chef des Oberkommandos der Wehrmacht (OKW); unterzeichnete am 8. Mai 1945 die Kapitulation der Wehrmacht vor der Roten Armee. Keitel wurde bei den Nürnberger Prozessen als einer der Hauptkriegsverbrecher angeklagt, wegen Verbrechens gegen den Frieden und die Menschlichkeit verurteilt und am 16. Oktober 1946 hingerichtet.

\*\* Chef des Führungsstabs im OKW; unterzeichnete am 7. Mai 1945 die Gesamtkapitulation der deutschen Wehrmacht in Rennes. Jodl wurde bei den Nürnberger Prozessen zum Tod verurteilt und ebenfalls am 16. Oktober 1946 hingerichtet.



dieses Befehls persönlich verantwortlich gemacht. Sie werden einen siegreichen Vorstoss anführen oder vor Ihrer Division fallen.»

Brigadeführer Harmel konnte den Befehl nicht ausführen. Zwei Drittel seiner Streitkräfte befanden sich bereits im Raum Spremberg, und die übrigen Männer waren erschöpft und manövrierunfähig, da sie keinen Treibstoff mehr besaßen. Doch selbst die Weigerung, einem nicht durchführbaren Befehl zu gehorchen, konnte die Todesstrafe nach sich ziehen. Deshalb entschied sich Harmel für die einzige Möglichkeit, Menschenleben zu retten, das heisst für einen Durchbruch nach Westen.

In Berlin begann der Geburtstagsempfang pünktlich um 17 Uhr und dauerte rund 20 Minuten. Obwohl wir den Kopf nicht bewegen durften, schaute ich so weit nach rechts wie möglich und musterte den unfehlbaren, von der Vorsehung auserkorenen Führer unserer Nation an seinem 56. Geburtstag. Er wirkte viel älter. Sieben Jahre zuvor hatte ich ihn in Friedenszeiten gesehen, als er noch Macht, Gesundheit und Stärke ausstrahlte. Damals hatte er das gesamte Publikum in seinen Bann geschlagen.

Nun sass sein Kopf tiefer zwischen den Schultern, als wäre er geschrumpft. Seine Schritte kamen mir unsicher vor, und sein ganzer Körper schien zu zittern. Mit seiner stark bebenden linken Hand hielt er seinen Rockschoß fest, um sie unter Kontrolle zu bringen.

Das weithin bekannte Foto, das ihn – in einem schweren Mantel, den Kragen hochgeschlagen – vor einer Hitlerjugend-Delegation zeigt, wird oft dem Empfang vom 20. April zugeordnet, aber es wurde bereits einen Monat zuvor aufgenommen. Bei unserer Begegnung trug er eine feldgraue Uniformjacke mit dem Goldenen Parteiabzeichen und dem Eisernen Kreuz Erster Klasse an der linken Brusttasche, darunter das Schwarze Verwundetenabzeichen.

Aus der Nähe sah Hitler noch älter aus als meine beiden Grossväter, die über 70 waren.

Axmann hob den linken Arm, schaute Hitler direkt in die Augen und sagte pathetisch: «Mein Führer! Für den Endkampf steht Ihre Jugend bereit. Im Namen der Hitlerjugend gratuliere ich Ihnen zum Geburtstag. Ich bin stolz, Ihnen wieder eine Abordnung der tapfersten

Jungen vorzustellen, deren Mut und Treue typisch sind für die Einsatzbereitschaft der deutschen Jugend. Alle haben grossen Mut und Opferbereitschaft bewiesen und gehören zu den Jüngsten, die mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet wurden. Sie sind mit eisernem Willen dazu entschlossen, den Endsieg zu erringen!»

«Danke, danke, Axmann!», erwiderte Hitler. «Wenn im Kampf nur alle so tapfer wären wie diese Jungen!» Mittlerweile hatte Axmann den Arm gesenkt. Hitler trat auf mich zu, und ich dachte, dass Axmann mich vorstellen würde, aber er schwieg. Der Führer packte meinen linken Oberarm mit der rechten Hand und hielt ihn ein oder zwei Sekunden lang fest.

Mir fiel ein, was uns Amtschef Memminger bei der Morgenbesprechung eingeschärft hatte: Jeder solle dem Führer seinen eigenen Namen und den seiner Hitlerjugend-Einheit nennen, dazu den Kampfeinsatz, an dem er teilgenommen hatte.

Der Moment war gekommen. Ich zitterte, und Hitlers ganzer Körper schüttelte sich unwillkürlich. Er liess meinen Arm los, um meine ausgestreckte Rechte mit beiden Händen zu umschliessen. Er stand nur 30 oder 40 Zentimeter vor mir. Seine kalten Augen waren feucht, eine Folge der eingenommenen Medikamente, und glänzten. Dunkle Tränensäcke unter den Augen liessen sein runzeliges, aschfahles Gesicht noch greisenhafter wirken.

Ich stammelte meinen Namen. Bevor ich weiterreden konnte, stellte er mir mehrere Fragen. «Wo hast du gekämpft?», erkundigte er sich ziemlich leise.

«In Schlesien, südöstlich von Breslau, mein Führer», antwortete ich. Er wollte die genaue Position der Kämpfe wissen. Während ich sie beschrieb, liess meine Nervosität nach.

«Und mutig warst du und hast dir das Eiserne Kreuz verdient?»

«Ich war verwundet, habe andere verwundete Kameraden in eine Schneemulde in Deckung gebracht, dann weiter gekämpft und...»

Er unterbrach mich: «Was für eine Verwundung?»

Auf diese Frage war ich nicht gefasst. Ein Granatsplitter hatte meinen linken Oberschenkel durchbohrt, und meine Stubenkameraden im Lazarett hatten oft gewitzelt, ich sei «in den Arsch geschossen worden».

Diese Bemerkung lag mir für einen Sekundenbruchteil auf der Zunge, doch dann erwiderte ich: «Oberschenkelschuss, mein Führer!»

Noch einmal packte er meinen linken Oberarm und sagte zu Reichsjugendführer Axmann, der neben mir stand: «Wieder ein mutiger Junge!» Mir wäre es lieber gewesen, wenn er mich als «Soldat» bezeichnet hätte.

Mein Kamerad neben mir war in meinem Alter, aber etwas kleiner als ich. Hitler fragte ihn, ob wir derselben Einheit angehörten.

«Wir sind alle drei von der Kampfgruppe Gutschke», antwortete er.

Als Hitler allen Mitgliedern unserer Delegation die Hand geschüttelt hatte, trat Axmann nach vorn, um sich Hitlers Gefolge anzuschliessen. Nun erst wagte ich, den Kopf zu bewegen, und beobachtete Hitler, während er die hoch dekorierten Offiziere der Division Kurland begrüßte. Er nahm sich mehr Zeit, mit jedem Einzelnen von ihnen zu sprechen. Dann ging er zurück zur Mitte der Formation und blieb vielleicht sechs Meter vor unserer Gruppe stehen. Während er eine kurze Ansprache hielt, hörte sich seine Stimme kräftiger an. Konzentriert lauschten wir jedem seiner Worte.

«An allen Fronten sind schwere Kämpfe in vollem Gange. Hier in Berlin stehen wir jetzt vor der grossen Entscheidungsschlacht. Das Schicksal des Deutschen Reiches hängt vom Schicksal des deutschen Soldaten ab, seiner vorbildlichen Standhaftigkeit und seinem unbeugsamen Kampfeswillen. Ihr seid Zeugen dafür, dass der Feind mit hartnäckigem Widerstand trotz grosser Übermacht zurückgeschlagen werden kann. Unser Glaube, dass die Schlacht in Berlin gewonnen werden kann, muss ungebrochen bleiben. Die Lage lässt sich mit der eines todkranken Patienten vergleichen. Er muss nicht sterben, denn er kann mit einem Medikament gerettet werden, das noch rechtzeitig erfunden worden ist. Es wird jetzt hergestellt. Nun müssen wir bereit sein, bis zur Anwendung dieses Medikaments durchzuhalten, um den Endsieg zu erzwingen. Darauf kommt es jetzt an: mit eisernem Willen durchzuhalten! Heil euch!»\*

\* Ich gebe die Rede aus dem Gedächtnis und anhand einiger Notizen wieder, die ich mir vor über 50 Jahren gemacht habe. Hitlers Ansprache sollte also nicht wörtlich genommen, sondern sinngemäss verstanden werden.

Sekundenlang herrschte Totenstille. Obwohl Amtschef Memminger uns angewiesen hatte, Hitlers Abschiedsgruss mit «Heil unserem Führer!» zu beantworten, sagte keiner ein Wort. Niemand von unserer Delegation. Niemand von der Division Frundsberg. Niemand aus Kurland. Niemand aus seinem Gefolge. Überhaupt keiner.

Hatte er mit dem neuen Medikament die Wunderwaffen gemeint? Dann waren wir alle also der todkranke Patient.

Auch Axmann beschrieb Hitlers kurze Rede in seinem Buch *Das kann doch nicht das Ende sein*, wobei er den Ton abschwächte: «Er [Hitler] hielt eine kurze Ansprache. Sinngemäss verglich er unser Volk mit einem schwer erkrankten Patienten, für den die Wissenschaft am Ende noch ein rettendes Medikament zur Verfügung habe. Es sei aber entscheidend, dass der Patient seinen Lebenswillen behielte. Die Schlacht um Berlin müsse gewonnen werden. Seine Worte schloss er mit dem Ruf: Heil euch! Es blieb still. Keine Antwort, ein Zeichen der Erschütterung.»

Was hatte uns erschüttert? In erster Linie wohl Hitlers Erscheinung. Er schien selbst dem Tod nahe zu sein.

Der eine oder andere unter den Zuhörern mochte von seiner Rede enttäuscht worden sein, aber das war bei mir nicht der Fall. Mich hatte er in meinem Glauben erneut bestärkt. Alle Zweifel waren wieder überwunden. Dass er uns in die Irre geführt haben könnte, kam mir noch nicht in den Sinn.



Nach dem Empfang konnten die Frundsberg-Delegierten die Reste ihrer Einheit unter Brigadeführer Harmel nicht mehr ausfindig machen, denn diese versuchten bereits, die Elster bei Plessa zu überqueren. Einige ortskundige Hitlerjugend-Mitglieder waren zu der Division gestossen und wurden als Kundschafter eingesetzt. Harmeis Leute schlugen die Russen bei Plessa zurück und marschierten über die noch intakte Brücke.

Am 28. April erhielt Brigadeführer Harmel die Nachricht, dass er seines Kommandos wegen Ungehorsams entbunden worden sei. Doch

statt ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen – das Verfahren hätte nur mit seiner Exekution enden können schickte man ihn nach Klagenfurt, wo er eine neue Kampfgruppe aufbauen sollte.

Obersturmführer Erwin Bachmann und den anderen Mitgliedern der Frundsberg-Delegation gelang es schliesslich, den Rest der Division ausfindig zu machen. Da Harmel mittlerweile versetzt worden war, übernahm Bachmann in den allerletzten Kriegstagen das Kommando über die Panzertruppe.

Von den Vertretern der Heeresgruppe Kurland wird angenommen, dass sie es nicht mehr schafften, zu ihrer Einheit zurückzukehren. Die Heeresgruppe war umzingelt, hielt aber weiterhin an der Ostküste der Ostsee stand. Hitler war überaus stolz auf diese Armee, wie auch auf die Truppen in Breslau. Beide befanden sich in einer hoffnungslosen Situation, doch er rechtfertigte seine Strategie damit, dass durch sie genug russische Einheiten gebunden würden, um den Angriff auf Berlin zu verzögern. Ihn erfreute die Tatsache, dass weder die Heeresgruppe Kurland noch die 22 Divisionen der 16. und der 18. Armee in Breslau jemals kapituliert hatten.

So erklärt sich, weshalb er an seinem 56. Geburtstag unbedingt die Heeresgruppe Kurland und ihren Heroismus hatte ehren wollen, indem er einige ihrer mutigsten Kämpfer zu dem Empfang einlud. Und sie kämpften auch nach Hitlers Tod noch weiter! Erst am 9. Mai, als die Kapitulation Deutschlands ratifiziert worden war, erfüllte die 208'000 Mann starke Heeresgruppe Kurland unter Generaloberst Carl Hilpert die Bedingungen des Waffenstillstands. Neun Tage nach Hitlers Selbstmord gingen diese Soldaten in russische Kriegsgefangenschaft.

Angeblich hatte Hitler auch Helden aus dem Innern der Festung Breslau begrüssen wollen. Aber da es an Flugzeugen und Startgelegenheiten fehlte, konnte sein Wunsch nicht erfüllt werden. Von Kurland dagegen waren der See- und Luftweg noch offen. Überhaupt wurden die dortigen Streitkräfte, die aus kampferprobten Soldaten bestanden, gut versorgt. Sie waren besser ausgerüstet als die Verteidiger Berlins.

Die Ausbildung der Formationen, die Berlin verteidigen sollten, liess zu wünschen übrig. Überall wurden Volksgrenadier- und Volksturm-Divisionen aufgestellt. Man gründete neue Kampfgruppen, statt

die durch schwere Verluste geschwächten Einheiten wieder aufzufüllen. Die meisten Divisionen bestanden nur noch aus fünf oder sechs Bataillonen mit einer Gesamtstärke von 5'000 bis 6'000 Offizieren und Mannschaften. Im Volkssturm bezeichnete man Bataillone als Brigaden und Regimenter als Divisionen. HJ-Panzernahkampfbrigaden waren häufig nichts anderes als Kompanien von Radfahrern, die jeweils mit einer Panzerfaust ausgerüstet waren.

Die Kurland-Delegierten hätten mit dem Schiff oder per Flugzeug zu ihrer Heeresgruppe auf dem Landvorsprung zwischen Liben und Riga zurückkehren müssen, aber sie wandten sich nach Norden. Wahrscheinlich gerieten sie in Mürwick nahe der dänischen Grenze in Gefangenschaft.

\*

Die Heeresgruppe Kurland erlitt bis zum letzten Kriegstag schwere und unnötige Verluste. Damit lieferte sie den Beweis ihrer Loyalität. Wie ich später von einem ihrer Soldaten erfuhr, glaubten alle, Hitler sei im Kampf um Berlin gefallen. Sie erfuhren nichts von seinem Selbstmord und waren offenbar bereit, ihm in den Tod zu folgen. Viele starben später in russischer Gefangenschaft.

In den Sechziger- und Achtzigerjahren erklärte Artur Axmann in verschiedenen Publikationen, weshalb er etliche Hitlerjungen von der Front nach Berlin geholt hatte, um sie Hitler in der Reichskanzlei vorzustellen: «Er sollte sehen, dass wir am Ende waren.»

Ich habe Axmanns Pläne jedoch anders im Gedächtnis. Meinem Eindruck nach wollte er dem Führer mit der Hingabe der Hitlerjugend imponieren. Deshalb begeisterte ihn die Gelegenheit, Hitlers Aufmerksamkeit auf die Tapferkeit der jungen Kämpfer zu lenken. Ob der Führer Freude über unsere Anwesenheit empfand, ist zweifelhaft. Mir schien, dass der Geburtstagsempfang für ihn eher eine Qual war.

Reichsjugendführer Axmann pochte weiterhin auf die Existenz der Wunderwaffen, meinte jedoch, dass man sie in Berlin nicht einsetzen könne, weil sie hier neben feindlichen auch deutsche Soldaten töten würden. Aber auch die konventionellen Waffen richteten auf beiden

Seiten enorme Verluste an, wobei die russische Überlegenheit vor allem für uns zu katastrophalen Opfern führte. Armageddon hatte uns ereilt.

Zwischen dem 20. und dem 30. April blieb Hitler noch an der Macht. Da er seiner Umgebung, vor allem uns ganz Jungen, weiterhin seinen Willen aufzwingen konnte, überwandten wir unsere Erschöpfung und verschafften ihm zehn zusätzliche Tage und Nächte.

\*

Nachdem Adolf Hitler mit uns allen gesprochen hatte, näherte sich Reichsführer-SS Heinrich Himmler der Frundsberg-Delegation. Er betonte, wie kritisch die folgenden Tage sein würden, aber er habe Hitler zugesichert, dass die Waffen-SS wie stets heldenhaft «bis zum letzten erforderlichen Opfer» kämpfen werde.

«Jawohl, Reichsführer!», erwiderte der neben mir stehende Offizier.

Nun streckte Himmler mir die Hand entgegen. «Sie werden Junker der Waffen-SS, das ist doch klar! Wir sehen uns in Tölz!»\*

«Jawohl, Reichsführer, ich gehöre bereits zur Waffen-SS!»

«Was? Sind Sie kein Hitlerjunge im Volkssturm?»

«Das war ich, als ich das Eiserne Kreuz bekam. Inzwischen ist unsere Kampfgruppe in Fürstenwalde aber von der Waffen-SS übernommen worden.»

Himmler war verblüfft. «Warum sind Sie dann nicht in Waffen-SS-Uniform angetreten?»

«Gestern haben wir in der Reichsjugendführung für diesen Empfang HJ-Uniformen erhalten.»

Er sagte verärgert zu seinem Adjutanten: «Darüber muss ich mit Axmann sprechen.»

Himmler hatte eine glänzende, weiche Haut und wirkte geradezu feminin. Jedenfalls hatte er nichts Soldatisches oder Athletisches an sich. Niemand hätte ihn für einen Haudegen halten können. Unter all den Offizieren wirkte nur Reichsleiter Martin Bormann noch schlaffer.

\* In Bad Tölz befand sich eine der Junkerschulen der Waffen-SS. Andere lagen in Braunschweig (damals schon in Feindeshand), Posen-Treskau und Prag.

Goebbels hingegen hatte zwar einen Klumpfuß, aber aus den Augen in seinem Falkengesicht schienen Funken zu sprühen.

\*

Reichsjugendführer Artur Axmann nahm danach an der Lagebesprechung im Führerbunker teil und wurde von Hitler persönlich auch zu den künftigen Beratungen eingeladen. Am Abend kam er ins Auslandshaus, um sich von uns zu verabschieden. Er schien guter Laune zu sein.

Amtschef Memminger hatte uns bereits verraten, dass wir einen sehr guten Eindruck auf den Führer gemacht hätten. Axmann bestätigte dies und fügte hinzu, dass er stolz auf uns sei. Er wünschte uns alles Gute und bat uns, unseren Kameraden seine persönlichen Grüsse zu übermitteln.

Zu meiner Überraschung forderte er mich auf, ihm in sein Arbeitszimmer zu folgen. Hatte ich einen Fehler gemacht?

Zuerst wollte er wissen, wie der Führer auf mich gewirkt habe. Ich erwiderte freimütig, ich hätte nicht erwartet, dass Hitler so alt aussehen würde. Seine gebeugte Haltung, sein wackelnder Kopf und sein zittriger Körper hätten mich überrascht.

«Aber ist es nicht verblüffend, welche Willensstärke er noch ausstrahlt, wie klar er denkt und wie treffend seine Entscheidungen sind? Jedes Detail wägt er ab, nichts entgeht ihm.»

«Ja, das ist verblüffend», gab ich zurück. Wie sollte ich den Führer beurteilen?

Dann fragte Axmann: «Hat dir die Ansprache des Führers nicht imponiert?»

«Doch!», erwiderte ich.

Axmann betonte: «Mir auch.»

Ich hätte gern gewusst, warum auch er nach der Ansprache nicht auf Hitlers Gruss reagiert hatte. Aber Axmann kam mir zuvor, indem er behauptete, dass die Hitlerjugend-Vblkssturm-Delegation einen Monat zuvor nach der Führeransprache inbrünstig «Heil unserem Führer!» gerufen habe.



Ich fragte ihn nach dem Inhalt von Hitlers damaliger Rede. «Im Grunde hat er das Gleiche gesagt wie heute», meinte Axmann.

Aber er irrte sich, denn in einem Bericht des Deutschen Nachrichtenbüros stand, dass Hitler am Ende seiner kurzen Ansprache vom 20. März 1945 mit grossem Nachdruck sagte: «Ihr kennt den Kampf jetzt schon aus eigener Erfahrung und wisst, dass wir in einem Ringen um Sein oder Nichtsein des deutschen Volkes stehen. Ich bin trotz aller Schwere der Zeit fest davon überzeugt, dass wir in diesem Kampf den Sieg erringen werden, vor allem auch im Hinblick auf die deutsche Jugend und besonders auf euch, meine Jungen! Heil euch!»

Darauf hatten die Anwesenden enthusiastisch mit ihrem Gruss an den Führer reagiert. In seiner Rede hatte er weder neue Waffen erwähnt noch neue Medikamente für einen todkranken Patienten, sondern nur sein Vertrauen in die deutsche Jugend zum Ausdruck gebracht.

Axmann wollte von mir wissen, ob ich mir erklären könne, weshalb Hitlers Abschiedsgruss von niemandem beantwortet worden sei.

«Ich war wie erstarrt und die anderen vielleicht auch.»

Er schüttelte den Kopf und wechselte das Thema: Ob ich Motorrad fahren könne und mich in Berlin auskannte?

Ich erwiderte, Motorradfahren mache mir keine Schwierigkeiten, aber mit Berlin sei ich nicht vertraut.

Dann zeigte er auf meine linke Hand und die beiden Ringe. «Die sind von meiner Mutter und von meiner Freundin», erklärte ich.

Damit war das Gespräch beendet. Ich salutierte und ging hinaus. Den ganzen Abend lang überlegte ich, was die Sache zu bedeuten hatte. Konnte es mit den beiden Ringen zu tun haben?

Nach dem Abendessen verabschiedete sich Amtschef Memminger ebenfalls von uns. Er werde am folgenden Morgen an die Westfront reisen, um einen Sonderauftrag auszuführen. Dann nahm er mich am Arm und zog mich beiseite. Leise, sodass uns kein anderer hören konnte, sagte er: «Du bleibst hier. Der Reichsjugendführer braucht dich hier in Berlin als Melder.»

Das also war der Grund für meine Unterredung mit Axmann gewesen. Ich konnte es kaum glauben. Axmann, der von so vielen Mitglie-

dem seines Stabes und zahlreichen Hitlerjugendführern umgeben war, hatte ausgerechnet mich zu einem seiner Melder berufen.

Meine beiden Kameraden von der Kampfgruppe Gutschke hatten sich bereits schlafen gelegt. Am liebsten hätte ich ihnen mitgeteilt, was geschehen war. Nun würden sie ohne mich zurückkehren müssen.

Ich war von Aufregung und Stolz durchdrungen. Axmann, der zu den höchsten Mitarbeitern des Führers gehörte, hatte mich zu seinem Stabsmelder gemacht. In der Nacht konnte ich nicht einschlafen, obwohl ich noch nicht ahnte, dass ich einige von Hitlers letzten Befehlen befördern sollte.

Mir wurde klar, dass dies für einige Zeit die letzte Nacht sein konnte, in der ich in einem Bett schlief, noch dazu in einem Einzelzimmer eines bisher vom Krieg verschonten Hauses.

Plötzlich fiel mir ein, dass ich nun eine Adresse hatte: die Reichsjugendführung in Berlin. Sie war auf meinen Marschbefehlen vermerkt. Also konnte ich Anne-Maria einen Brief schreiben. Aber ich ahnte nicht, dass es meine letzte Mitteilung an sie sein würde und dass Hof bereits von amerikanischen Soldaten besetzt war.

Ich schilderte ihr, wie ich nach Berlin gelangt war und weshalb ich hier bleiben würde. Vorläufig könne sie mich unter der Adresse der Reichsjugendführung erreichen. Ich erwähnte nicht, dass mir bald ein neuer Kampfeinsatz bevorstand. Zögernd fugte ich am Ende hinzu: «In Liebe». Dann legte ich mich beglückt ins Bett.

\*

Im Auslandshaus hatten wir Exemplare der «Vorschriften für Hitlerjungen im Kriegseinsatz» gefunden, die anscheinend für ein künftiges Treffen von HJ-Brigadekommandeuren bestimmt waren. Wir lasen diese Richtlinien mit einiger Verblüffung, und manche meiner Kameraden machten sich über gewisse Passagen lustig. Ich dagegen nahm entsetzt zur Kenntnis, wie oft ich schon gegen Reichsjugendführer Axmanns offizielle Anweisungen verstossen hatte. Dabei war ich doch gerade erst einer seiner Melder geworden.

Uns war verboten, Alkohol zu trinken (an meinem 14. Geburtstag

hatte mein Vater mir feierlich das erste Glas Wein kredenzt). Mitglieder der Kampfgruppe Gutschke, die in meinem Alter oder noch jünger waren, hatten vor und nach unserem ersten Gefecht Bier getrunken, wozu die Unteroffiziere Trinksprüche wie «Glück auf!» und «Auf den Sieg!» ausbrachten.

Wir durften auch nicht rauchen. Ich hatte Zigaretten bei mir und war nicht der Einzige in unserer Gruppe. Bis dahin hatte Axmann keinen Anstoss an unserem Tabakkonsum genommen.

Zwei Monate zuvor war ich Kettenraucher geworden, da mir Zigaretten als Ersatz für Medikamente dienten. Das Rauchen schien mir ein soldatischer Brauch zu sein, und ich hatte nicht gemerkt, dass ich nun von Nikotin abhängig war, um mich entspannen und meine Ängste überwinden zu können.

Beim Lesen der Vorschriften inhalierte ich sogar noch tiefer als sonst. Musste ich nun mit dem Rauchen aufhören? Uns wurden keine Zigaretten mehr zugeteilt, aber wir hatten Anspruch auf zusätzliche Süßigkeiten, insbesondere auf «Fliegerschokolade». Die Luftwaffe mochte mehr oder weniger aufgerieben sein, aber ihre Rationspackungen waren noch reichlich vorhanden, und das letzte Aufgebot kam nun in deren Genuss.

Die Vorschriften besagten weiter, dass wir keine Bordelle besuchen durften und überhaupt auf intime Beziehungen zu Mädchen verzichten mussten. Dachte der Reichsjugendführer etwa, dass ich nur eine platonische Verbindung zu dem Mädchen unterhielt, dessen Ring ich trug?

Zum Glück hatte ich kein besonderes Verlangen nach Alkohol. Aber bald wurde mir ein Motorradfahrer zugeteilt, der immer ein Taschenfläschchen Schnaps bei sich hatte. Wenn er es an die Lippen setzte, sagte er häufig: «Um meine Seele zu wärmen.» Ich konnte den Geschmack von Schnaps und das Brennen in der Kehle nicht leiden, aber bald fand ich mich in Situationen wieder, in denen auch ich einen Schluck nahm, «um meine Seele zu wärmen». Mittlerweile kümmerten mich die Vorschriften nicht mehr.

Ich war Mitglied der Waffen-SS mit einem entsprechenden Soldbuch in der Tasche. Galten die Richtlinien, die für die Hitlerjugend

erlassen worden waren, für mich überhaupt noch? Axmann war zwar mein neuer Chef, aber ich blieb weiterhin Angehöriger der Waffen-SS.

Heinrich Himmler war der Ansicht, ich müsse eine Uniform der Waffen-SS tragen, während Artur Axmann mir eine Hitlerjugend-Uniform hatte zuteilen lassen. Zwei der höchsten Führer befassten sich mit meinem Status. Eine unglaubliche Situation für einen 16-Jährigen.

Ich blieb Kettenraucher, und da wir ein paar Tage später kein Trinkwasser mehr hatten, mussten wir uns auf Sekt umstellen. So viel zu den «Vorschriften für Hitlerjungen im Kriegseinsatz».

Reichsjugendführer Axmann blieb auch in diesem Endstadium des Krieges ein Pedant. Ich hatte seine Frage, ob ich Motorrad fahren könne, voller Stolz bejaht, aber später wollte er wissen: «Hast du einen Führerschein?»

«Nein!»

«Dann muss ich dir einen Fahrer zuteilen.»

Obwohl ein so grosser Mangel an aktivem Personal herrschte, erlaubte er mir nicht, ohne Führerschein Motorrad zu fahren, nicht einmal für militärische Aufträge.

Aber ich hatte Glück mit dem Fahrer, der mir am selben Tag zugewiesen wurde. Schon auf der ersten Fahrt sah ich ein, dass ich ohne ihn viel weniger hätte leisten können. Hannes war Mechaniker und Mitglied der Motor-HJ. Als Berliner kannte er die Stadt wie seine Westentasche. Sein Motorrad war eine Zündapp, aber wir sprachen nur vom Krad. Hannes, sein Krad und ich wurden zu einem waghalsigen Dreiergespann.

In der einen Woche, die ich mit Hannes verbrachte, erwies er sich als der verlässlichste Kamerad, den ich mir hätte wünschen können. Sein trockener Berliner Humor kam ihm in jeder Situation zustatten. Er war ein geschickter Fahrer, aber er hatte noch keine Gefechtserfahrung. Dafür kannte er den Krieg und seine apokalyptischen Folgen aus der Sicht des freiwilligen Feuerwehrmannes. In vielen Rettungseinsätzen hatte er sein Leben riskiert.

Es war oft lebensgefährlich, mit Hannes durch das vom Krieg zerstörte Berlin zwischen Granattrichtern und anderen Hindernissen

hindurchzumanövrieren. Aber dabei packte mich auch immer wieder ein Gefühl des Rausches, und mir lief ein Prickeln der Erregung über den Rücken.

Hannes kannte jeden Winkel des Hitlerjugend-Hauptquartiers und stand mit einigen Mitgliedern des Personals auf vertrautem Fuss. Vor unserem ersten Auftrag half er mir, einen wichtigen Beamten ausfindig zu machen: einen kriegsversehrten Veteranen und KLV-Koordinator, der Werner Frehse kannte, den Direktor der Lagerleiterschule in Podiebrad, wo ich genau ein Jahr zuvor als Ausbilder tätig gewesen war. Ich wollte wissen, ob man die Schule verlegt oder aufgelöst hatte.

Der KLV-Koordinator hatte jedoch keine aktuellen Informationen. Ausserdem erkundigte ich mich nach Schloss Ullersdorf, wo ich zwischen Oktober und Weihnachten 1944 als Lagermannschaftsführer gedient hatte.

«Die Jungs aus Ullersdorf sind nach der Auflösung des Lagers nach Hause geschickt worden», antwortete der Koordinator.

«Wann war das?»

«Mitte Januar!»

Er hatte keine Namensliste der Schüler, sondern nur ein Verzeichnis der Leiter. Darin wurde ich immer noch als letzter Lagermannschaftsführer genannt. Ich fragte mich, was aus zwei Schülern geworden sein mochte, die mir sehr nahe gestanden hatten. Ihre Eltern waren im Krieg umgekommen, sodass das KLV-Lager für die beiden – und etliche andere – als Waisenhaus gedient hatte.

Später am selben Tag erhielten Hannes und ich unseren ersten Auftrag. Es war nicht zu glauben! Axmann wollte, dass wir ausgerechnet der Kampfgruppe Gutschke Befehle überbrachten.

Mittlerweile gab es an der Ostfront und in Berlin mindestens 20 HJ-Kampfgruppen. Reichsjugendführer Axmann hatte das Kommando über die Hitlerjugend-Einheiten im Bereich Berlin übernommen und erwartete nun, dass die bewährte Kampfgruppe Gutschke wiederum

ein leuchtendes Beispiel an Tapferkeit liefern würde. Er erklärte uns unzweideutig, dass Oberleutnant Gutschke auf keinen Fall zurückweichen dürfe. Er müsse sich den russischen Vorausabteilungen stellen und die strategisch wichtige Biegen-Jacobsdorf-Petersdorf-Petershagen-Linie halten.

«Wir werden den Führer nicht enttäuschen», sagte Axmann.

Das war auch meine Meinung, aber ich ahnte nicht, wie unterlegen unsere Kräfte waren. Eine von Hitlers Angewohnheiten bestand darin, dass er den Frontkommandeuren nach einer Niederlage sogleich Feigheit oder Verrat vorwarf, wohingegen er zu geringe Truppenstärke oder Waffen- und Munitionsmangel überhaupt nicht zur Kenntnis nahm.

Axmann hielt Hitler noch immer für unfehlbar und versicherte ihm unermüdlich, dass die Jugend unter seinem Kommando bis zum letzten Mann und zur letzten Kugel kämpfen werde.

\*

Nach der Befehlsausgabe fuhren Hannes und ich sofort vom Kaiserdamm ins Kampfgebiet nach Petersdorf. Wir hatten vorher ein paar Adressen ausgetauscht für den Fall, dass nur einer von uns überlebte und die Angehörigen des anderen benachrichtigen musste.

Ich sagte: «Wenn es uns beide erwischt, sehen wir uns in der Hölle wieder!»

Er antwortete: «Das hier ist schon die Hölle! Aber wenn's mich erwischt, möchte ich nach Walhalla.»

Berlin war bereits voller Ruinen, und nun zielte die russische Artillerie auf die unversehrt gebliebenen Gebäude. Die Explosionen liessen die Erde erbeben. In der Ferne schlugen Flammen hoch, und Rauch kräuselte sich bis in den Himmel. Die Stadt würde sich in ein Schlachtfeld, in ein glühendes Inferno verwandeln.

Obwohl Flüchtlinge die Autobahn nicht benutzen sollten, stiessen wir kurz hinter Fürstenwalde auf eine zusammengeballte Menge hilfloser Menschen, von denen viele hungerten und froren. Ihre Pferde brauchten eine Ruhepause und Futter, und einige Wagen mussten repariert werden. Überladene Handwagen waren zusammengebrochen.

Babys schrien, und ein alter Mann bat uns «Landser», ihm den Gnaden-  
schuss zu geben.

«Ich halte es nicht mehr aus», flehte er. «Bitte, bitte, erlöst mich von  
meinen Leiden!»

«Mein Gott, was können wir für ihn tun?», fragte ich Hannes. «Wir  
können ihn doch nicht erschiessen!»

Ein Unteroffizier, also ein richtiger Landser, ging auf den alten Mann  
zu. «Opa, erschiessen kann ich dich nicht, aber für eine Kugel gebe ich dir  
meine Pistole.» Hannes und ich waren entsetzt.

Wir traten beiseite, bevor der Schuss fiel.

Ich war überrascht, als Hannes sich bekreuzigte. Er war also kein  
Heide, wie ich aus unseren Gesprächen geschlossen hatte, sondern Katho-  
lik.

Der Unteroffizier nahm dem am Boden liegenden alten Mann die  
Pistole aus der Hand. Da lief eine junge Frau hinter einem Planwagen  
hervor und warf sich schreiend über den Körper.

Hannes sah, dass sich die Bluse der Frau mit Blut tränkte. «Tote blu-  
ten nicht», sagte er. Ob der alte Mann noch lebte?

«Wir müssen weiter», drängte ich.

Kaum jemand wich zur Seite, als Hannes Gas gab. Wir brüllten die  
Flüchtlinge an und schoben uns ganz langsam voran. Erst am Ende  
des Trecks konnten wir beschleunigen. Der nächste Stau wurde von  
einer Militärpatrouille verursacht, die ein Wehrmachtsfahrzeug nach  
dem anderen anhielt.

Da wir Kurieraufträge von Reichsjugendführer Axmann vorweisen  
konnten, liess man uns rasch weiterfahren. Aber das Artilleriesper-  
refeuer verstärkte sich, und es war fraglich, ob wir unser Ziel erreichen  
würden. Dann verstummten die Schüsse plötzlich, und wir sausten auf  
der leeren Autobahn weiter. Unsere grösste Sorge war, dass das Surren  
des Krads Aufmerksamkeit erregen würde.

Wir hielten an und berieten darüber, ob wir auf der Autobahn  
bleiben oder auf einen Feldweg abbiegen sollten. Ich zog meine bei-  
den Ringe ab und steckte sie in meine Brusttasche, weil das Metall in  
meinen Finger schnitt, während ich mich am Griff des Motorradsitzes  
festhielt.



In dieser kurzen Verschnaufpause holte Hannes eine flache Flasche aus seinem Werkzeugkasten und schlug vor, unsere «Seelen zu wärmen». Ich nahm einen Schluck und gab ihm die Flasche zurück.

Er erklärte: «Auf den armen Opa!» und kippte mehrere Schlucke hinunter.

Mich hatte der Kummer der Frau mit der blutbefleckten Bluse stärker erschüttert als der Selbstmord des alten Mannes. Plötzlich fielen mir die grausamen Geschehnisse während meines ersten Kampfeinsatzes wieder ein. Der zertrümmerte Schädel des russischen Soldaten mit dem verspritzten Gehirn. Der Kamerad, in dessen Gesicht ein Geschoss explodiert war. Der entsetzliche Anblick hatte mir den Magen umgedreht. War ich seitdem abgebrühter geworden? Half mir der Schnaps, mit diesen gespenstischen Bildern fertig zu werden?

Das Rattern eines russischen Flugzeugs, einer «Nähmaschine», lenkte mich von diesen Gedanken ab. Wir schauten eine Weile nach oben, bis wir beide den Schluss zogen, dass der Pilot uns nicht entdeckt hatte. Die Maschine schien abgedreht zu haben.

Zur Entspannung zündeten wir uns eine Zigarette an, doch da ratterte plötzlich ein Maschinengewehr in das Feld neben uns. Wir warfen uns noch rechtzeitig zu Boden und wurden nicht getroffen. Das Flugzeug näherte sich erneut, aber die Reichweite unserer Pistolen war zu gering. Als die Maschine verschwunden war, beschlossen wir, auf der Autobahn bis nach Briesen zu fahren. Dort bogen wir auf eine schlammbedeckte Strasse nach Petersdorf ab, wo Oberleutnant Gutschke seinen Befehlsstand hatte.

Auf dem Weg durchs Niemandsland wurden aus einem Waldgebiet Schüsse auf uns abgefeuert. Hannes gab Gas, und ich wurde fast von meinem Sitz geschleudert. Das Feuer, obwohl nun recht weit entfernt, schien heftiger zu werden. Wir stiessen auf eine Gruppe von Volksturm-Männern unter Leitung eines Schullehrers, die westlich des Dorfes eine Panzersperre errichteten. Aus südöstlicher Richtung griffen die Russen bereits an. Damit bestand die Gefahr, rasch eingekreist zu werden.

Ich erkundigte mich nach Oberleutnant Gutschkes Stellung, aber niemand wusste Bescheid. Wir bogen von der Strasse ab und hielten

hinter einer offenen Strohmiete, um zu überlegen, ob wir weiterfahren sollten. Auf keinen Fall wollten wir direkt in die Feuerlinie geraten. Es war später Nachmittag. Wir beschlossen, dass ich allein weitergehen sollte. Hannes würde vier Stunden auf mich warten und dann nach Berlin zurückkehren, wenn ich nicht wiederkam.

Ich hoffte, dass ich Gutschke in seiner Befehlsstelle im Keller des Gutshauses vorfinden würde. Dort entdeckte ich jedoch nur einen einzigen jungen Soldaten, der Befehle über ein Feldtelefon entgegennahm. Ich zeigte ihm meinen an Gutschke adressierten Kurierumschlag. Er sagte, er habe ebenfalls eine Nachricht für den Oberleutnant, und reichte sie mir. Gutschke sei im Schulgebäude, wo Bannführer Köck und er nun ihre gemeinsame Befehlsstelle eingerichtet hätten, da sich Köcks Kampfgruppe mit Gutschkes bewährten Hitlerjungen zusammengetan habe.

Als ich das Schulhaus betrat, stellte ich fest, dass sich im Korridor Panzerfäuste, Handgranaten und Munitionskisten für Maschinengewehre stapelten. In einem Klassenzimmer hatte man die Bänke an die Wände geschoben. Zwei Frauen mit Schürzen saßen an einem Tisch neben der Tür und schälten Kartoffeln.

Während ich mich nach Oberleutnant Gutschke umschaute, tauchte ein Feldwebel von einer anderen Einheit auf und brüllte: «Was machst du hier? Warum hast du deinen Gefechtsposten verlassen?»

Nachdem ich die Hand zum Gruss erhoben hatte, erwiderte ich: «Ich habe eine Meldung für Oberleutnant Gutschke!»

«Gutschke? Gutschke? Der ist nicht hier. Mit seiner Kampfgruppe muss er Jacobsdorf verteidigen.»

«Dann muss ich auch nach Jacobsdorf!»

«Die Strasse Hegt unter heftigem Beschuss!», schrie er hinter mir her.

Ich rannte gebückt nach Süden und überquerte am Ende von Petersdorf die Strasse. Dann fand ich etwas Schutz in einem Graben.

Die beiden Dörfer sind ungefähr drei Kilometer voneinander entfernt. In dem Graben überholte ich einen Hitlerjugendführer mit einem Zug von Jungen, die im Gänsemarsch vorrückten. Der Mann – vielleicht war es Bannführer Köck – fluchte: «Verdammt noch mal, der Iwan

will uns umbringen!» Er teilte mir mit, dass Gutschke weiter im Süden den Angriff stoppen sollte.

Die Strasse nach Jacobsdorf, auf der streckenweise kein Mensch zu sehen war, schien kein Ende zu nehmen. Ich hatte bohrende Schmerzen in der Brust und brauchte meine ganze Entschlossenheit, um mich weiter zum Dorf vorzuarbeiten. «Beiss ins Leder, Armin!», feuerte ich mich an.

Unter einem tödlichen Regen aus Granaten und Kugeln gelangte ich nach Jacobsdorf, das von der russischen Artillerie beschossen wurde. Ich rannte von Haus zu Haus. Niemand schien zu wissen, wo Gutschke sich aufhielt. Schliesslich wurde ich zu einem Bauernhaus geschickt, in dessen Garten er mit einem Zug Jungen Position bezogen hatte. Sie schossen durch die Hecken auf angreifende russische Soldaten.

Ich rief: «Herr Oberleutnant!»

Er drehte sich um. «Was machst du denn hier?»

Bevor ich antworten konnte, schob er ein weiteres Magazin in seine Maschinenpistole und drückte den Abzug erneut durch. Südlich von uns ratterte ein Maschinengewehr, um uns herum schlug eine Kugel nach der anderen ein. Ich zitterte am ganzen Körper. Ein Junge neben Gutschke zeigte auf eine Maschinenpistole, die einem gefallenem Kameraden aus der Hand geglitten war. Ich hob sie auf und schoss das Magazin leer.

Der gefallene Kamerad lag auf dem Bauch. Seine blutigen Beine waren auf groteske Art verdreht. Mir kam der Gedanke, ihn umzudrehen, um mich zu überzeugen, dass er tot war, und ich erinnerte mich an Wansen, wo man die Verwundeten erst nach dem Kampf eingesammelt hatte.

Als hätte Gutschke meine Gedanken lesen können, rief er: «Bauchschuss! Tot!»

Eine andere Einheit griff die Russen von der Seite her an und trieb sie zurück. Das Feuer erstarb, und zu meiner Verblüffung tauchte Hannes mit seinem Krad auf, um mich abzuholen. Er hatte unter dem Beschuss der Russen sein Leben riskiert, um zu mir zu kommen. Aber Gutschke entschied, ich solle über Nacht in Jacobsdorf bleiben. Hannes befahl er, an der Strohmiete auf mich zu warten.

Gutschkes Entscheidung beunruhigte mich. Es würde lange dauern, mich zu Fuss dorthin durchzuschlagen. Aber ich hielt den Mund. Der Befehl eines Offiziers durfte nicht infrage gestellt werden.

«Iss was und leg dich hin», riet Gutschke.

Nun wurden die Gefallenen und Verwundeten eingesammelt. Ich behielt die Maschinenpistole in der Hand, nahm jedoch meinen Stahlhelm ab.

Mehrere Mädchen brachten uns frische Milch und Butterbrote. Da ich nicht wusste, ob in dem Bauernhaus noch jemand wohnte, ging ich in keines der Schlafzimmer, sondern liess mich in einem Durchgang zwischen dem Haus und der Scheune nieder. Dort fiel ich sofort in einen tiefen Schlaf der Erschöpfung.

Ich lag auf dem Bauch und wurde durch einen Fusstritt in den Rücken geweckt. Ein russischer Soldat versuchte, mich umzudrehen. Dachte er, ich sei tot? Instinktiv liess ich meinen Körper erstarren und hielt die Augen geschlossen. Er riss mir die Uhr vom Handgelenk und ergriff meine Pistole.

Ich rechnete damit, erschossen zu werden. Obwohl ich die Augen geschlossen hielt, waren meine Sinne hellwach. Ich spürte Hitze, hörte das Knistern von Feuer und das Zischen auflodernder Flammen. Die Scheune war angezündet worden.

Der russische Soldat wird mich erschiessen! Nur noch Asche wird von mir übrig bleiben! Niemand wird Hannes benachrichtigen können! Weder Oberleutnant Gutschke noch Reichsjugendführer Axmann werden etwas von meinem Tod erfahren. Auch Anne-Maria und meine Mutter, mein Vater, meine Geschwister, meine Freunde, meine Klassenkameraden und alle anderen Überlebenden, die auf mich warteten, werden über mein Schicksal im Ungewissen bleiben. «Vermisst», wird es heissen. Es sei denn, mein verbranntes Skelett wird mit der noch nicht geschmolzenen Erkennungsmarke gefunden. Meine Gedanken überschlugen sich. Drück den Abzug durch! Schiess! Schiess doch! Mach ein Ende!

Die sengende Hitze griff um sich. Meine Haut brannte, und ich schien Flammen zu schlucken. Dann löste sich mein Körper aus der Starre. Ich drehte den Kopf und öffnete die Augen. Niemand war zu

sehen. Hastig lief ich vor dem beissenden Rauch, der Hitze und den Flammen davon. Warteten draussen die Russen, um mich abzuknallen? Eine Kugel streifte meinen linken Oberarm und riss mir einen Fetzen aus der Uniform. Der Rauch vor mir war mit Silhouetten und schattenhaften Profilen gefüllt. Aber das erste Gesicht gehörte keinem russischen Soldaten, sondern einem meiner Kameraden. Die Russen waren zurückgeworfen worden.

In den frühen Morgenstunden, noch vor der Dämmerung, gab Oberleutnant Gutschke mir meine Befehle: «Feind zurückgeschlagen. Wir halten durch. Brauchen dringend Verstärkung!»

Die drei letzten Worte, die er zu mir sagte, waren: «Verstärkung! Verstärkung! Verstärkung!» Ich sollte ihn nie wiedersehen und auch nichts mehr von ihm hören. Er muss gefallen sein, zusammen mit aber-tausend jungen Soldaten, die dem überlegenen Feind nicht gewachsen waren.



Nachdem ich eine Stunde querfeldein gerannt war, näherte ich mich einer Baumgruppe. Sie versperrte mir den Blick auf die Strohmiete, wo Hannes hoffentlich noch auf mich wartete.

Um den Weg abzukürzen, wollte ich die Baumgruppe durchqueren. Ich hatte beim Laufen Schmerzen in der Brust und hoffte auf eine Atempause. Danach wollte ich das letzte Stück zu Hannes schnell hinter mich bringen. Stärker werdendes Artilleriefeuer machte deutlich, dass die Russen einen neuen Angriff auf Jacobsdorf begannen. War ich gerade noch rechtzeitig davongekommen? Würden sie heute das Dorf einnehmen und alle Überlebenden erschliessen?

Es kam mir überhaupt nicht in den Sinn, dass ein feindlicher Spähtrupp schon in der Nacht vorgerückt sein und mich überholt haben könnte.

Ich lief direkt in die Falle. Sobald ich die ersten Bäume erreicht hatte, rief jemand: «*Stoi!*» Das Unvorstellbare war eingetreten. Ich hob die Hände. Niemand hatte mir beigebracht, was ich in einer solchen Situation tun oder sagen sollte. Da man von uns erwartete, dass wir

bis zum Letzten kämpften, war nicht damit zu rechnen, dass wir in Kriegsgefangenschaft geraten würden.

Ich hätte mich nicht einmal selbst erschiessen können, da mir der russische Soldat im Dorf meine Maschinenpistole abgenommen hatte. Meine Situation war hoffnungslos, und mich packte das blanke Entsetzen. Wie brutal würde der Tod sein?

Ich hörte russische Worte, die wie Befehle klangen. Ich verstand kein Russisch. Was sollte ich tun? Stehen bleiben oder mit erhobenen Händen auf die Stimme zugehen?

Noch immer war niemand zu sehen, aber nun ertönten weitere Stimmen. Mich quälte der Gedanke, dass der Tod nicht rasch kommen würde. Immer wieder hatte man uns erklärt, die russischen Soldaten seien Barbaren, von denen wir keine humane Behandlung erwarten dürften.

Zwei feindliche Soldaten kamen aus dem Unterholz hervor. Insgesamt waren es sechs, wie ich gleich darauf feststellte. Sie schienen fast genauso jung wie ich zu sein und standen auf schwankenden Beinen. Hatte ich es mit einer vorweggenommenen Siegesfeier zu tun?

Sie mussten die ganze Nacht hier gelagert haben. Eine Feuerstelle war gelöscht worden, aber schwacher Rauch kringelte sich noch in die Luft. Ob sie Hannes gefangen und ihn schon getötet hatten?

Einer packte mich am Kragen, als wolle er mir die Uniform vom Leibe reißen. Mehrere Knöpfe rissen ab. Er stank nach Wodka und schrie mich auf Russisch an. Ein anderer, der ebenfalls nach Wodka roch, packte meine Handgelenke und versetzte mir einen Schlag. Offenbar machte es ihn wütend, dass ich keine Uhr trug.

Das Einzige von Wert, das ich bei mir hatte, war meine Meldetasche aus echtem Leder. Sie enthielt in einem Kurierumschlag Oberleutnant Gutschkes Antwort auf Reichsjugendführer Axmanns Befehle sowie eine dringende Bitte um Verstärkung.

Ich begriff, dass ich einer führerlosen Gruppe in die Hände gefallen war. Zwei der russischen Soldaten stritten sich um meine Ledertasche. Nirgendwo waren verwundete oder tote Soldaten zu sehen – nur diese sechs, die alle tief ins Glas geschaut hatten. Welchen Auftrag konnten sie gehabt haben? Wahrscheinlich hielten sie den Krieg bereits für ge-

wonnen. Jetzt hatten sie einen Gefangenen gemacht, aber sie wirkten enttäuscht. Zu wenig Beute. Einer der Soldaten zog mir meinen Füllfederhalter aus der Brusttasche, bemerkte die beiden dort verwahrten Ringe jedoch nicht.

Nachdem sie mich mit noch ein paar Stössen und Tritten traktiert hatten, liessen sie eine Flasche herumgehen. Zu meiner grossen Überraschung boten sie auch mir einen Schluck an und waren verärgert, als ich ablehnte. Ich weiss nicht, was mich dazu veranlasste. Vielleicht empfand ich schon keine Angst mehr. Jedenfalls war es ein schwerer Fehler, der mich fast das Leben gekostet hätte. Sie warfen mich zu Boden, traten mir in die Rippen und an den Kopf. Einer der Soldaten feuerte mit einer Maschinenpistole so dicht in den Sand neben mir, dass mein Gesicht mit Dreck bespritzt wurde. Sie leerten die Flasche und warfen sie mir an den Kopf. Erstaunlicherweise blieb ich bei Bewusstsein. Die Russen stiessen weitere Drohungen aus, aber da ich sie nicht verstehen konnte, blieb ich an Ort und Stelle sitzen. Ein paar Minuten später hörte die Flucherei auf.

Einer von ihnen musste etwas Beunruhigendes gesehen haben. Die Bewegung sich nähernder Deutscher? Die Russen hatten am Rand der Baumgruppe ein getarntes Maschinengewehr in Stellung gebracht und begannen nun zu feuern.

Trotz ihrer Trunkenheit schossen sie pausenlos. Zwei von ihnen bedienten das Maschinengewehr, die anderen feuerten mit Maschinenpistolen in dieselbe Richtung. Auf uns schoss offenbar niemand, aber ich ging trotzdem auf dem Boden in Deckung.

Dann nutzte ich die Gelegenheit, ohne lange nachzudenken. Keiner schien mich zu beachten. Ich stand auf, sprang hinter einen Baum, liess die Hose herunter und hockte mich hin, als wolle ich mich erleichtern. Meine Bewacher kümmerten sich nicht mehr um mich. Ich zog die Hose hoch und suchte das Weite. Wenn man dem Tod entgegensieht, ist es leicht, das Leben zu riskieren.

Während ich mich vom Lagerplatz entfernte, duckte ich mich so tief wie möglich und lief auf die Strohmiete zu. Ich glaubte nicht, dass Hannes noch dort sein würde, aber vielleicht konnte ich einen grossen Bogen machen und zu Oberleutnant Gutschke und seiner Kampf-

gruppe zurückkehren. Ich erwartete nicht, mich wieder nach Berlin durchschlagen zu können.

Hinter der Strohmiete sah ich ein Vorderrad und dann Hannes. Nicht zu glauben!

Hannes schien genauso verblüfft zu sein wie ich. «Mein Gott! Was ist dir denn passiert?»

«Ich hab's geschafft! Wieso bist du immer noch hier?»

«Dein Gesicht?»

«Die Russen haben mich zusammengeschlagen!»

«Die Russen – wo?»

«Dort drüben.» Ich zeigte auf die Baumgruppe.

«Wie bist du denn dahin gekommen? Das ist ein Maschinengewehrnest. Ich habe sie beobachtet. Sie haben das Wäldchen ohne Widerstand besetzt und dann angefangen zu feiern.»

Ich schilderte ihm kurz meine Gefangennahme und Flucht.

Das russische Maschinengewehr feuerte immer noch zur Autobahn hinüber. Wir hielten auf die entgegengesetzte Richtung zu. Durch die Bäume konnten wir nur grosse schwarze Rauchwolken über der Fahrbahn sehen.

Hannes liess das Krad an. «Also los!»

«Wie sollen wir durchkommen?», fragte ich.

«Wir müssen es einfach», erwiderte Hannes und setzte hinzu: «Ich fahre alles über den Haufen!»

Immer noch von der Strohmiete geschützt, rollte er langsam über den schlammigen Acker, aber auf der Strasse legte er mit halsbrecherischer Geschwindigkeit los. Mit letzter Kraft hielt ich mich am Griff meines Sitzes fest.

Die Russen im Wäldchen schossen weiter in die andere Richtung. Sie bemerkten uns nicht, was an ihrem Alkoholpegel gelegen haben könnte, und wir kamen unversehrt davon.

Der erste Waldstreifen erwies sich als Niemandsland, doch nach mehreren Kilometern stiessen wir wieder auf Konvois, Wehrmachtstrosse und Flüchtlingstrecks.

Die holperige Fahrt erhöhte die Schmerzen, die mir die Schläge der Russen verursacht hatten. Mein Kopf und besonders die linke



Seite meines Brustkorbs taten mir weh. Bestimmt hatte ich einige gebrochene Rippen.

Auf unserer Wahnsinnsfahrt verliessen wir die Autobahn und gerieten nach Fürstenwalde wieder in einen dichten Stau. Die Strassen waren noch stärker als am Vortag mit Volkssturm-Männern und Soldaten verstopft, die überwiegend zu Fuss gingen oder in einigen Fällen Fahrräder benutzten. Hinzu kamen Flüchtlinge auf Pferdekarren, mit Hand- und Kinderwagen. In manchen sassen tatsächlich Kinder, andere waren bis zum Rand voll mit Habseligkeiten. An Karren gebundene Schafe und Ziegen wurden mitgeschleppt und blökten kläglich. Hunde, von denen viele frei herumliefen, jaulten und bellten.

Szenen des Unglücks, der Erschöpfung und Verzweiflung.

Ich fürchtete, dass die meisten Flüchtlinge nicht überleben würden, und war dankbar dafür, dass meine Mutter und meine Geschwister in Bayern bei meinem Grossvater Unterschlupf gefunden hatten. Bevor wir Berlin erreichten, fuhr Hannes zu einer Erholungspause auf einen Bauernhof. Das Haus wirkte leer, aber dann erschien eine alte Frau und stellte uns eine Frage, die mir das Blut in den Adern gefrieren liess. Sie dachte, wir seien Deserteure, und fragte ganz sachlich: «Braucht ihr ein Versteck?»

«Nein!», entgegnete Hannes mit allem Nachdruck. «Wir müssen austreten!»

Die alte Frau zeigte uns ein Plumpsklo im Hof. Sie liess sich nicht von dem Gedanken abbringen, dass wir uns vielleicht bis Kriegsende verstecken wollten. «Oben auf dem Heuboden sind Flüchtlinge, die nicht mehr weiterkönnen. Auch Männer.»

«Wir müssen zurück nach Berlin», erklärte ich.

Sie hob die Schultern, bestand aber darauf, uns etwas zu essen und zu trinken zu geben, bevor wir weiterfahren. Rasch holte sie eine Seite Räucherspeck, schnitt uns ein paar Scheiben Brot ab und wärmte Milch für uns auf. Ausserdem stellte sie das Radio an. Der Empfang war schlecht, weshalb ich der Musik wenig Aufmerksamkeit schenkte. Aber dann wurde das Programm unterbrochen, und ein Ansager verlas einen Aufruf, in dem es hiess:

«Verteidiger von Berlin! Die Bolschewisten haben sich zum ent-

scheidenden Angriff auf die deutsche Hauptstadt versammelt. Mit allen verfügbaren Mitteln nähern sie sich nun dem endgültigen Ziel ihrer mächtigen Offensive: BERLIN!

Auf nach Berlin! Diese Worte weckten selbst Tote auf! Mit dem Versprechen: „Nur noch eine weitere Stadt ist zu erobern, dann ist der Krieg vorbei, und ihr könnt heimkehren, spornen die jüdischen Kommissare der Roten Armee ihre Soldaten an.

Der Preis ist die Reichshauptstadt.

Der Preis sind auch zahllose deutsche Frauen und Kinder. Sie sehen auf die Verteidiger Berlins! Sie erwarten von euch, dass ihr mit fanatischem Hass kämpft, um die Bolschewisten zu schlagen. Lasst sie zu Tode bluten! Verwandelt jedes Haus in eine Festung. Verwandelt jede Strasse in ein Massengrab! Beerdigt die rote Horde!

Übertrefft ihren Hass durch noch grösseren Hass auf sie!

Kämpft bis zum Letzten!

Nehmt blutige Rache, und übt tausendfache Vergeltung für die Grausamkeiten, die von den Bolschewisten in unserem Heimatland verübt wurden!»

Dann gab der Ansager die Sammelpunkte für die Angehörigen der Zivilverteidigung bekannt.

Auch die alte Frau hörte zu und murmelte: «Arme Teufel.»

Hannes und ich dankten ihr, bevor wir aufbrachen.

Sie flüsterte: «Morgen werden die Russen hier sein» und winkte uns zum Abschied verzagt nach.

Am Rand von Berlin wurden wir wieder durch Panzersperren aufgehalten. Nicht weit von uns explodierten russische Artilleriegranaten. Erst am späten Nachmittag erreichten wir Axmanns Befehlsstand in der Reichsjugendführung. Hannes sagte: «Wieder Schwein gehabt!» und fügte sarkastisch hinzu, dass wir nur noch einen Tropfen Benzin hätten.

Es hatte mich erstaunt, dass Hannes Katholik war, und nun überraschte er mich noch mehr. Er wollte mich nämlich nicht begleiten, um Reichsjugendführer Axmann Meldung zu machen.

«Geh du nur», drängte er mich. «Ich muss mich ums Krad kümmern.» Für ihn war Axmann ein «hohes Tier», mit dem er möglichst wenig zu tun haben wollte. Bestimmt hatte er keine Angst, aber er fühlte sich aus irgendeinem Grund unbehaglich, wenn er dem Reichsjugendführer gegenüber treten musste. Ich dagegen redete ihm zu, mich zu unterstützen, wenn ich unsere verspätete Rückkehr erklärte.

Hannes liess sich jedoch nicht umstimmen. Er werde nur bei Axmann vorsprechen, wenn dieser ihm den ausdrücklichen Befehl dazu gab. Ansonsten sei er mein Fahrer, und ich sei der Kurier des Reichsjugendführers.

Axmann war jedoch in einer Besprechung, und ich musste seinem Adjutanten einen vollständigen Bericht erstatten. Bevor ich meine Meldung beendet hatte, kam Axmann aus seinem Büro, sah mich an und fragte, ob wir einen Unfall gehabt hätten.

«Nein!», erwiderte ich.

Bevor ich ihm die Einzelheiten schildern konnte, wollte er bereits wissen: «Und wie sieht es mit Gutschke aus?»

«Er braucht dringend Verstärkung!» Genau wie der Oberleutnant wiederholte ich: «Verstärkung! Verstärkung!»

Reichsjugendführer Axmann hob seine Armprothese, um anzudeuten, dass er in Eile war, aber er sicherte mir mit fester Stimme zu: «Geht in Ordnung!» Hastig und mit kleinem Gefolge – darunter sein

Adjutant, der begonnen hatte, sich meinen Bericht anzuhören – lief er hinaus.

Er sollte die Geschichte nie erfahren, und ich erzählte sie schliesslich einer der Ärztin auf der Krankenstation. Alle nannten sie «Dr. Gertrud», und ich sollte in den folgenden Wochen, während die Kämpfe weitergingen, gut mit ihr bekannt werden. Zunächst behandelte sie meine Quetschungen und Prellungen mit einer Teersalbe.

Auf ihrer Krankenstation hatte sie bereits mehrere Patienten, die auf den Transport in ein Lazarett warteten. Anscheinend waren sie beim letzten Bombenangriff verwundet worden. Dr. Gertrud wollte mich ebenfalls verlegen lassen, aber ich beteuerte, dass der Reichsjugendführer mich benötige. Sie akzeptierte meine Entscheidung.

Ich musste Hannes ausfindig machen und mich dann für die nächste Meldefahrt ein wenig ausruhen. Damals glaubte ich noch, Axmann würde die Kampfgruppe Gutschke sehr bald durch frische Kräfte verstärken. Aber die Kampfgruppe schlug auch ohne Verstärkung einen weiteren russischen Angriff zurück, wovon Axmann durch seine Verbindungen zur Wehrmacht erfuhr. Er teilte mir die Neuigkeit mit, als wäre ein grosser Sieg errungen worden, und brachte seinen Stolz auf die Kampfgruppe Gutschke mit ihren IJ-Elitekämpfern zum Ausdruck.

Wie ich 50 Jahre später hörte, erlitt Gutschkes Einheit grosse Verluste, und die Überlebenden wurden in den Kessel von Halbe verlegt, wo die meisten gefallen sind.

Hannes hatte ein Medaillon, das ihn schützen sollte. Deshalb griff auch ich, obwohl ich im Grunde nicht abergläubisch war, nach den beiden Ringen in meiner Tasche. Da die Russen sie nicht entdeckt hatten, beschloss ich, dass sie meine Talismane sein sollten, und steckte sie mir wieder an die Finger.

Unser nächster Auftrag am Nachmittag des 23. April lautete, Verbindung mit der Vorauseinheit von Waffen-SS-General Felix Steiner (1896-1966,1) aufzunehmen. Seine Streitkräfte drängten von Norden her nach Berlin. Von dort sollten wir in südwestlicher Richtung nach

Berlin fahren und uns den vorrückenden Soldaten von General Walter Wenck (1900-1982) nähern. Das war sehr viel verlangt von einem neuen Kurier und seinem waghalsigen Fahrer.

Hannes hatte mir für unterwegs einen Benzinkanister gegeben. «Nur für den Fall, dass es sehr lange dauert», erklärte er.

Unbekümmert wie immer raste er durch die Strassen und überwand alle Hindernisse. Am Stadtrand waren die Hauptstrassen von allen möglichen Truppenverbänden verstopft. Wir hörten, dass die Russen Berlin nun eingeschlossen hätten. Es gebe kein Entkommen mehr.

Hannes und ich liessen uns nicht entmutigen. Es wurde dunkel, und da Hannes nur ein Schlitzlicht am Krad benutzen konnte, musste er abbremsen. Doch trotz der verringerten Geschwindigkeit bemerkte er ein entgegenkommendes Motorrad zu spät, musste scharf ausweichen und verlor die Kontrolle über sein Gefährt. Wir landeten in einem Graben, mein Kopf prallte gegen den Benzinkanister, und mein rechtes Bein wurde vom Krad eingequetscht. Weitere Schrammen, aber keine Knochenbrüche.

Hannes barg den Benzinbehälter. Was nun? Wir fuhren ins nächste Dorf. Dort hatten sich im Gasthof einige Mädchen vom Reichsarbeitsdienst (RAD) einquartiert, die uns eine Erbsensuppe servierten. Die Mädchen bereiteten sich auf den Aufbruch vor, doch die Fahrzeuge die sie abholen sollten, waren längst überfällig. Es kam zu Unruhe und Tumult. Manche schrien sich an, andere weinten.

Hannes und ich wurden mit Fragen überhäuft, und die Mädchen schenkten uns Zigaretten und Schokolade. Am liebsten hätten sie sich zu Fuss aufgemacht. Aber in welche Richtung?

Nachdem Hannes und ich im Gasthaus ein paar Stunden geschlafen hatten, setzten wir unsere Fahrt vor Tagesanbruch fort.

Frühmorgens, am 23. April, kamen wir auf unserem Weg nach Oranienburg nicht weit. Das Grollen von Artillerie umgab uns, und plötzlich piffen links und rechts Kugeln an uns vorbei. Wir suchten Deckung.

Wie wir später herausfanden, waren wir von polnischen Soldaten beschossen worden. Sie hatten das Krad getroffen. Während ich mich am Griff des Beifahrersitzes festhielt, durchbohrte eine Kugel meine

linke Hand, sodass der kleine Finger nur noch an Sehnen und Haut hing. Anne-Marias Ring war verschwunden, und ich blutete heftig. Hannes stoppte und band mir eine Schnur ums Handgelenk, um die Blutung zu stillen. Einige Speichen unseres Krads waren zerfetzt oder verbogen, doch die Reifen hatten noch Luft. Wir hatten keine Chance, unsere Mission fortzusetzen, und beschlossen, ins Hauptquartier zurückzukehren.

Da auch dies wieder als Fahnenflucht angesehen werden konnte, wollten wir Kontrollpunkten möglichst ausweichen. Hannes raste durch Schlaglöcher und an Trümmern vorbei zum Hitlerjugend-Hauptquartier am Kaiserdamm, wo ich sofort in Dr. Gertruds Behandlungszimmer eilte. Diesmal musste Hannes Axmanns Adjutanten Bericht erstatten.

Dr. Gertrud schiente meinen kleinen Finger, verband ihn und gab mir je eine Spritze gegen Schmerzen und Wundstarrkrampf. Eigentlich hätte ich eine Bluttransfusion benötigt, aber man hatte kein Blut vorrätig, und ich wollte mich nicht in ein Lazarett verlegen lassen.

Reichsjugendführer Axmann hatte keinen Zweifel daran gelassen, dass er Hannes und mich dringend benötigte. In Anwesenheit von Dr. Gertrud versuchte ich, Axmann zu beeindrucken, indem ich ihm versicherte: «Ich werd's schon schaffen!» Die Ärztin beharrte jedoch darauf, dass ich in meinem Zustand noch nicht entlassen werden könne.

Das Ergebnis war, dass ich in Dr. Gertruds Obhut blieb, aber den Auftrag erhielt, der Ärztin, ihren Patienten und Hilfsschwestern bei dem in ein oder zwei Tagen bevorstehenden Umzug zur Seite zu stehen. Alle sollten in Axmanns neue Befehlsstelle, ein Polizeirevier, gebracht werden. Aber die Polizisten hatten ihn nicht erwartet. Darauf erhielten wir den Befehl: «Weiter in die Partei-Kanzlei!» Diese befand sich in der Wilhelmstrasse 64, ganz in der Nähe des Führerbunkers.

\*

In den Tagen und Nächten vom 22. April bis zum 2. Mai 1945 lösten wichtige Ereignisse einander in schneller Folge ab. Meine Existenz wurde von den Entscheidungsträgern für unwesentlich gehalten, und

sie waren bereit, mich mit so vielen anderen – Männern und Frauen, Jungen und Mädchen – zu opfern.

Zwei der BDM-Mädchen, die Dr. Gertrud Hilfe leisteten, hiessen Renate und Gudrun, eine dritte Lotte. Renate war sozusagen Dr. Gertruds rechte Hand, möglicherweise eine Medizinstudentin. Ich erinnere mich an ihre Ausbrüche. «Was haben die Russen dir denn bloss angetan?», fragte sie manchen Neuankömmling und biss sich dann auf die Lippen. Oder auch: «Ist es nicht schrecklich, wie sie dich verwundet haben?» Dabei schüttelte sie den Kopf. Den schwer Verwundeten legte sie die Hand auf die Stirn oder streichelte ihnen die Wange. Die Hand eines Mannes, der gerade gestorben war, hielt sie lange fest.

Gudrun war Hilfsschwester, aber man hatte ihr die Pflichten einer Krankenschwester übertragen. Sie stammte aus Bremen und war eine sachliche Person mit erstaunlicher Körperkraft. Sie trug die Verwundeten in den Lkw, als wir aus der Krankenstation am Kaiserdamm in die Partei-Kanzlei umzogen. Mehrere Tage später meldete sie sich freiwillig zum Dienst in der Notaufnahme der Reichskanzlei, die überfüllt war und kaum Personal hatte.

Lotte tauchte aus dem Nichts auf und sollte zur Panzerknackerin werden. Ausser ihr, Renate und Gudrun gab es viele ungenannte Heldinnen, die in den Höllenkessel einer der letzten Schlachten des Krieges gerieten.

Hätten sie zu den Siegern gehört, wären ihre Namen auf Denkmälern verewigt worden. Aber sie waren Deutsche am unvermeidlichen Ende eines verlorenen Krieges, in dem sich alle materiellen und ideellen Werte auflösten.

\*

Vor der Verlegung von Dr. Gertruds Krankenstation hatten Hannes und ich eine weitere Fahrt unternommen, um Befehle zum Bau von Verteidigungsstellungen zu überbringen. Dadurch sollten die Durchgangsstrassen für die erwarteten Einsatzkräfte offen gehalten werden.

Wir mussten den Kampfgruppen in Spandau, an den Pichelsdorfer Brücken und im Olympiastadion Meldungen überbringen. In meh-

reren Teilen Berlins, in denen HJ-Volkssturm-Einheiten stationiert waren, sollten geschwächte Verbände zusammengefasst werden. In Axmanns Hauptquartier hatte sich mehr als ein Dutzend Melder versammelt, um die Befehle entgegenzunehmen.

Die meisten waren Berliner und gehörten der so genannten Melderbrigade an. Man hatte jedem ein Fahrrad zugeteilt. Ein anderer der Melder hatte ein Leichtmotorrad und fuhr allein.

Axmann selbst verfügte über einen Kübelwagen. Sein erster Fahrer war unweit des Charlottenburger Schlossparks verwundet worden.

Sein nächster Chauffeur hiess Erich und schien mit Hannes befreundet zu sein.

Beim Ausbruch am 1. Mai 1945 war keiner von ihnen mehr bei uns. Axmanns Adjutant, der sämtliche Ziele festgelegt und die Befehle einzeln ausgehändigt hatte, wartete später ungeduldig auf die Melder. Aber nur zwei oder drei kehrten zurück.

Wir verabschiedeten uns guten Mutes, nachdem man uns für den Fall, dass wir unsere Umschläge vernichten mussten, mitgeteilt hatte, welche Anweisungen sie enthielten. Hannes und ich sollten strikte Durchhaltebefehle befördern.



In der Hitlerjugendführung war es ein offenes Geheimnis, dass «General Weidling Ärger gemacht hatte». Axmann war verstimmt.

Aber weshalb?

Wir Melder hatten keine Ahnung, und nicht einmal die Kampfgruppenführer schienen informiert zu sein. Heute wissen wir aus Vernehmungprotokollen, die in einer russischen Militärzeitung veröffentlicht wurden, dass General Helmuth Weidling (1891-1955) dem Reichsjugendführer nahe gelegt hatte, alle HJ-Volkssturm-Einheiten aufzulösen. Als Berliner Stadtkommandant wollte Weidling die Jungen nach Hause schicken, um ihr Leben zu retten. Axmann war ganz anderer Ansicht. Er hatte den Vorsatz, «bis zum Ende durchzuhalten»! Unbedingt wollte er seinem Führer beweisen, dass die Jugend weiterkämpfen und loyal bleiben würde – bis zum Sieg oder zum Tod!



In meiner Gegenwart sagte Axmann oft: «Auf seine Hitlerjugend kann sich der Führer verlassen!» In seinen Augen waren wir «Hitlers Jugend»: Unser Leben gehörte ihm, und wir hatten jeden seiner Wünsche zu erfüllen.

Der Reichsjugendführer musste inzwischen gewusst haben, dass keine neue Wunderwaffe zum Einsatz kommen würde, aber davon sagte er uns kein Wort. Hitler, der sich am Ende von seinen Generalen verraten wähnte, wurde von Axmann und der Hitlerjugend nie enttäuscht.

Mittlerweile verblutete die Nation – oder das, was von ihr noch übrig war. Die letzten Befehle von Axmann wurden als Führerbefehle überbracht, wobei er General Weidling übergab. Seit dem 20. April nahm Axmann an den Lagebesprechungen teil, die Hitler noch täglich im Führerbunker abhielt.

Als ich später in Gesprächen mit Historikern darauf hinwies, dass Axmann Befehle direkt an die Hitlerjugend-Einheiten, die Berlin verteidigen sollten, übermittelt hatte, schenkte mir niemand Glauben. Schliesslich erwähnte Carl Diem, der damalige Sekretär des Deutschen Olympischen Komitees, der ebenfalls dem Volkssturm angehört hatte, in seinen Memoiren eine Unterredung mit Dr. Ernst Schlünder, dem Leiter einer Kampfgruppe. Schlünder erklärte unmissverständlich, er habe Befehle direkt vom Führer erhalten. Die dafür zuständigen Melder waren Hannes und ich gewesen.

Ohne Zweifel enthielten die beiden Umschläge, die Hannes und ich weiterleiteten, keine vom Militär, sondern von Axmann erteilten Befehle. Der Reichsjugendführer hatte sie direkt von Hitler empfangen oder sie so formuliert, dass sie dessen Anordnungen entsprachen. Nicht nur der militärische Befehlshaber war übergangen worden, sondern auch Bormann, der im Übrigen sämtliche letzten Befehle Hitlers durch seine Funkstelle in der Partei-Kanzlei weitergeleitet hatte.

Mir war klar, dass Axmann und Bormann einander nicht leiden konnten. Bormann fühlte sich dem Reichsjugendführer überlegen, weil er uneingeschränkten Zugang zu Hitler hatte. Erst nach dem Geburtstagsempfang erhielt Axmann das gleiche Privileg und benutzte es, um seine absolute Loyalität unter Beweis zu stellen. Die Hitlerjugend-

Kampfgruppen aufzulösen, wie General Weidling es gewünscht hatte, wäre Verrat gewesen.

Der Umzug von Dr. Gertruds Krankenstation fand bei Nacht statt, da ich dies für sicherer hielt. Es war die Nacht vom 24. auf den 25. April, während mit dem Beginn einer grösseren Sowjetoffensive gerechnet wurde. Vorher jedoch erwarteten wir unsere Einsatzkräfte von Westen und Norden her. Wir wurden mit den Namen General Wenck und General Steiner vertraut.

Hannes musste unser Motorrad reparieren, und meine linke Hand war eingegipst worden. Einige hauptamtliche Vertreter der Reichsjugendführung, die einen viel höheren Rang als ich hatten, waren dazu abkommandiert worden, mir bei der Verlegung der Krankenstation zu helfen. Da wir uns keinen Krankenwagen beschaffen konnten, benutzten wir schliesslich einen alten Holzgasen. Der Umzug nahm die ganze Nacht in Anspruch, weil wir mit nur einem einzigen Lkw sechs Fahrten machen mussten, jeweils drei vom HJ-Hauptquartier zum Polizeipräsidium und dann zur Partei-Kanzlei.

Unsere letzte Abfahrt verzögerte sich. Zwei der Verwundeten sollten von einem Militärkrankwagen abgeholt werden.

Wir warteten, doch er kam nicht.

Da wir die beiden nicht allein in der Krankenstation zurücklassen konnten, entschied ich – Dr. Gertrud war schon fort –, sie trotz ihres kritischen Zustands mitzunehmen. Ausserdem sollten wir die letzten noch verbliebenen Vorräte und sogar einige Maschinenpistolen und Panzerfäuste aufladen.

Inzwischen waren wir über eine Stunde verspätet, und die Situation hatte sich drastisch verändert. Hannes schlug eine andere Route vor, und wir folgten seinem Rat, da wir wussten, wie gut er sich in seiner Heimatstadt auskannte. Ich setzte mich neben den Lastwagenfahrer. Bei Tagesanbruch wurden wir plötzlich beschossen und suchten Deckung im Hof eines Eckhauses. Dort brachten wir die Verwundeten in den Keller.



36. (links) Reichsjugendführer Artur Axmann im Februar 1943. (Foto: Heinrich Hoffmann / Bayerische Staatsbibliothek, München)

37. (unten) Reichsjugendführer Artur Axmann am 26. August 1943 mit Jungen und Mädchen, die wegen Tapferkeit bei der Abwehr alliierter Luftangriffe mit dem Eisernen Kreuz oder dem Kriegsverdienstkreuz mit Schwertern ausgezeichnet wurden. (Foto: Süddeutscher Verlag Bilderdienst, München)





38. (oben) Adolf Hitler (am Tisch sitzend) besucht am 3. März 1945 einen Gefechtsstand an der Oder-Front. Unter den Anwesenden: Robert Ritter v. Greim (2. v. links) und General Theodor Busse (rechts). (Foto: Heinrich Hoffmann / Bayerische Staatsbibliothek, München)

39.-40. (folgende Seite) Lagebesprechung im Führerhauptquartier Adlerhorst in Ziegenberg, Taunus, am 1. Januar 1945, an der neben Adolf Hitler u.a. Hermann Göring, Karl Koller, Hans-Ulrich Rudel und Heinz Guderian teilnahmen. (Fotos: Heinrich Hoffmann / Bayerische Staatsbibliothek, München)





41. (oben) Hitlers letzter Frontbesuch an der Oder-Front, März 1945. (Foto: Süddeutscher Verlag Bilderdienst, München)

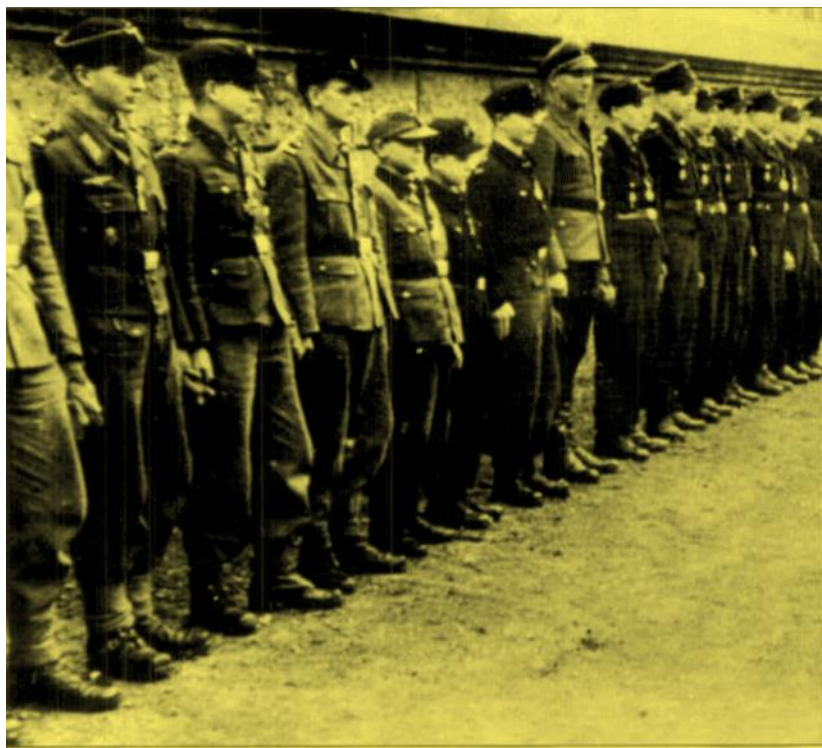
42. (folgende Seite oben) Joseph Goebbels am 10. März 1945 in Görnitz. (Foto: Heinrich Hoffmann / Bayerische Staatsbibliothek, München)

43.-45. (unten) «Hitlers Kopf sass tiefer zwischen den Schultern, als wäre er geschrumpft. Seine Schritte kamen mir unsicher vor, und sein ganzer Körper schien zu zittern. Mit seiner stark bebenden linken Hand hielt er seinen Rockschoß fest, um sie unter Kontrolle zu bringen... Aus der Nähe sah 1 litler noch älter aus als meine beiden Grossväter, die über 70 waren.» (Fotos: Heinrich Hoffmann / Bayerische Staatsbibliothek, München)













46.-48. Das letzte Aufgebot: Zusammen mit Reichsjugendführer Artur Axmann schreit Adolf Hitler am 20. März 1945 im Garten der Berliner Reichskanzlei eine Formation von HJ-Angehörigen ab.  
(Fotos: Heinrich Hoffmann / Bayerische Staatsbibliothek, München)





49.-50. Zusammen mit seinem Adjutanten Julius Schaub (links) besichtigt Adolf Hitler im April 1945 Bombenschäden an der Reichskanzlei. (Fotos: Heinrich Hoffmann / Bayerische Staatsbibliothek, München)



51.-52. Adolf Hitler im Garten der Reichskanzlei, März 1945. (Fotos: Heinrich Hofmann / Bayerische Staatsbibliothek, München)

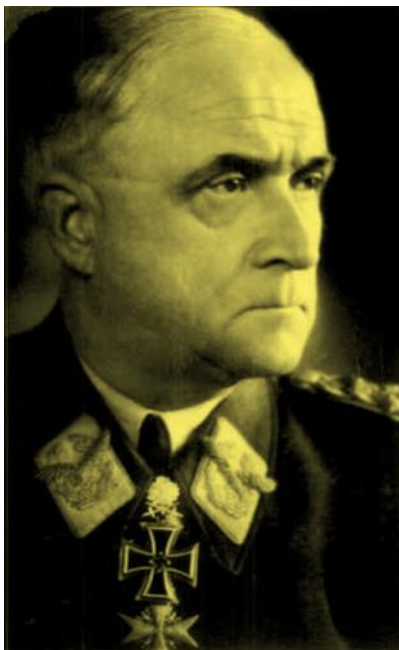
MENSCHEN UM HITLER:

53. (rechts) Robert Ritter v. Greim (1892-1945) wurde noch kurz vor Kriegsende von Hitler als Nachfolger Görings zum Oberbefehlshaber der deutschen Luftwaffe ernannt. (Foto: Heinrich Hoffmann / Bayerische Staatsbibliothek, München)

54. (unten) Hans Baur (1897-1993), Flugkapitän und Hitlers langjähriger Chefpilot. (Foto: Süddeutscher Verlag Bilderdienst, München)

55.-56. (folgende Seite oben) Hitlers Vorzeigepilotin Hanna Reitsch (1912-1979), am n. Februar 1944 mit beiden Eisernen Kreuzen ausgezeichnet. (Fotos: Süddeutscher Verlag Bilderdienst, München)

57. (folgende Seite unten) Ordensverleihung an Ianna Reitsch durch Adolf Hitler auf dem Obersalzberg bei Berchtesgaden am 28. Februar 1944. (Foto: Heinrich Hoffmann / Bayerische Staatsbibliothek, München)









MENSCHEN IM FÜHRERBUNKER:

*Linke Seite:*

58. (*oben links*) Julius Schaub (1898-1967), SS-Obergruppenführer und Hitlers Adjutant, um 1942. (Foto: Heinrich Hoffmann / Bayerische Staatsbibliothek, München)

59. (*oben rechts*) Otto Günsche (1917-2003), SS-Sturmbannführer und Hitlers Adjutant, Januar 1943. (Foto: Heinrich Hoffmann / Bayerische Staatsbibliothek, München)

60. (*unten links*) Martin Bormann (1900-1945), Sekretär des Führers und Reichsleiter der NSDAP, um 1940. (Foto: Heinrich Hoffmann / Bayerische Staatsbibliothek, München)

61. (*unten rechts*) Erich Bärenfänger (1915-1945), «der frühere Inspekteur der III-Ertüchtigungslager und nun der jüngste deutsche General», Juli 1943. (Foto: Heinrich Hoffmann / Bayerische Staatsbibliothek, München)

62. (*unten*) Magda und Joseph Goebbels mit ihren Kindern (*unten v.l.n.r.*) Helmut, Holde, Heide, Hedda, (*oben*) Hilde, Helga und Harald Quandt. 1942. (Foto: Heinrich Hoffmann / Bayerische Staatsbibliothek, München)









*Linke Seite:*

63. *(oben)* Hochzeit von Eva Brauns Schwester Margarete mit SS-Gruppenführer Hermann Fegelein auf dem Obersalzberg bei Berchtesgaden, 1944. V.l.n.r.: Gerda Bormann, Hermann Fegelein, Eva Braun, J)r. Fucke-Michels, Ilse Michels (geb. Braun), 1 leini 1 landschuhmacher. (Foto: Süddeutscher Verlag Bilderdienst, München)

64. *(unten)* Eva Braun während der Hochzeitsfeierlichkeiten für ihre Schwester Margarete. (Foto: Süddeutscher Verlag Bilderdienst, München)

65. *(links)* Hermann Fegelein (1906-1945), 14. August 1944. (Foto: Heinrich Hoffmann / Bayerische Staatsbibliothek, München)

66. *(unten)* Eva Braun (rechts) mit ihrer Schwester Margarete. (Foto: dpa Bilderdienst, Frankfurt/Main)





67. Wilhelm Molmke (1911-2001), SS-Brigadeführer und Kommandant der «Zitadelle», wie das Regierungsviertel in Berlin genannt wurde, war Ritterkreuzträger und organisierte den Ausbruch aus dem Führerbunker. (Foto: dpa Bilderdienst, Frankfurt/Main)

Ich wies den Fahrer an, bei den Verwundeten und den Mädchen zu bleiben, packte eine Maschinenpistole und eine Panzerfaust und überquerte die Strasse. Zu meinem Schrecken entdeckte ich zwei russische Panzer, breitspurige T-34 mit schrägen Panzerplatten. Ihnen folgten mehrere Infanteristen. Ich rannte durch die Hinterhöfe in den Keller des Hauses, auf das der erste T-34 zufuhr. Die Panzer feuerten auf die vor ihnen liegenden Gebäude, darunter das, in dem unsere Verwundeten und die Mädchen Zuflucht gefunden hatten.

Der Kellerraum, den ich erreichte, war klein und hatte schmale Fenster auf Strassenhöhe. Nur noch ein paar spitze Glasscherben steckten in den Fensterrahmen. Jetzt hatte ich die russischen Infanteristen nicht mehr im Blickfeld. Waren sie bereits im Haus über mir? Jedenfalls schien es in der Nähe keine deutschen Panzerabwehr- oder Artilleriegeschütze zu geben.

Der erste T-34 rollte weiter, blieb dann wieder stehen und feuerte erneut. Als er sich meinem Gebäude näherte, bebten die Wände und der Kellerboden. Das Kreischen der Ketten liess mich erschauern. Der Panzer konnte nicht mehr als sechs Meter entfernt sein.

Nur meinem Instinkt folgend, hob ich die Panzerfaust mit meiner eingepigsten Hand, zielte, drückte den Abzug mit dem Zeigefinger der anderen Hand durch und schloss für einen Sekundenbruchteil die Augen. Bum! Kein Rückstoss war zu spüren.

Der Panzer schien eher zu bersten als zu explodieren. In dem kleinen Keller war der Rückstrahl der Panzerfaust von der Wand abgeprallt und hatte meine Nackenhaut und mein Haar versengt. Der Rauch liess mich husten, und mir trännten die Augen.

Der in eine schwarze Wolke eingehüllte russische Panzer bewegte sich nicht mehr. Flammen loderten durch den Qualm, und ein Soldat rannte auf die andere Strassenseite. Hatte ich mit meinem ersten Schuss einen Volltreffer erzielt?

Ich wusste nicht, aus wie viel Mann die Besatzung eines T-34 bestand. Nur die Silhouette eines einzigen war zu erkennen. Er brachte sich in Sicherheit, aber in einem so grossen Panzer mussten doch zwei, drei oder vielleicht sogar vier Mann gewesen sein.

Man hatte uns eingetrichtert, unsere Feinde zu hassen, aber die

Russen, deren Gefangener ich eine Stunde lang gewesen war, hatten mich eines Besseren belehrt. Gewiss, sie hatten mich zusammengeslagen, aber die Feinde waren für mich nun keine verabscheuungswürdigen Wesen mehr, sondern Soldaten, die sich genau wie wir im Kampf behaupten mussten. Allerdings glaubte ich damals noch, dass wir, geleitet von unserem grossen Führer, Gott und das Recht auf unserer Seite hätten.

Da es mein immer wiederkehrender Albtraum war, zu verbrennen, wünschte ich nichts sehnlicher, als dass die Panzerbesatzung einem so qualvollen Tod in ihrem brennenden Fahrzeug entgangen war.

Zitternd schlich ich zurück zum Lkw, um eine weitere Panzerfaust zu holen. Dann betrat ich das Eckhaus, in dem überall Rauch waberte. Im Flur entdeckte ich drei oder vier Mädchen, jedes mit einer Panzerfaust in der Hand.

«Nein! Geht wieder runter in den Keller!», befahl ich mit strenger Stimme, aber sie hörten nicht auf mich.

Ich bat Hannes, mich zu unterstützen, doch er wandte sich ab. «Wenn sie kämpfen wollen, lass sie kämpfen!»

«Aber sie sind doch Hilfsschwestern.»

Das war Hannes gleichgültig.

Wir beide stiegen die Treppe hinauf. Ich hatte mir nun auch ein Sturmgewehr geschnappt und ging voraus. Mehrere Stufen waren locker, einige fehlten ganz. Hannes trug zwei Panzerfäuste, meine und seine eigene.

Durch ein Loch in der Ziegelwand schaute ich die Strasse hinunter. Auf der anderen Seite des Bürgersteigs waren nun ein paar russische Infanteristen zu sehen, die sich an eine Hauswand lehnten. Von dort feuerten sie wild auf die Fenster des Eckhauses. Ich schoss auf sie, bis sie sich zurückgezogen hatten.

Nun erst schob sich der zweite T-34 ins Blickfeld. Fast hätte er den ersten Panzer gerammt, da die Strasse für zwei Panzer kaum breit genug war.

Obwohl der zweite T-34 noch nicht in Reichweite war, gab ich Hannes ein Zeichen, mir meine Panzerfaust zu bringen. Da geschah etwas Unerwartetes! Ich traute meinen Augen nicht. Lotte rannte plötzlich mit einer Panzerfaust mitten auf die Strasse.

«Zurück!», schrie ich, so laut ich konnte. Aber sie hörte nicht auf mich.

Lotte blieb eine Sekunde lang stehen, zielte, feuerte die Panzerfaust ab, lief auf die andere Strassenseite und verschwand so schnell, wie sie aufgetaucht war.

Da sie die Feuerlinie der russischen Soldaten in der Nähe des Panzers durchqueren musste, glaubte ich nicht, dass sie mit dem Leben davonkommen würde. Auch sie hatte einen Volltreffer erzielt! Damit nicht genug, sie sprang in Deckung und überlebte.

\*

Am 26. April wurde Reichsjugendführer Axmann das Goldene Kreuz des Deutschen Ordens verliehen. Hitler persönlich überreichte ihm diese höchste Auszeichnung. Einer der wenigen früheren Empfänger war Reichsminister für Bewaffnung und Munition Fritz Todt (1891-1942), der vor dem Krieg die ersten Autobahnen hatte bauen lassen.

Bei der Verleihung des Ordens «für besondere Dienste um das deutsche Volk» kam es laut Axmann zu folgendem Gespräch mit Hitler: «Ohne Ihre Jungen wäre der Kampf überhaupt nicht durchzuführen, nicht nur hier in Berlin, sondern in ganz Deutschland», stellte Hitler fest.

«Es sind Ihre Jungen, mein Führer!», erwiderte Axmann.

Ich war in unserem Kellerraum in der Partei-Kanzlei, als der Reichsjugendführer zurückkehrte. Er trug die Auszeichnung wie ein Ritterkreuz und rief: «Für die Treue! Für uns alle!»

Am folgenden Tag erhielt ich das Eiserne Kreuz Erster Klasse und das Silberne Verwundetenabzeichen sowie einen Panzervernichtungsstreifen. Lotte wurde mit dem Eisernen Kreuz Zweiter Klasse und ebenfalls mit einem Panzervernichtungsstreifen ausgezeichnet. Wir nahmen unsere Orden von Axmann und Dr. Gertrud entgegen.

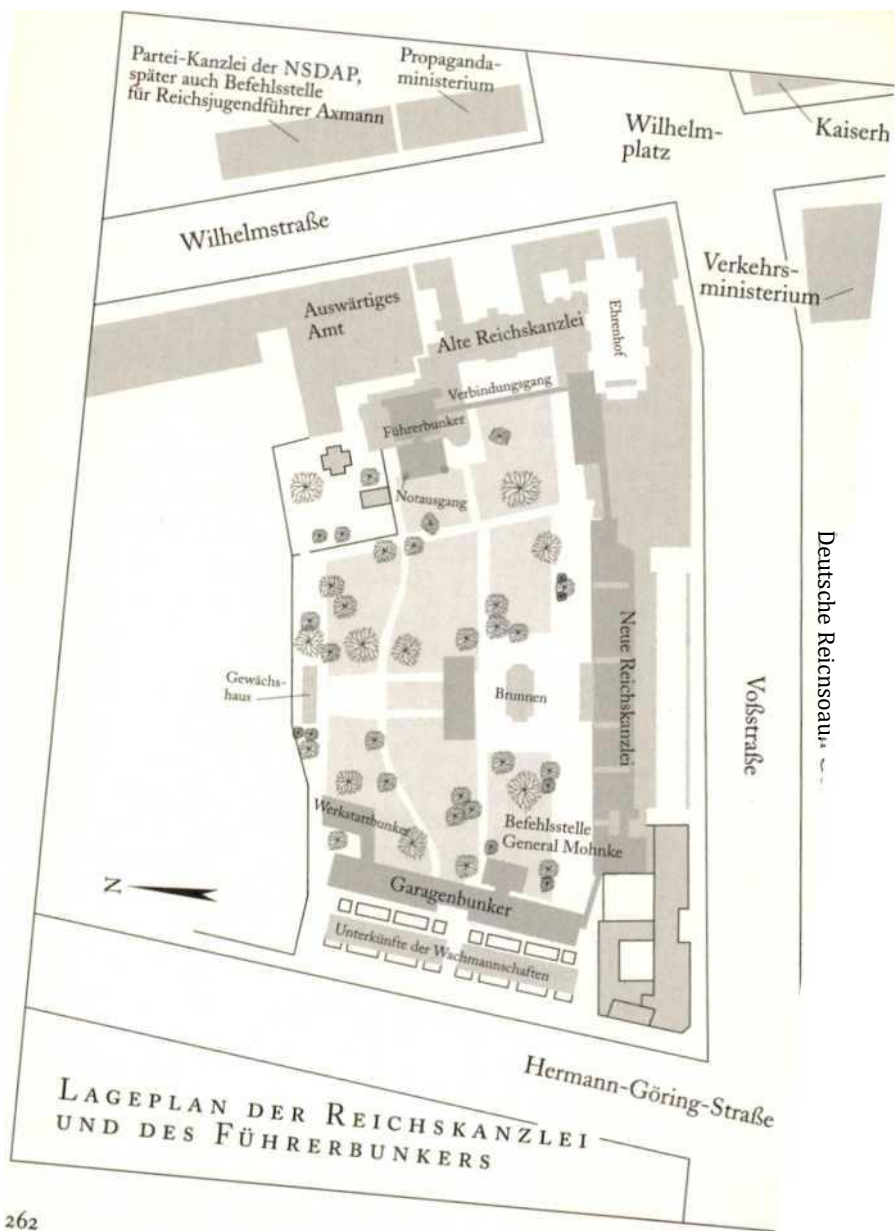
Axmann war beeindruckt, weil wir es geschafft hatten, Dr. Gertruds Verwundete und ihre Helfer ohne Verluste vom HJ-Hauptquartier zur Sophie-Charlottenstrasse und von dort zur Partei-Kanzlei zu bringen.

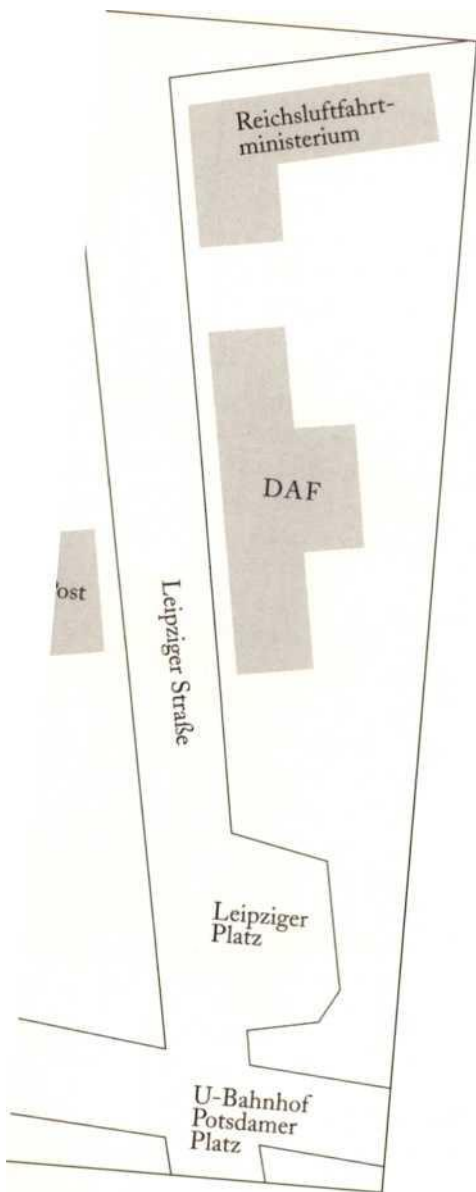
Martin Bormann leitete die Partei-Kanzlei in der Wilhelmstrasse 64, die nun zur Befehlsstelle für Reichsjugendführer Axmann wurde. Er nahm die Kellerräume des Gebäudes in Beschlag. Bormann als Hitlers rechte Hand war dagegen meistens im Führerbunker zu finden.

Offenbar hatte uns niemand erwartet, denn wir mussten allerlei Gerümpel wegräumen. Einer von Bormanns Abteilungsleitern protestierte, als wir Akten in den Hinterhof trugen. Aber wir brauchten Platz. Da es nirgends im Gebäude Feldbetten gab, besorgten wir sie uns aus dem Luftschutzbunker im Keller des Propagandaministeriums.

Dr. Gertruds neue Räumlichkeiten wurden bald zu einer Erste-Hilfe-Station und dann zu einem Notlazarett, kleiner als das unter der Reichskanzlei. Der Platz war so knapp, dass nicht einmal Axmann ein eigenes Zimmer besass. Er quartierte sich in seiner Befehlsstelle ein, die er sich mit drei Mitarbeitern teilte: seinen Adjutanten Boldt und Weltzin und mir, seinem Stabsmelder.

Das Marinepersonal im Funkraum hatte einen verantwortlichen Offizier in der Partei-Kanzlei, während sich sein Kommandeur, Vizeadmiral Hans-Erich Voss (1897-1969), in der Reichskanzlei aufhielt. In den letzten Kriegstagen betrat er die Marine-Funkstelle, für die ich nun als Hilfsmelder agierte, kein einziges Mal. Es war zu gefährlich, die Wilhelmstrasse zu überqueren, und der Vizeadmiral blieb lieber in der Sicherheit der Reichskanzlei oder des Führerbunkers.





DIE PARTEI-KANZLEI



Die Partei-Kanzlei lag dem Auswärtigen Amt gegenüber. Die Neue Reichskanzlei hatte Albert Speer (1905-1981), Hitlers Architekt, neben ihrer Vorgängerin erbaut. Sämtliche Amtsgebäude waren noch erkennbar – trotz der zertrümmerten Fenster und der Schäden durch die Luftangriffe. Auch Teile der Gartenmauern waren weggerissen worden. Im Kanzleigarten brannten ein paar kleinere Feuer, und zweimal stolperte ich im Rauch über Leichen, die man nicht beerdigt hatte.

In einem Teil der zeitgeschichtlichen Literatur wird ein Tunnel zwischen dem Vorbunker der Reichskanzlei und dem Gebäude neben der Partei-Kanzlei gezeigt, in dem Mitarbeiter des Propagandaministeriums untergebracht waren. Aber niemand von uns wusste von einem unterirdischen Zugang unter der Wilhelmstrasse. Wenn es einen gab, war er zu dem Zeitpunkt, als Reichsjugendführer Axmann mit uns in die Partei-Kanzlei übersiedelte, entweder eingestürzt oder zugeschüttet. Hätten wir einen solchen Tunnel durch den Nachbarkeller erreichen können, wären wahrscheinlich zahlreiche Verluste vermieden worden.

Die Wilhelmstrasse lag fast pausenlos unter dem Beschuss von Stalinorgeln, und die Stelle, an der wir die Strasse überquerten, war zu einem Massengrab geworden. Axmann, der stolz auf die Tapferkeit seiner Jungen war, wollte möglichst vermeiden, dass wir auf unserem Weg zum und vom Führerbunker dem Feindesfeuer ohne Deckung ausgesetzt waren. Trotzdem wurden in der Zeit zwischen unserem Umzug in den Keller der Partei-Kanzlei und der Nacht des Ausbruchs mindestens 30 – wenn nicht gar 50 oder mehr – Hitlerjungen, Marineangehörige und andere Soldaten getötet oder verwundet, darunter fast alle Melder der Marine-Funkstelle.

Auch mehrere Berliner Hitlerjugendführer wie Hamann, Bartel und Siebert gehörten zu denen, die Axmann aufsuchen wollten und auf der verhängnisvollen Wilhelmstrasse umkamen. Uniformierte Leichen – teils bis zur Unkenntlichkeit entstellt – lagen auf dem Pflaster. Immer wenn wir glaubten, dass das feindliche Feuer seinen Höhepunkt erreicht haben musste, schwoll es weiter an. Der Metallregen liess beim Aufprall Funkentepiche entstehen.

Manche Kugeln oder Schrapnelle explodierten beim Aufschlag und

durchsiebten die Menschen, die sich in der Nähe befanden. Wir zerrten mehrere der Schwerverwundeten in Sicherheit, sodass Dr. Gertrud sie behandeln konnte, doch einige waren nicht mehr zu retten.

Die Versorgung der Verwundeten wurde immer beschwerlicher. Der Platz reichte nicht aus, und es fehlte an Verbandszeug und Medikamenten. Am meisten entmutigte Dr. Gertrud der Mangel an Wasser.

«Holt Wasser!», schrie sie oft voller Verzweiflung.

Das aber gab es nur auf der anderen Strassenseite. Zuerst rannten wir mit grossen Marmeladeneimern los, aber die Deckel schlossen nicht fest genug; ausserdem waren sie zu schwer und sperrig, als dass man die Wilhelmstrasse rasch mit ihnen hätte überqueren können. Schliesslich machten wir einige Zehn-Liter-Blechkanister ausfindig.

Ich trug nur zwei- oder dreimal Wasser, da ich immer häufiger dringende Meldungen ausliefern musste. Aber bis Kriegsende brachten sich die jüngsten Wasserholer unablässig in tödliche Gefahr, um Wasser von der anderen Strassenseite zu holen. Beim Schleppen dieser kostbaren Kanister verloren mehrere ihr Leben oder wurden verwundet, darunter auch der erst 13-jährige Dieter Schröder und einige BDM-Mädchen.

Auch Leichensäcke und Decken waren knapp geworden. Die Toten wurden in der Nähe der Treppe niedergelegt und in den Hinterhof gebracht, sobald der Beschuss nachliess. Einmal tötete ein Granattreffer einen Hitlerjungen und ein BDM-Mädchen, während sie einen Kameraden zur Beerdigung hinaustrugen.

Am Ende liessen wir, wie ich zugeben muss, die meisten Gefallenen einfach dort liegen, wo sie hingestreckt worden waren. Sogar Axmanns eigener Bruder war anscheinend unter ihnen wie auch der Melder von Oberbannführer Theilacker, ein Junge in meinem Alter. Vier oder fünf von uns hatten sich am Ausgang gedrängt und auf eine Feuerpause gewartet. Im Moment einer Explosion ganz in unserer Nähe bekreuzigte sich Theilackers Melder und rannte los. Ein paar Sekunden später wurde er vor unseren Augen getroffen.

«Gleich in den Himmel!», sagte einer der Jungen neben mir.

«Wir holen ihn!», entschied ich. «Vielleicht ist er noch am Leben!» Zwei von uns rannten los, um sich um den am Boden liegenden Ka-

meraden zu kümmern, während ich direkt auf den Notausgang des Führerbunkers zulief. Ich schaffte es erneut.

Später erfuhr ich, dass Theilackers Melder sofort gestorben war.

Als ich Reichsjugendführer Axmann und Adjutant Theilacker darüber Bericht erstattete, wurde es einen Moment lang still. Von den vielleicht 15 Jungen zwischen zehn und 16 Jahren, die von der HJ-Verwaltung mitgekommen waren, lebten nur noch drei: Dieter Schröder, nun Patient in Dr. Gertruds Notlazarett, sowie Franz-Karl Keppler und ich als die einzigen noch aktiven Melder.

Franz-Karls Vater war der Leiter des Gästehauses in Gatow. Einmal unterhielten wir uns über ein Buch, auf das uns Reichsjugendführer Axmann aufmerksam gemacht hatte: *Mit fünfzehn Jahren an die Front* von Richard Arndt. Der Autor hatte am Ersten Weltkrieg teilgenommen und beschrieb seine Erfahrungen in der Schlacht von Verdun.

Während Richard Arndt im Ersten Weltkrieg eine Ausnahme gewesen war, befanden sich am Ende des Zweiten Weltkrieges zahlreiche mutige 15-Jährige im Einsatz.

Franz-Karl und ich versicherten einander, dass wir es mit Richard Arndts Tapferkeit aufnehmen könnten. Naiv, wie wir waren, glaubten wir, ebenfalls ein Ruhmesblatt in der Geschichtsschreibung verdient zu haben.

So unfassbar es heute auch klingen mag, wir waren noch immer entschlossen, die Erwartungen des Führers zu erfüllen. Unser Glaube und Idealismus trieben uns weiterhin an.

\*

In den Memoiren vieler Überlebender und in historischen Darstellungen ist die Rede von einer Funkstelle, die sich Ende April 1945 im Propagandaministerium befunden habe. Wenn das stimmt, war sie wohl kaum in Betrieb. Jedenfalls dürfte sie nicht über den überaus wichtigen Marine- und Partei-Chiffrierschlüssel verfügt haben.

Laut Reichsjugendführer Axmann benutzten sowohl der stellvertretende Reichspressechef Heinz Lorenz als auch Dr. Werner Naumann (1909-1982), der Staatssekretär des Propagandaministeriums,

den Funkraum in der Partei-Kanzlei, um Meldungen zu versenden und zu empfangen. Axmann mag gewusst haben, wer die Funksprüche erhielt und was in ihnen stand, denn Lorenz und Naumann führten manchmal in seiner Befehlsstelle im Keller der Partei-Kanzlei Gespräche mit ihm.

Lorenz hatte die Erlaubnis, sich feindliche Rundfunksendungen anzuhören, und hielt Axmann auf dem Laufenden. Naumann besuchte Axmann mehrere Male, und auch ich wechselte ein paar Worte mit dem Staatssekretär. Zu Beginn der Unterredungen verliess ich allerdings immer den Raum.

Unsere Funkstelle lag so dicht neben dem Propagandaministerium, dass man hätte glauben können, sie gehöre nicht zu Bormanns, sondern zu Goebbels' Zuständigkeitsbereich. Bekanntlich sorgte Bormann dafür, dass seine Aktivitäten so vertraulich wie möglich behandelt wurden. Vielleicht wollte er die Heeres- und Luftwaffenoffiziere nicht wissen lassen, dass es eine Marine-Dienststelle in der Partei-Kanzlei gab. Oder hatte die Marine die Funkstelle aus dringenden militärischen Gründen übernommen? Von Anfang an stiess ich dort nur auf uniformiertes Flottenpersonal und begegnete keinem einzigen Parteifunktionär. Ausser mir flitzten ganz am Ende noch zwei oder drei Hitlerjungen hinein und hinaus. Botenjungen mit den letzten Befehlen.

Zwei Kurieraufträge konnten Hannes und ich nicht ausführen. General Steiners Streitkräfte waren noch nicht eingetroffen, sodass es uns nicht gelang, Verbindung mit ihrem Vortrupp aufzunehmen. Und auch unser Versuch, die Kampfgruppe Heissmeyer in Spandau zu erreichen, wurde von einem Waffen-SS-Offizier durchkreuzt, der uns an einer Strassensperre befahl umzukehren. Ich hätte zu Fuss weitergehen können, aber nach meinen Erfahrungen in Petersdorf und Jacobsdorf entschied ich mich dagegen.

Axmann benannte die Hitlerjugend-Kampfgruppen gewöhnlich nach ihren Befehlshabern, und genauso verfuhr er mit der Jungmannen-Einheit der Potsdamer Napola. Deshalb trug sie den Namen Kampfgruppe Heissmeyer. Allerdings wussten ihre Angehörigen nichts von dieser Bezeichnung, zumal ihr Befehlshaber, SS-Gruppenführer August Heissmeyer (1897-1979), sie bereits verlassen hatte. Er war nach einem mitreissenden Durchhalteappell geflohen.

Hannes und ich kehrten häufig mit wertvollen Informationen zurück, besonders über den Vorstoss der Russen in Gebiete, die Axmann noch unter deutscher Kontrolle gewähnt hatte. Zum Beispiel war Spandau, wie wir unterwegs erfuhren, bereits eingeschlossen. Dieser Stadtteil war für Axmann von besonderem Interesse, denn er hatte damit gerechnet, dass dort ein wichtiges Gefecht stattfinden und mit einer entscheidenden Niederlage der Russen enden würde.

Die Kampfgruppe Gutschke war, wie wir wussten, in der Lage gewesen, die russischen Voraustruppen südöstlich von Breslau, bei Wansen und Weigwitz, zurückzuschlagen. Ähnliches erwartete Axmann in

Spandau von der Kampfgruppe Heissmeyer. Überhaupt setzten Hitler und sein Reichsjugendführer unrealistische Hoffnungen in das Vermögen der HJ-Einheiten.

Die Situation in Berlin unterschied sich stark von jener in Breslau. Während man die niederschlesische Hauptstadt in eine regelrechte Festung verwandelt hatte, blieb Berlin eine offene Stadt, eingehüllt in Rauch und Flammen, voll von Flüchtlingen und zumeist erschöpften Soldaten, denen es an Schlaf, Lebensmitteln und Munition mangelte. Ausserdem fehlte ihnen die Willensstärke, die von Hitler so energisch verlangt wurde.

Auch ich hatte das Gefühl, auf die Probe gestellt zu werden. Zwar war ich erschöpft, aber wir verfügten immer noch über genug Lebensmittel und ein Feldbett für ein paar Stunden Schlaf. Zudem war ich in der Nähe des Machtzentrums, aus dem man den Einsatz der Wunderwaffe befehlen würde. Gewiss, ich hatte Momente der Schwäche und der Benommenheit, in denen ein physischer Zusammenbruch unvermeidlich zu sein schien, aber gewöhnlich war es Reichsjugendführer Axmann, der mich wieder aufmunterte.

Ein paar Tage bevor ich das Eiserne Kreuz Erster Klasse erhielt, wären Hannes und ich beinahe exekutiert worden – und das wegen Fahnenflucht!

Wir waren auf der Rückfahrt von den Pichelsdorfer Brücken, wo wir Dr. Schlünder und seiner Kampfgruppe eine Meldung überbracht hatten. Unterwegs mussten wir einen Befehl beim Berliner HJ-Gebietsführer Otto Hamann abliefern. Da wir ihn nicht an seiner Befehlsstelle antrafen, hinterliessen wir Axmanns Anweisungen bei einem Mitglied seines Stabes. Axmann hatte mir den Inhalt der Order mitgeteilt: «Wenn und sobald nötig, Verstärkungen an Dr. Schlünder schicken!» Schlünder wurde seinerseits darüber informiert, dass bei Bedarf Verstärkungen verfügbar seien und dass er die Stellung ohne Rücksicht auf Verluste halten solle.

Die Diskussion darüber, wie viele Hitlerjungen in der Nähe der

Havelbrücken, an der Heerstrasse und anderswo in schwere Strassenkämpfe verwickelt waren, ist noch im Gange. Nach Hannes' und meinen Beobachtungen waren Hunderte an den Havelbrücken postiert. Und wenn man alle anderen HJ-Kampfgruppen in der Gegend, besonders das Festungsregiment auf dem Reichssportfeld, berücksichtigt, erscheint die Zahl von 5'000 durchaus realistisch. Das Reichssportfeld war ein Riesenkomplex, der nicht nur das Olympiastadion, sondern auch viele Verwaltungsgebäude umfasste. Wir bemerkten etliche Mitglieder des Reichsarbeitsdienstes und mehrere starke Hitlerjugendverbände, die sich zu einer Massenaktion zu versammeln schienen. (Das HJ-Festungsregiment aus Königsberg wurde ebenfalls erwartet, war jedoch noch nicht eingetroffen.)

Wie so oft fuhr Hannes durch Seitenstrassen zurück zur Reichskanzlei. Auch an diesem Nachmittag waren die Strassen von offenkundig führerlosen Gruppen verstopft. Immer wieder gerieten wir in Staus aus Soldaten und Flüchtlingen, aus Obdachlosen mit ihren wenigen Habseligkeiten und aus Kindern, unter denen viele Waisen gewesen sein dürften.

Die vielen im Stich gelassenen Tiere erregten mein besonderes Mitleid. Noch heute dreht es mir den Magen um, wenn ich daran denke, wie ein Pferd zerteilt wurde, noch bevor es tot war, oder wie eine alte Frau das Blut eines geschlachteten Hundes in einer Blechdose auffing.

Niemals werde ich auch den Anblick des grossen Kübels aus dem Operationssaal vergessen. Er war mit verschmutzten Verbänden, Blut und amputierten Gliedmassen gefüllt. Jemand hatte ihn vor den Ausgang der Alten Reichskanzlei gestellt, damit er geleert werden konnte, wenn sich der Geschosshagel abschwächte.

Auf den Strassen sahen wir mehrere Leichen von Enthaupteten. Im Vergleich dazu war das Bild, mit dem Hannes und ich auf unserem Heimweg konfrontiert wurden, relativ harmlos. Aber es schockierte mich trotzdem, weil es sich um einen Jungen handelte, der an einem Laternenpfahl hing. Er trug eine zerrissene Volkssturm-Uniform, sein rechtes Ohr war halb abgetrennt und seine ganze rechte Seite blutgetränkt. Man hatte ihn mit einer Wäscheleine aufgeknüpft.

Es gab kein Schild, auf dem der Grund erklärt wurde. Seine Hände waren auf dem Rücken gefesselt und seine Beine an den Knöcheln zusammengebunden. Sein Gesicht deutete darauf hin, dass er 13 bis 16 Jahre alt gewesen war. Er trug keine HJ-Armbinde. Vielleicht hatte man sie ihm abgerissen, um ihn als Feigling zu brandmarken.

Ich erinnerte mich an die Äusserung Axmanns auf die Mitteilung, dass einige Jungen aufgehängt worden seien: «Bestimmt keiner von uns!»

Heute frage ich mich, was er damit gemeint haben könnte. Denn das Gesetz sah vor, dass alle deutschen Jungen und Mädchen der Hitlerjugend angehörten.

Dieser heruntergekommene jugendliche «Deserteur», den Hannes und ich vor uns sahen, liess keinen Zweifel daran, dass die von Bormann, Goebbels oder sonst wem veröffentlichten Vorschriften keineswegs als leere Drohungen zu verstehen waren, sondern dass ein Verstoss gegen sie mit der Exekution geahndet wurde. Sie galten für alle, die sich weigerten, die Stadt zu verteidigen – auch für Jugendliche wie uns!

Mir fielen die Rundfunknachrichten ein, die wir bei unserer Rückkehr aus Petersdorf in dem Bauernhaus gehört hatten, und ich dachte auch an die Aufrufe im *Panzerbär*, der Zeitung für die kämpfende Truppe:

«Wer in diesem Moment seine Pflicht nicht erfüllt, ist ein Verräter, ein Verräter an unserer Nation... Und wenn der Punkt erreicht ist, an dem der Schwache denkt, das Ende ist gekommen, dann muss der Starke weitermachen ... Der Kampf muss härter und fanatischer als je zuvor weitergehen... Wo der Führer ist, da ist der Sieg. Und es gibt keine Rücksicht mehr auf persönliche Schicksale. Kämpfen, sterben oder zum Verräter erklärt werden und wie ein Verräter behandelt werden!»

Wie viele wurden hingerichtet? Weder am Reichssportfeld noch am letzten Kriegstag in der Vossstrasse sah ich Reihen gehenkter Jungen. Aber ihre Zahl mag hoch gewesen sein, denn fast wäre auch Hannes und mir dieses Schicksal widerfahren.

Wir schauten gerade die Strasse hinunter, in der viele weisse Fahnen (überwiegend Bettlaken) aus Fenstern und von Balkons hingen, als wir



plötzlich von einem jungen Waffen-SS-Unteroffizier angehalten wurden. Er fragte uns nach der Parole. Doch niemand hatte uns gegenüber eine Parole erwähnt.

Hinter dem jungen Unteroffizier stand ein älterer Mann, der einen langen Mantel ohne Rangabzeichen trug, möglicherweise den eines Polizeibeamten. Daran hatte er ein Eisernes Kreuz Erster Klasse geheftet. Auf einen Mantel gehörten jedoch keine Orden, was sogar Hannes zu der Bemerkung veranlasste: «Das hat er sicher einem gefallenen Kameraden geklaut.» Weitere Auszeichnungen hatte er nicht am Mantel und auch kein EK-II-Band. Das EK 1 konnte jedoch nur verliehen werden, wenn man bereits das EK II besass.

Irgendetwas wirkte unecht an diesem alten Mann und seinem Verhalten. Er schoss auf die weissen Fahnen in der Strasse, doch keine fiel herab. Wahrscheinlich war er ein schlechter Schütze. Lässig sagte er:

«Von hier geht's zum Galgen oder zurück in die Schlacht!»

«Wir sind Melder von der Reichskanzlei», erklärte ich.

Der Unteroffizier versetzte mir einen Stoss und rief: «Lüg mich nicht an!»

«Ich lüge nicht!», erwiderte ich.

Er wurde wütend, und damit begannen unsere Schwierigkeiten. Hannes besass kein Soldbuch und zeigte einen Ausweis der Motor-HJ und seinen Führerschein vor. Am 21. April sei er mir im Hauptquartier der Reichsjugendführung als Fahrer zugeteilt worden.

Der Unteroffizier entgegnete grinsend: «Von der Front abgehauen, ist mir schon klar!»

Dann befahl er mir, mich auszuweisen. Ich hatte meine beiden Soldbücher bei mir. Daraus zog der Unteroffizier den Schluss, ich sei ein Deserteur der Waffen-SS, der sich nun als Volkssturm-Mann ausgab.

Er behauptete, unsere Papiere seien ungültig und wir hätten kein Recht, ein Motorrad zu benutzen. Nicht einmal mein Passierschein für den Führerbunker, den Gruppenführer Johann Rattenhuber (1897-1957),

Hitlers letzter Sicherheitschef, unterzeichnet hatte, schien ihn zu beeindrucken. Hannes flüsterte: «Der will unser Krad haben!»

Die einzigen Waffen, die Hannes und ich bei uns hatten, waren

Pistolen. Nachdem mir die russischen Soldaten in Jacobsdorf meine kleinkalibrige Walther abgenommen hatten, waren Hannes und ich mit dem gleichen Modell wie hochrangige HJ-Führer ausgerüstet worden.

Auch meine Depeschentasche war bei den Russen geblieben, doch in meiner Brusttasche steckte eine gefaltete Meldung von Obergebietsführer Dr. Ernst Schlünder. Ich fühlte mich nicht berechtigt, den Umschlag zu öffnen, aber er war eindeutig an Reichsjugendführer Axmann adressiert. Der Unteroffizier glaubte allerdings, unser Reichsjugendführer sei immer noch Baldur von Schirach. Er schien nicht zu wissen, dass Artur Axmann dieses Amt seit fast fünf Jahren innehatte. Dabei tauchte sein Name ständig in den Schlagzeilen auf, seit die Hitlerjugend in den Krieg eingetreten war.

Durfte jemand, der so ignorant war, eine Entscheidung über mein und Hannes' Leben fällen? Zweimal war ich den Russen entkommen, und nun hatten wir einen wichtigen Auftrag zu erfüllen. Es galt, militärische Befehle von Axmann zu überbringen, die vielleicht sogar von Hitler persönlich stammten. Und wer hatte uns angehalten? Ein alter Polizeibeamter, der sehr seltsam wirkte, und ein Waffen-SS-Unterführer, der in keiner Weise behindert zu sein schien und daher selbst für die Frauen und Kinder von Berlin ins Gefecht hätte ziehen sollen.

«Mitkommen!», befahl der Jüngere.

Hannes mit seinen Papieren und ich mit meinen beiden Soldbüchern in der Hand mussten in den Keller eines Eckhauses hinuntersteigen. Dort hielten sich mehrere Frauen auf, und an einem provisorischen Schreibtisch, der von Aktenstapeln, einem Feldtelefon und einer Aktentasche bedeckt war, sass ein ausserordentlich dicker Mann. Auch er trug eine Art Fantasieuniform aus dunkelgrauen Hosen und einem Mantel, dessen Kragen dem eines katholischen Priesters glich. Handelte es sich vielleicht um eine Uniform aus dem Ersten Weltkrieg?

Wieso war ein Offizier einer Volkssturm-Einheit Vorgesetzter eines Waffen-SS-Unterführers, der fronttauglich wirkte? War dieser dicke Mann ein Justizbeamter? Hatte er die Hinrichtung des erhängten Jungen befohlen?

Ich gab ihm die gleiche Erklärung wie dem Unteroffizier. Zu meiner

Überraschung und Erleichterung rief er in der Reichskanzlei an und liess sich bestätigen, dass ich die Wahrheit gesagt hatte. Dann warnte er uns: «Die Russen haben die Leitung angezapft und wissen, dass ihr kommt.»

Hannes erwiderte, wir würden einen anderen Weg einschlagen. Ich hatte keine Ahnung, wo die Russen uns auflauern konnten, und war froh, dass mein Kamerad Berliner war.

Die weiblichen Freiwilligen im Keller waren keine jungen RAD-Mädchen wie die, auf die wir einige Tage zuvor in dem Gasthaus gestossen waren. Manche dieser Frauen mittleren und höheren Alters trugen mir unbekannte Uniformen. Wahrscheinlich gehörten sie zur Arbeitsfront oder zu anderen NS-Hilfsorganisationen.

Erst nach dem Krieg erfuhr ich von der Existenz des Freikorps Adolf Hitler. Dessen Mitglieder waren bevollmächtigt, Deserteure hinzurichten.

Zu unserem Glück konnte im Stadtnetz noch telefoniert werden. Dagegen hatte Axmann ein Feldtelefon mit eigener Leitung zum Bunker. Diese Leitung war in den letzten Tagen zerschossen worden.

\*

Hannes und ich brauchten dringend Benzin. Als Axmanns Melder glaubten wir, eine Vorzugsbehandlung verdient zu haben. Der Reichsjugendführer stimmte zu und befahl seinem Verwaltungschef, Gebietsführer Ludwig Grimm, einen Bezugsschein für eine Tankfüllung Benzin zu unterzeichnen. Wir gingen direkt zum unterirdischen Fuhrpark an der Hermann-Göring-Strasse. Dort wurde uns von Sturmbannführer Erich Kempka, Hitlers persönlichem Fahrer, brüsk mitgeteilt: «Es gibt kein Benzin mehr!»

In Kempkas persönlicher Hierarchie nahm Axmann offenbar einen niedrigen Platz ein. Vielleicht glaubte auch er, dass Baldur von Schirach immer noch Chef der Hitlerjugend sei.

Ich wies daraufhin, dass Hannes und ich direkte Führerbefehle zu Vorposten wie den Pichelsdorfer Brücken befördern mussten.

Kempka musterte uns noch einmal und sagte scharf: «Nein, nicht für euch beide!»

Dann beging Hannes einen Fehler und wandte sich an den Garagenmeister, Hauptsturmführer Karl Schneider. Er zeigte auf ein paar kleine Fässer.

«Kommt nicht infrage!», lautete die schroffe Antwort.

Schliesslich wurde Hannes zum Tiergarten geschickt, um Benzin zu holen. Er kehrte nie wieder zurück.

Ich weiss nicht einmal, ob Hannes im Tiergarten ankam und ob er dort Benzin erhielt. Hatte er vielleicht einen Schluck aus seinem Flachmann genommen, um sich «die Seele zu wärmen», und dann wie so viele andere entschieden, dass der Krieg für ihn vorbei war?

Heute wissen wir, weshalb wir kein Benzin erhielten. Hitler hatte bereits sämtliche Vorräte requiriert und liess sie in der Tiefgarage lagern, damit man seine Leiche und die seiner ihm frisch angetrauten Frau bis zur Unkenntlichkeit verbrennen konnte.

Seit dem Umzug führten mich meine Meldegänge von der Vossstrasse ins Notlazarett und in den benachbarten Luftschutzraum, den auch die Öffentlichkeit benutzen durfte. Durch einen langen Tunnel erreichte man von dort den oberen Bunker. Dieser war durch eine Treppe mit dem bewachten Haupteingang zu dem tiefsten unteren Bunker, Hitlers letztem Quartier, verbunden.

In dem Keller neben dem Luftschutzraum in der Vossstrasse lagen die Wachstuben, das Notlazarett, die Telefonzentrale und die Unterkünfte der Offiziere und Wachmannschaften. Der Keller enthielt ausserdem die Mannschaftskantine.

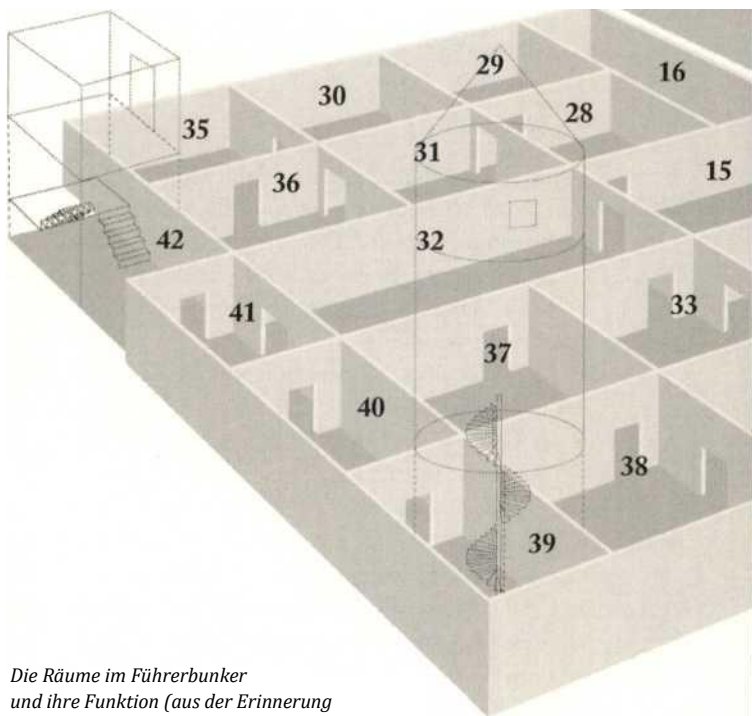
Die Räumlichkeiten, die wir Angehörigen von Axmanns Stab den oberen und den unteren Bunker nannten, befanden sich unter dem Garten des Kanzleigebäudes zwischen der Alten Reichskanzlei und dem Aussenministerium. Meiner Erinnerung nach befand sich der obere Bunker auf derselben Ebene wie der untere Keller der Neuen Reichskanzlei.

Eine weitere Tiefgarage, die Hannes und ich später entdeckten, war nicht von der Wilhelmstrasse, sondern von der Hermann-Göring-Strasse her zugänglich.

Am Ende musste ich vorwiegend Meldungen zwischen dem Lage-raum und der Funkstelle hin- und herbefördern. Ausserdem trug ich medizinischen Nachschub vom Notlazarett unter der Neuen Reichskanzlei zu Dr. Gertruds provisorischer Erste-Hilfe-Station unter der Partei-Kanzlei.

Reichsjugendführer Axmann hatte auch einem Marinefähnrich meine Dienste als Hilfsmelder angeboten, da die Funkstelle kaum noch

## DER FÜHRERBUNKER



*Die Räume im Führerbunker  
und ihre Funktion (aus der Erinnerung  
von Armin D. Lehmann)*

- |   |   |
|---|---|
| 1.-2. Durchgangszimmer, Wache                               | 8-10. Unterkünfte der Familie Goebbels  |
| 3. Durchgangshalle mit grossem Esstisch                     | 11. Tür, an der ich das Telegramm von Gauleiter Karl Hanke Dr. Goebbels übergab |
| 4. Küche  | 12. (?)   |
| 5. Vorrats-, Speisekammer (?)                               | 13- (?)   |
| 6. (?)  | 14. Durchgangs-, Wartezimmer  |
| 7. Quartier von Constanze Manziarly, Hitlers Diätköchin (?) |   |



- 15. (?)
- 16. Maschinenraum, Belüftungseinrichtungen, Fernschreiber
- 17.-23. Toiletten, Duschen und Umkleieräume
- 24.-26. Räume von Eva Braun
- 27. Wohn- oder Schlafzimmer von Eva Braun (?)
- 28. Raum für Verbindungsoffiziere, Besprechungszimmer, Ein- und Ausgang der Meldungen – auch für Martin Bormann

- 29.-30. Unterkunft und Behandlungsraum von Dr. Ludwig Stumpfegger, Hitlers letztem Leibarzt
- 31. Dr. Goebbels
- 32. Durchgangs- bzw. Vorzimmer Lage
- 33. Lageraum, Kartenzimmer
- 34. Hitlers Schlafzimmer (?)
- 35.-36. Robert Ritter v. Greim, Hanna Reitsch (?)
- 37. Raum von Adolf Hitler oder Eva Braun (?)
- 38. Hitlers Arbeitszimmer (?)
- 39. Ausgang zur Treppe durch den Beobachtungsturm
- 40. Hundebunker
- 41. Wache
- 42. Treppe zum Notausgang (oben auf der Plattform waren zunächst Panzerfäuste gelagert, später nichts mehr)

über eigene Boten verfügte. Immer häufiger mussten Mitteilungen von Hitler, Bormann und anderen in der «Zitadelle», das heisst im Regierungsviertel, auswärtigen Militärbefehlshabern und Parteibeziiksleitern überbracht werden.

Trotz der Gefahren, die mit jedem Meldegang verbunden waren, empfand ich Stolz darüber, dass man mich mit der wichtigen Aufgabe betraut hatte, Nachrichten im Bunker des Oberbefehlshabers abzuliefern. In meiner Verblendung glaubte ich noch immer, wir seien dem Sieg nahe. Ich vertraute darauf, dass Wencks und Steiners Armeen nach Berlin vorrückten und dass die Geheimwaffe nun endlich zum Einsatz kommen würde.

Der Marinefähnrich, der mich über die strikten Übergabeverfahren belehrte und die Dringlichkeit aller Meldungen unterstrich, wusste, dass Axmann das Leben der Hitlerjungen aufs Spiel setzen wollte, damit wir den Führer in die Mitte nehmen und aus der Einkesselung ausbrechen konnten. Der Fähnrich versicherte mir, er habe keinen Zweifel an meinem Mut, doch damit sei es nicht getan. Offenbar hielt er mich für einen unreifen Jungen, der seine Tapferkeit bewiesen hatte, die Situation jedoch nicht hinreichend durchschaute.

Tatsächlich sollte es noch ein paar Wochen dauern, bis ich begriff, wie aussichtslos die Lage bereits gewesen war, als mir Hitlers und Bormanns letzte Funkprüche anvertraut wurden. Ich rannte mir das Herz aus dem Leibe. Keine Zeit durfte verloren werden. Wenn man zum Beispiel dringend auf meine Rückkehr mit Medikamenten wartete, durfte ich sie nicht sofort im Notlazarett abholen, sondern musste zunächst alle Meldungen im «Vorzimmer Lage» abliefern.

Am 27. oder 28. April schickte Gauleiter Karl Hanke dem Propagandaminister und seiner Frau ein Telegramm aus Breslau. Goebbels hatte sein Büro im unteren Bunker, und seine Familie belegte im oberen eine Wohnung mit mehreren Zimmern. Ich entschied, das Telegramm oben bei Frau Goebbels abzugeben. Doch zufällig kam der Propagandaminister gerade aus dem unteren Bunker, als seine Frau mit ihren beiden ältesten Töchtern von innen die Tür öffnete.

Ich hob die Hand zum Gruss und überreichte Dr. Goebbels den



Umschlag. Er riss ihn auf, las das Telegramm und sagte: «Ach, von Hanke.» Frau Goebbels blickte über seine Schulter – mir fiel auf, wie klein er neben ihr wirkte – und bemerkte: «Der arme Karl. Silvester war er noch bei uns!»

Ein paar Tage später erhielt ich den Befehl, eine Nachricht im Vorzimmer des unteren Bunkers abzuholen. Reichsleiter Bormann war im Zimmer, zögerte jedoch, mir den Umschlag auszuhändigen. Obwohl er mich schon mehrere Male gesehen hatte, fragte er: «Ist das der Melder?»

«Ja», sagte der Dienst habende Stabsoffizier, nahm Bormann die Depesche aus der Hand und gab sie mir. Ich überbrachte sie dem Funker. Er öffnete den Umschlag und schüttelte den Kopf. «Mein Gott, auch diese Kinder!»

Ich grüßte und ging hinaus. Der Befehl hatte wahrscheinlich nichts mit dem Volkssturm zu tun, für den Bormann ebenfalls verantwortlich war, sondern mit seinen eigenen Kindern. Nach dem Krieg wurde bekannt, dass Bormann seiner Frau befohlen hatte, ihre zehn Kinder und dann sich selbst zu töten. Dazu kam es allerdings nicht.

In ähnlicher Weise hatten Goebbels und seine Frau beschlossen, ihre Kinder umzubringen und dann Selbstmord zu begehen. Die Entscheidung muss vor dem 28. April gefallen sein, denn an diesem Tag schrieb Frau Goebbels einen Brief an Harald Quandt, ihren ältesten Sohn aus früherer Ehe. Darin erklärte sie, «dass sich unsere glorreichen Ideen ihrem Ende nähern und damit auch alles Schöne, Ehrwürdige, Noble und Tugendhafte, das ich in meinem Leben erfahren habe. Die Welt, die auf den Führer und den Nationalsozialismus folgen wird, wird es nicht mehr wert sein, darin zu leben...»

Das also glaubte sie bis zum unwiderrufflichen Ende.

\*

Im Keller unter der Reichskanzlei erschienen auch viele in der Wehrmacht aktive Frauen. Die erste, die ich erkannte, war die berühmte Testpilotin Hanna Reitsch (1912-1979). Ich war ihr schon einmal begegnet, als ich mit meiner Grossmutter ihr Elternhaus in Hirschberg besuchte.

Sie sah ganz und gar nicht wie eine Pilotin aus, sondern wie eine

erschöpfte Kämpferin, die aus einem Schützengraben aufgetaucht war. Neben ihr lag ein Luftwaffengeneral auf einer Trage. Er war schwer verwundet und hatte die Augen geschlossen. Er lag in seiner Uniform unter einer Wehrmachtsdecke. An seinem Kragen war das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes mit Eichenlaub und Schwertern befestigt, unter dem sich der Pour le Merite verbarg. Von Bildern in Illustrierten und Zeitungen wusste ich, wie die meisten Kriegshelden aussahen. Aber seine Züge waren mir fremd.

Der untere Teil der Decke war mit Blut durchtränkt und wurde von einem Sanitäter zurückgeschlagen, der den rechten Fuss des Generals schiente und bandagierte. Ich konnte nicht erkennen, ob der Fuss noch fest mit dem Bein verbunden oder nicht mehr zu retten war. Hinter mir warteten die beiden Sanitäter, die ihn durch den Gang zum Notlazarett geschleppt hatten. Sobald der Verband angelegt war, wollten sie den General zum Führerbunker bringen.

Einer der beiden kommentierte: «Das Püppchen weicht ihm nicht von der Seite.» Sie hielt immer noch die Hand des Generals und strich ihm hin und wieder über die Stirn. Anscheinend wusste ich als Einziger, dass das «Püppchen» die mutige, mit hohen Orden ausgezeichnete Fliegerin Hanna Reitsch war. Ich salutierte und sagte: «Frau Reitsch, ich bin Ihnen in Hirschberg begegnet...»

Empört unterbrach sie mich: «Ich bin nicht Frau Reitsch, sondern *Flugkapitän* Reitsch!»

Warum war sie so ärgerlich?

Aus der Nähe bemerkte ich ein wenig Schmieröl an ihren Händen und in ihrem Gesicht. Die Pilotin trug eine einfache Lederjacke, wahrscheinlich nicht ihre eigene, denn sie war zu gross und zu weit für ihre zierliche Figur. Ihre weisse Bluse, die Schmutzflecke und ein paar Risse aufwies, schien kein Kleidungsstück der Luftwaffe zu sein. An der Lederjacke waren weder Rangabzeichen noch Orden zu sehen. Dabei waren ihr neben zahlreichen Fliegerabzeichen auch das Eiserne Kreuz Zweiter und Erster Klasse verliehen worden. Meines Wissens war sie die erste Frau, die das EK I erhalten hatte.

Ich wagte kein weiteres Wort zu sagen, sondern zog mich zurück und ging ihr im oberen Bunker fortan aus dem Weg.

Bald sprach es sich herum, dass ihr verwundeter Gefährte Generaloberst Robert Ritter von Greim (1892-1945) war, der Oberbefehlshaber der Luftflotte 6. Hitler hatte ihn nach Berlin beordert. Hanna Reitsch und er hatten die Reise unter abenteuerlichen Umständen zurückgelegt.

Hanna war die Geliebte des Generals und hatte beschlossen, ihn zu begleiten. Ihrem eigenen Bericht zufolge versteckte sie sich im Heck seines Flugzeugs und machte sich erst in der Luft bemerkbar. Später sollte ihr kühner Entschluss von Greim das Leben retten.

Sie landeten am Flughafen Gatow, wo ihnen ein Fieseler Storch, also ein zweisitziger Aufklärungsflugzeug, zur Verfügung stand. Ritter von Greim übernahm das Steuer, und sie hielten auf eine provisorische Landebahn an der Ost-West-Achse zu. Die Maschine wurde jedoch von dem immer heftiger werdenden russischen Feuer getroffen, was zur Verwundung des Generals führte.

Hanna Reitsch war auf einen solchen Notfall vorbereitet. Sie übernahm das Steuer und brachte das beschädigte Flugzeug mit dem verwundeten Piloten durch das russische Flakfeuer ans Ziel, indem sie vor dem Brandenburger Tor unweit der Reichskanzlei landete.

Nach einer kurzen Fahrt mit einem Wehrmachtsauto erreichten sie die Kanzlei. Hanna Reitsch war ausser sich, weil der bewusstlose General nicht sofort behandelt wurde und sie fürchtete, ihn zu verlieren, was wohl auch ihre Reizbarkeit mir gegenüber erklärte.

Der Arzt, der Ritter von Greim schliesslich behandelte, erfuhr, dass er zum Generalfeldmarschall befördert worden sei. Hitler hatte ihn nämlich dazu auserwählt, den «Verräter» Reichsmarschall Hermann Göring zu ersetzen.

Der neue Oberbefehlshaber der Luftwaffe und Hanna Reitsch brachten drei Nächte im Führerbunker. In jenem Zeitraum bekam ich den Feldmarschall nicht mehr zu Gesicht. Nach der Kapitulation nahm sich von Greim am 24. Mai 1945 in alliierter Gefangenschaft das Leben.

Hanna Reitsch wurde von der amerikanischen Militärregierung für 15 Monate interniert und im Dezember 1947 als «unbelastet» eingestuft. Danach kehrte sie zur Fliegerei zurück, ohne sich je öffentlich zu den Schrecken, die der einst von ihr bewunderte Führer hinterlassen hatte, zu äussern.

Derjenige unter den Bewohnern des Bunkers, über den ich mit Ausnahme von Axmann am intensivsten nachdachte, war Martin Bormann. Öffentlich kaum bekannt, war er eine unauffällige Gestalt unter den führenden Politikern des Dritten Reiches, aber innerhalb von nur elf Tagen machte er auf mich einen bleibenden Eindruck. Der Erscheinung nach wirkten Bormann und Himmler von den Männern in Hitlers Umgebung am wenigsten militärisch. Doch nach dem Krieg erfuhren wir, dass sie zu den Mörderischsten und Heimtückischsten unter seinen engen Mitarbeitern gehört hatten.

Auf Hitlers Geburtstagsempfang am 20. April hatte ich Bormann in der Menschenmenge, die überwiegend aus Offizieren bestand, rasch aus den Augen verloren. Vielleicht war er damit beschäftigt, die Kameramänner der Wochenschau daran zu hindern, dass sie den so offenkundig zitternden Hitler filmten.

Wann immer ich Bormann zwischen dem 20. April und dem Abend des 1. Mai 1945 begegnete, schien er mich nicht zur Kenntnis zu nehmen, obwohl er mir zweimal Meldungen aushändigte, die zur Partei-Kanzlei gebracht werden mussten.

Möglicherweise erinnere ich mich detaillierter an ihn als an viele andere, weil er mit einem Freund meines Grossvaters verwandt war. Als alter Parteigenosse hatte Opa Lehmann zu einigen von Hitlers frühesten Gefolgsleuten Kontakt. Am höchsten in der Parteihierarchie rangierte Reichsleiter Walter Buch (1883-1942), ehemals Major in der kaiserlichen Armee und später Mitglied des Freikorps. Er zeichnete sich in der «Kampfzeit» aus und gehörte 1928 zu den zwölf national-

sozialistischen Reichstagsabgeordneten (von insgesamt 491), die in ganz Deutschland bekannt wurden. Mein Grossvater lernte ihn in Nürnberg auf einer Parteiversammlung kennen. Sie schlossen Freundschaft und blieben miteinander in Verbindung.

1929 heiratete Bormann Buchs Tochter Gerda. Ihr Vater stieg 1934 zum obersten NS DAP-Richter auf.

Mir war in Bormanns Gegenwart stets unbehaglich zumute. Niemals verspürte ich den Wunsch, ihm mitzuteilen, dass mein Grossvater und sein Schwiegervater miteinander befreundet seien.

Damals wusste ich nicht, dass Bormann in den frühen Zwanzigeijahren unter SA-Chef Ernst Röhm gedient hatte (während die SA noch verboten war), und zwar in einer paramilitärischen Einheit namens Frontbann. Dort organisierte Bormann die Ermordung des mutmasslichen Spitzels, der den französischen Besatzungsbehörden im Ruhrgebiet den berühmten deutschen «Freiheitskämpfer» Albert Leo Schlageter ausgeliefert hatte und damit für dessen Hinrichtung verantwortlich war. Der «Schutztruppe», die den Mord beging, gehörte auch Rudolf Höss (1900-1947) an, der spätere Kommandant des Konzentrationslagers Auschwitz. Bormann wurde zu einer einjährigen Haftstrafe verurteilt.

Ein weiteres interessantes Detail über Martin Bormann erfuhr ich nach dem Krieg während eines Vorbildungskurses für Journalisten in München. Ein anderer Kursteilnehmer, der Sohn eines Rechtsanwalts, hatte Polizeiberichte über den Selbstmord von Hitlers Nichte Geli Raubal (1908-1931), die möglicherweise auch seine Geliebte war, einsehen können. Der für die Ermittlungen zuständige Kriminalbeamte hiess Heinrich Müller. Bormann soll ihn bestochen haben, damit er die für Hitler verfänglichen Nachforschungen einstellte.

Ich hörte Heinrich Müllers Namen zum ersten Mal in den letzten Apriltagen 1945 in Berlin, als Axmann mich aufforderte, eine Nachricht für SS-Gruppenführer Müller im Reichssicherheitshauptamt, also im Gestapo-Hauptquartier, abzuliefern. Bei dem Empfänger handelte es sich um den berüchtigten Gestapo-Müller, der viele hunderttausend Juden in die Vernichtungslager geschickt hatte und bei Kriegsende spurlos verschwand.

Warum war mir Bormann, der Vater von zehn Kindern, so unsympathisch? Nicht einmal mein Grossvater hatte viel für ihn übrig und bezeichnete ihn im Familienkreis als «graue Eminenz», nicht als «braune Eminenz» des Dritten Reiches, wie man den Reichsleiter oft lobend nannte. Und meine Mutter nannte Gerda Bormann häufig eine «arme Frau», womit sie wahrscheinlich ihr Mitleid über deren häufige Schwangerschaften zum Ausdruck brachte.

Soweit ich mich erinnere, wurde Bormann bei der Hitlerjugend kaum erwähnt. Deshalb war es eine Überraschung für uns, als Werner Frehse, der Direktor der Lagerleiterschule in Podiebrad, um die Jahreswende 1943/44 einen Protestbrief an den Reichsleiter schrieb. Bormann hatte nämlich erklärt, deutsche Frauen sollten ungeachtet ihres Familienstands Kinder zur Welt bringen, um Deutschlands Zukunft zu sichern. Frehse konnte die Schwangerschaft von unverheirateten Frauen nicht akzeptieren und hatte den Inhalt seines Schreibens mit Baldur von Schirach, dem ehemaligen Reichsjugendführer, abgestimmt. Anscheinend wollte Frehse sich für den Fall absichern, dass der mächtige Bormann Massnahmen gegen ihn ergriff. Aber dieser beantwortete den Brief nicht einmal, denn er dürfte ähnliche Reaktionen auch von anderen einflussreichen Parteigenossen erhalten haben.

Zu dem Zeitpunkt, als Axmann seine Befehlsstelle in den Keller der Partei-Kanzlei in der Wilhelmstrasse 64 verlegt hatte, galt Bormann als Hitlers rechte Hand. Er hatte all seine Rivalen um die Gunst des Führers ausgestochen – mit einer einzigen Ausnahme: Artur Axmann. Der Reichsjugendführer war entschlossen, an Hitlers Seite zu bleiben und ihm zu beweisen, dass die Hitlerjugend bis zum bitteren Ende kämpfen würde. «Bedingungslose Treue zum Führer» – so lautete Axmanns Motto.

Bormann hatte keine Truppen unter sich und musste auf eine Auszeichnung in letzter Minute verzichten, aber er leitete Hitlers Sekretariat, schirmte den Führer von schlechten Nachrichten ab und entschied, wer direkten Zugang zu ihm hatte.

Ausserdem manipulierte er die ein- und ausgehenden Meldungen,

um bei Hitler eine ihm genehme Reaktion zu erzielen. Das galt laut Axmann zum Beispiel für ein Telegramm von Hermann Göring, dem designierten Nachfolger Hitlers.

Der Reichsmarschall war der Meinung, dass der Führer nicht mehr als Staatsoberhaupt fungieren könne, da Berlin fast völlig von russischen Streitkräften eingekreist war. Deshalb bat Göring in seinem Funk-spruch, die Führung des noch unbesetzten Deutschland übernehmen zu dürfen. Bormann interpretierte dieses Ansinnen als Verrat. Daraufhin entthob Hitler Göring aller Ämter und befahl seine Verhaftung.

Später hörte ich von Axmann, er sei ebenfalls durch Bormann ge-täuscht worden und habe erst nach dem Krieg erfahren, dass Görings Verhalten korrekt gewesen sei.

Zwischen dem 20. und dem 30. April konnte ich recht oft einen flüchtigen Blick auf Hitler werfen, aber aus der Nähe bekam ich ihn nur viermal zu Gesicht.

Meine erste Begegnung mit Hitler fand, wie bereits geschildert, auf seinem Geburtstagsempfang in Berlin statt: am 20. April 1945 zwischen 17.10 und 17.20 Uhr.

Was mein zweites und drittes Zusammentreffen im Bunker mit ihm angeht, bin ich mir nicht ganz so sicher. Tage und Nächte verschmolzen im Strom der Vernichtung miteinander. Es gab keine festen Mahlzeiten oder Ruhezeiten mehr; die Meldungen mussten rund um die Uhr ausgeliefert werden.

Das nächste Mal sah ich ihn am 26. oder 27. April, nachdem ich meinen Passierschein für den Bunker erhalten hatte. Ich wartete mit einigen Offizieren und anderen Meldern im Vorzimmer Lage, das manche auch als Warteraum oder Durchgang bezeichneten. Zu beiden Seiten gab es mehrere Türen.

Plötzlich trat Hitler aus einer der Türen in den Durchgang, wahrscheinlich aus seinem Arbeits- oder Kartenzimmer. Dort drängten sich zahlreiche Besucher.

Hitler schien tief in Gedanken versunken zu sein. Er war allein, was mich aus irgendeinem Grund erstaunte, und schritt in den Raum, in dem die Mehrzahl der Nachrichten ausgegeben und empfangen wurde. Als Axmanns Verbindungsoffizier herauskam, um mir die Meldung auszuhändigen, die ich zur Funkstelle bringen sollte, war Hitler bereits verschwunden.



Bei der dritten Begegnung hatte ich den Bunker durch den Notausgang betreten und bemerkte Hitler, der sich, flankiert von Bormann und einem SS-Offizier, an die Wand lehnte. Einige Wachen gingen an den drei Männern vorbei und trugen Kartons hinaus.

Bormann redete auf Hitler ein und untermalte seine Worte durch ausdrucksvolle Gesten. Ich konnte allerdings nicht hören, worüber sie sprachen.

Nachdem ich meinen Umschlag erhalten und den Bunker durch den Notausgang verlassen hatte, konnte ich im Garten beobachten, wie man die Akten, welche die SS-Wachen in den Kisten hinausgeschleppt hatten, verbrannte. Es dürfte sich um Geheimsachen gehandelt haben, doch etliche lose Blätter wehten unbeschädigt davon.

Im Zusammenhang mit der Vernichtung von Geheimdokumenten erinnere ich mich auch an eine Nachricht, die besagte, dass Hitlers Adjutant, SS-Obergruppenführer Julius Schaub, der Berlin mit einem der letzten Kurierflugzeuge verlassen hatte, den Zug des Führers zerstört habe. Vermutlich bestand der Zweck dieser Aktion darin, die im Sonderzug verwahrten Akten – darunter wohl auch Hitlers Befehle zur Endlösung – verschwinden zu lassen. Die meisten Personen im Bunker gehörten zum inneren Zirkel und hatten den Zug irgendwann benutzt, weshalb sie die Nachricht über seine Zerstörung betrübt aufnahmen. Hitler dagegen war laut Major Weltzin erleichtert über die Meldung.

Die Mehrzahl der Umschläge, die ich in den Bunker hinein- oder aus ihm hinausbeförderte, waren mit dem grossen Stempelaufdruck NUR DURCH OFFIZIER versehen. Dies zeigt, wie sich die Situation in Hitlers Umgebung in den letzten Tagen verschlechtert hatte. Ich war kein Offizier, nicht einmal Unteroffizier, und trug keine Waffen-SS-Uniform, sondern die des Volkssturms mit einer HJ-Armbinde. Mir als 16-Jährigem wurden Meldungen anvertraut, die oft als «Chefsache», zuweilen auch als «Führerbefehl» gekennzeichnet waren. Bormann besass einen eigenen Meldeumschlag mit einem Adler, der das Hakenkreuz in einem Kranz aus Eichenlaub in den Klauen hatte.

Das vierte und letzte Mal sah ich Hitler am 30. April aus nächster Nähe, und zwar am frühen Morgen zwischen vier und sechs Uhr.

Im Korridor stand der leere Teewagen, auf dem sich sonst immer belegte Brote häuften. Meistens war es Bormann, der sich dort ausgiebig bediente. Obwohl auch ich hungrig war, wagte ich nicht zuzugreifen, und niemand gab mir die Erlaubnis dazu.

Da ich meine Meldung so früh überbracht hatte, war sie offenbar sehr wichtig. Sie stammte aus unserer verborgenen Funkstelle neben Axmanns Hauptquartier. Einer der Nachrichtenleute in Marineuniform sagte, im Osten gebe es noch Kontakt zur Festung Breslau und im Westen, was mich sehr überraschte, zu den Kanalinseln.

Die Nachricht, die ich einem Ordonnanzoffizier mit roten Biesen an der Hose kurz vor der Morgendämmerung des 30. April übergeben hatte, war – nach seiner Reaktion zu urteilen – schockierend. «Auch das noch», murmelte er.

Er befahl mir, auf eine Antwort zu warten, zog sich zurück und blieb lange fort. Körperlich völlig ausgelaugt, döste ich auf der Bank ein.

Zwei oder drei Stunden vorher war ich zum Notlazarett unterwegs gewesen und hatte dabei den Korridor des oberen Bunkers durchquert. Glaubwürdige Zeugen berichten, dass Eva Braun (1912-1945), die damals schon Frau Hitler hiess, dort mit einigen Angehörigen des inneren Zirkels gefeiert habe. Sie soll in ihrer Hochzeitsnacht bis zum Morgen mit ihren Gästen Grammophon gespielt und dazu getanzt haben. Dann brach der Tag an, in dessen Verlauf Hitler und sie Selbstmord begingen.

Ich bin sicher, dass sich die Feier, wenn sie überhaupt stattfand, anderswo abgespielt haben muss. Denn ich durchquerte den oberen Bunker in jener Nacht zweimal, ohne etwas zu bemerken. Ausserdem schliefen die Kinder der Familie Goebbels, die damals noch lebten, in den Nachbarräumen.

Nur ein paar von Rattenhubers Waffen-SS-Männern waren zu sehen. Wenn also wirklich eine Feier stattfand, dann höchstens in einer der Kantinen unter der Reichskanzlei.

Ich döste immer noch auf der Bank im Vorzimmer Lage vor mich hin, als ein Offizier meine Schulter antippte. Ich fuhr verlegen hoch, und aus den Mundwinkeln tropfte mir Speichel aufs Kinn. «Nur noch ein paar Minuten», sagte er. Ich wischte mir den Mund ab und bemühte mich mit aller Kraft, wach zu bleiben.

Schliesslich wurde ich in das Vorzimmer Lage gerufen, wo mehrere Offiziere auf dem Boden schliefen. Der Dienst habende Offizier gab mir die Antwort auf die Meldung, die ich überbracht hatte. In diesem Moment erschien Oberbannführer Günther Dietrich, einer von Axmanns Verbindungsoffizieren, aus dem Führerzimmer.

«Noch einen Moment», sagte Dietrich, der den Eindruck erweckte, in grosser Eile zu sein. Er betrat das Zimmer, das sich Bormann tagsüber mit seiner Sekretärin Else Krüger teilte. Keiner der beiden war zu dieser frühen Stunde anwesend.

Plötzlich tauchte Hitler wie ein Gespenst auf! Er starrte gedankenverloren vor sich hin und kam auf mich zu, ohne mich zu bemerken. Ich war so verblüfft, dass ich vergass, ihn zu grüssen.

In diesem Augenblick wurde der Bunker von einem starken Beben erschüttert. Hitler hob den rechten Arm, der unverkennbar zitterte, und streckte ihn zur Wand aus, um Halt zu finden. War es ein Treffer oberhalb der Bunkerdecke? Wäre ich jetzt schon in Stücke gerissen worden, wenn Dietrich mich nicht hier unten zurückgehalten hätte?

Schmutz oder Mörtel rieselte herunter. Hitler schaute nicht nach oben. Er schien vor sich hin zu murmeln und sagte vielleicht: «Wieder ein Treffer!»

Dann ging auch er in den Raum, in dem sich Dietrich und die Wachoffiziere drängten. Worüber sie auch diskutierten, es muss so wichtig und dringend gewesen sein, dass Hitler selbst Interesse daran zeigte. Ich hätte ein, zwei Schritte vorwärts machen und ihn berühren können, denn ich war weniger als vier Meter von der Tür entfernt.

Hitler wirkte noch ungesünder als zehn Tage zuvor auf dem Geburtstagsempfang. Er schien unter Gelbsucht zu leiden – ein Eindruck, der vielleicht durch das Bunkerlicht verursacht wurde. Sein Gesicht war fahl, und das Weisse in seinen glänzenden Augen schien sich gelb verfärbt zu haben.

Die Tatsache, dass Adolf Hitler eine Geliebte hatte und dass sie sich im Bunker aufhielt, brachte mich völlig aus der Fassung. Wir hatten immer wieder gehört, er setze seine Energie ausschliesslich für die Lenkung der Nation ein. Zum Beispiel hatte meine Mutter einmal gesagt: «Der Führer kann es sich nicht leisten, verheiratet zu sein!»

Deshalb war ich so verwundert, als Dr. Gertrud nach meinem ersten Meldegang zum Bunker wissen wollte, ob ich Eva Braun gesehen hätte.

«Eva Braun?», fragte ich. «Wer ist das?»

«Das weisst du nicht?», erwiderte Dr. Gertrud. «Die Geliebte des Führers.»

So ein Unsinn, schoss es mir durch den Kopf, aber ich unterdrückte die Bemerkung, weil sie respektlos gewesen wäre. Stattdessen platzte ich heraus: «Unmöglich! Der Führer hat keine Mätresse!»

«Das dachte ich auch», erwiderte sie.

Aber Dr. Gertrud hielt Eva Braun für eine Heldin, denn sie sei aus Berchtesgaden nach Berlin gekommen, um in der Nähe des Führers zu sein.

Immer noch zweifelnd, fragte ich bei Reichsjugendführer Axmann nach. Er bestätigte, dass Hitler eine Geliebte habe, und zwar seit langem.

Dreimal bekam ich Eva Braun, die zuletzt Eva Hitler hiess, aus der Nähe zu Gesicht, doch niemals in Begleitung des Führers, sondern stets zusammen mit anderen Frauen. Der denkwürdigste, wenn auch peinlichste Vorfall ereignete sich im Vorzimmer Lage. Ausser Atem, nachdem ich gerade durch einen Feuerhagel gerannt war, und mit vom Rauch gereizten Augen sah ich drei Frauen vor mir.

In meiner teilweise zerfetzten Uniform muss ich einen erbärmlichen Eindruck gemacht haben. Mein schmutziges und ungepflegtes Gesicht entsetzte die Frauen gewiss. Seit wir in den Keller der Partei-Kanzlei umgezogen waren, hatte ich Jacke und Hose nicht gewechselt, von Unterwäsche und Socken gar nicht zu reden. Eine der Frauen, die ein schwarzes Kleid und eine goldene Brosche trug, gab mir ein säu-

berlich gefaltetes Seidentuch. Damit wischte ich mir die Augen ab. Dann reichte sie mir ein Glas Sprudel.

Es war Eva Braun.

Das feuchte Glas rutschte mir aus der Hand und zersplitterte auf dem Boden. Ich errötete und wollte mich entfernen, aber sie griff nach einem weiteren Glas auf einem Servierwagen. «Beruhige dich!», sagte sie.

Mittlerweile legte sich die zweite Frau – es war Magda Goebbels – die Hand auf die Stirn, als hätte sie Kopfschmerzen. Die dritte Frau kannte ich nicht. Sie meinte: «Ist es nicht schrecklich, wie diese Jungen kämpfen müssen!»

Frau Goebbels drückte sich weiterhin die rechte Hand an die Stirn, während Eva Braun immer noch versuchte, mich zu beschwichtigen. Sie half mir sogar, meine brennenden Augen zu säubern.

Diese Begegnung mit den drei Frauen ereignete sich, bevor ich das Telegramm von Gauleiter Hanke für die Familie Goebbels ablieferte. Deshalb erkannte ich Magda Goebbels später, als ich ihrem Mann zum ersten – und letzten – Mal persönlich begegnete.

Ich wurde immer neugieriger, doch Dr. Gertrud übertraf mich noch.

«Hast du sie wieder gesehen?» Sie meinte Eva Braun.

«Ja», antwortete ich.

«Für wie alt hältst du sie?»

Ich hatte mich nie darauf verstanden, das Alter von Menschen zu schätzen. «Mitte zwanzig?», entgegnete ich zögernd.

Ich irrte mich. Eva Braun war damals 33 Jahre alt, wie ich nach dem Krieg erfuhr. Hitler hatte ein paar Tage vorher bei der Feier seines 56. Geburtstags viel älter als seine Jahre ausgesehen. Da Eva eher jugendlich wirkte, konnte ich mir die beiden überhaupt nicht als Ehepaar vorstellen.

Sogar in meiner Anwesenheit äusserte sich Reichsjugendführer Axmann sehr freimütig über einige seiner Sorgen, doch von Hitlers Überlebenschancen sprach er nie. Unser Auftrag war es, auszuhalten. Meines Wissens wurden immer noch die Generale Wenck und Steiner erwartet. Sie sollten die Einschliessung sprengen, um Hitler und uns aus Berlin herauszuholen.

Falls das nicht gelang, sollten die Körper der Hitlerjungen den Führer beim Durchbrechen der russischen Front abschirmen, damit er in die Alpenfestung bei Berchtesgaden gebracht werden konnte. Axmann und seine Mitarbeiter erwähnten nie, dass Hitler Selbstmord begehen könnte.

Als Axmann am 28. April in den Führerbunker ging, gönnte ich mir ein oder zwei Stunden Schlaf. Doch bei seiner Rückkehr schrak ich auf. «Der Führer hat Eva Braun geheiratet!» Ich reagierte äusserst naiv: «Dann schlagen wir sie mit heraus!»

Ich glaubte immer noch, dass der «Patient» durch die «Wundermedizin» gerettet werden würde. Als sich das Gerücht verbreitete, Hitler schreibe sein Testament, kam mir das verständlich vor. Denn selbst wenn wir einen menschlichen Schutzschild bildeten, konnte er getötet werden. Es galt, einen Nachfolger zu bestimmen, umso mehr, als sich neben Göring nun auch Himmler – durch den Versuch, mit den Westalliierten Kapitulationsverhandlungen aufzunehmen – als «Verräter» entpuppt hatte.

Der Verbindungsoffizier zwischen Himmler und Hitler war SS-Gruppenführer Hermann Fegelein, Eva Brauns Schwager. Als Hitler von

den Geheimverhandlungen Himmlers erfuhr, liess er dessen Vertrauten Fegelein wegen Desertion verhaften und vor ein Kriegsgericht stellen, dem auch Axmann angehörte. Vorher hatte der Reichsjugendführer mich beauftragt, SS-Gruppenführer Heinrich Müller aus dem Reichssicherheitshauptamt zu benachrichtigen, damit dieser an Axmanns Stelle als Offizierskamerad über Fegelein zu Gericht sass. Da ich «Gestapo-Müller» jedoch nicht ausfindig machen konnte, blieb Axmann nichts anderes übrig, als sich an dem Standgericht zu beteiligen.

Fegelein wurde am 29. April in Berlin zum Tode verurteilt und erschossen.

Interessanterweise erscheint Fegeleins Name auf der Passagierliste des so genannten Barcelona-Flugs. Ein hoch dekoriertes Bomberpilot und persönlicher Freund von Rüstungsminister Albert Speer, Oberstleutnant Werner Baumbach, hatte den Auftrag erhalten, die Nazi-Elite ins neutrale Spanien zu fliegen.

Meine Nachforschungen ergaben, dass Baumbachs JU-290 nie von Hörching bei Linz in Österreich startete. Wie hätte man diesen Flugplatz von Berlin aus denn auch erreichen sollen? Es lässt sich nicht feststellen, ob Baumbach selbst nach Spanien floh. Nach dem Krieg jedenfalls wanderte er mit seiner Familie nach Argentinien aus und verunglückte 1952 bei einem Testflug tödlich.

Gleichwohl scheint ein von Heinrich Müller unterzeichnetes Dokument zu bestätigen, dass Adolf Hitler und eine Gruppe von zehn Personen (darunter «Gestapo-Müller» selbst) am 26. April 1945 eine «Sonderreise» nach Barcelona antreten sollten.\* Wenn der Flug stattfand, müsste Müller als Einziger aus dieser Gruppe an Bord gewesen sein, denn Hitler und fast alle anderen aufgeführten Personen befanden sich im Bunker. Mit Eva Braun und Martin Bormann zum Beispiel sprach ich noch nach dem 26. April.

Hanna Reitsch und Ritter von Greim waren mit Sicherheit die Letzten, die den Bunker verliessen. Sie entkamen kurz vor dem Ende der Schlacht um Berlin mit einem kleinen Flugzeug.

\* Eine Reproduktion des Befehls enthält Gregory Douglas, *Gestapo Chief: The 1948 Interrogation of Heinrich Müller*, San Jose: James Bender Publishing 1995.

Zu dem Zeitpunkt, als mir mein EK I verliehen wurde, mangelte es schon an Urkunden, denn ich erhielt den Orden mit einem auf der Maschine getippten Dokument, das Axmann persönlich unterzeichnet hatte. Zu dem Silbernen Verwundetenabzeichen und dem Panzerabschussstreifen wurden mir vorgedruckte Bestätigungen, auf denen mein Name maschinenschriftlich eingesetzt war, mit Faksimile-Unterschriften eines mir unbekanntem Generals überreicht.

Da Axmann eine Armprothese hatte, half ihm Dr. Gertrud bei der Verleihung. Sie heftete mir das EK I an die Brusttasche und ersetzte das Schwarze Verwundetenabzeichen durch das neue in glänzendem Silber.

Lotte hatte vor mir das EK II am Bande erhalten, das Dr. Gertrud an ihrer Schwestertracht befestigte. Genau wie ich wurde sie mit einem Panzerabschussstreifen ausgezeichnet. Später nähte sie mir meinen oben am linken Uniformärmel an.

Axmann und Weltzin hatten sich bereits verabschiedet, doch Dr. Gertrud war noch bei uns, als Mutti Lehmann, die Kantinenfrau, Sekt servierte und einen Trinkspruch auf «die jungen Panzerknacker», also auf Lotte und mich, ausbrachte.

Die Verleihungszeremonie in der Kantine ist mir trotz ihrer Schlichtheit lebhaft in Erinnerung geblieben. Reichsjugendführer Axmann war voll des Lobes für uns gewesen.

Eine von Dr. Gertruds Helferinnen hatte eine Kleinbildkamera bei sich und machte eine Aufnahme von Lotte. Wäre auch ich mit meiner Gesichtsverletzung, der linken Hand im Verband und meinen Auszeichnungen an der Brust fotografiert worden, hätte ich mir gewünscht, dass mein Vater das Bild zu Gesicht bekam. Dann wäre ihm klar geworden, dass sich sein Sohn, der «Schwächling», mit 16 Jahren zu einem unerschütterlichen Kämpfer entwickelt hatte. Mein Vater besass nicht einmal das EK II. Er war mehrere Male schwer krank gewesen, aber nie in der Schlacht verwundet worden.

Damals wusste ich noch nicht, dass er bei den massiven Luftangriffen auf Dresden doch noch Verletzungen erlitten hatte. In ständiger



Todesgefahr und von den meisten Menschen, mit denen ich zu tun hatte, als junger Held anerkannt, sehnte ich mich einfach danach, meinen Vater wissen zu lassen, dass ich seine Erwartungen nicht nur erfüllt, sondern sogar übertroffen hatte.

Ich war nicht furchtlos, aber es gelang mir, meine Ängste zu überwinden. Als Soldat liess ich mich von den Schreien und dem Geheul um mich herum nicht ablenken. Ich verdrängte das Entsetzen in meinem Innern und verhielt mich so tapfer wie möglich.

Erst nach dem Krieg erfuhr ich, dass Hitler seinem Reichsjugendführer mitgeteilt hatte, die Besten hätten ihr Leben bereits auf dem Schlachtfeld geopfert. Welch eine Beleidigung für alle Deutschen, die überlebt hatten!

Erich Bärenfänger (1915-1945), der frühere Inspekteur der Hitlerjugend-Ertüchtigungslager und nun der jüngste deutsche General, war voller Anerkennung für die Jungen unter seinem Kommando. Er nahm an einer der Lagekonferenzen im Bunker teil, und Axmann machte mich stolz mit diesem Kriegshelden bekannt.

Die beiden waren Duzfreunde, und Axmann sagte: «Erich, hier ist mein Melder Lehmann, den der Führer zu seinem Geburtstag empfangen hat.»

General Bärenfänger schüttelte mir die Hand und klopfte mir sogar auf die Schulter – eine zu jener Zeit unübliche Geste. Ich hatte gerade mein EK I erhalten, während ihm das Ritterkreuz mit Eichenlaub verliehen worden war.

## NOTVERSORGUNG DER VERWUNDETEN

Wenn Dr. Gertrud nicht ihren Arztkittel, sondern ihre BDM-Uniform trug, kam sie mir nicht viel älter vor als die Mädchen in ihrer Krankenstation. Ihr Personal bestand zum Teil aus 14- bis 18-jährigen Schwesternhelferinnen und Pflegerinnen. Sie waren in allen Bereichen der ersten Hilfe ausgebildet worden und behandelten sogar schwere Verwundungen. Die meisten stammten aus Berlin und hatten nach Luftangriffen die Notversorgung der Verletzten übernommen. Die älteren Mädchen, die weisse Armbinden mit einem roten Kreuz trugen, müssen examinierte Krankenschwestern gewesen sein.

Dr. Gertruds Behandlungszimmer im Bunker der Partei-Kanzlei war ein abgeteilter Bereich, in dem ursprünglich nur einige Holzbänke standen. Wir hatten einige Tragen, Pritschen, Stühle und den Tisch mitgebracht, auf dem Neuzugänge behandelt wurden.

Während die russischen Luftangriffe sich verstärkten, nahm auch das Artilleriefeuer zu, und Granatsplitter prasselten wie Hagel auf die Menschen ausserhalb des Bunkers. Anfangs hatte Dr. Gertrud nur zwölf oder 14 Patienten. Die Zahl erhöhte sich rasch, nachdem immer mehr Strassenkämpfe ausgebrochen waren. Es mehrten sich Berichte über russische Scharfschützen, aber ich fragte mich, wo sie genügend Deckung vor den Granaten ihrer eigenen Artillerie finden konnten.

Zur Zeit unseres Ausbruchs am 1. Mai 1945 war Dr. Gertruds Krankenstation mit 30 bis 40 Verwundeten – teils sehr schweren Fällen – völlig überbelegt. Die Gestorbenen waren in den Hof gebracht worden und sollten beerdigt werden, wenn das Feuer endlich nachliess.

Dazu kam es jedoch nicht mehr, und die Russen müssen die Leichen bei ihrer Ankunft vorgefunden haben.

Währenddessen wurden im Notlazarett auf der anderen Strassen-  
seite mehrere hundert Verwundete von zwei Ärzten, Professor Werner  
Haase und Professor Ernst Günther Schenck, betreut. In den beiden  
ersten Tagen und Nächten hatten wir einige der Patienten, die Dr. Ger-  
trud wegen fehlender chirurgischer Instrumente oder eines Mangels an  
fachlichem Wissen nicht behandeln konnte, dorthin gebracht.

Im Notlazarett gab es einen Operationstisch mit einer hellen Lampe  
darüber. Mir kam der Raum wie eine kleine, doch voll ausgestattete  
Klinik vor. Im Vergleich dazu verfügten Dr. Gertrud und ihre Mit-  
arbeiterinnen im Wesentlichen nur über Erste-Hilfe-Mittel. Sie hatte  
einen Behälter, der wie ein Handkofferchen mit einem Rote-Kreuz-  
Zeichen aussah. Die darin enthaltenen Instrumente schienen die einzigen  
zu sein, auf die sie zurückgreifen konnte.

Auf ihrer Station herrschte ein ständiges Kommen und Gehen. Viele,  
auch ich, litten unter Durchfall. Bald waren die Vorräte an Medika-  
menten auf beiden Stationen erschöpft. Ich kaute Zwieback und trank  
ab und zu Schnaps, weil ich hoffte, er werde die Keime töten. Aber ich  
hatte mich getäuscht.

Die Toiletten, besonders jene unter der Alten und der Neuen Reichs-  
kanzlei, waren in einem erbärmlichen Zustand. Auch unsere Toilette in  
der Partei-Kanzlei war verstopft und lief bald über. Ich erinnere mich  
noch an den unsäglichen Gestank. Die Toilette im Führerbunker je-  
doch wurde vorschriftsmässig instand gehalten und blieb bis zum Ende  
sauber. Ich hatte ein WC in der Nähe des Ausgangs entdeckt und wurde  
von niemandem daran gehindert, es zu benutzen.

Während dieser anstrengenden Zeit trug ich den Gipsverband an  
meiner linken Hand, und mein kleiner Finger entzündete sich. Dr. Ger-  
trud bestand darauf, dass ich bei Professor Schenck vorsprach. Seine  
Krankenschwester gab mir Tetanusspritzen – allerdings eine zu viel, was  
einen Ausschlag an meinem ganzen Körper hervorrief.

«Bleib doch hier!», drängte Dr. Gertrud, die mich in Sicherheit wissen  
wollte. Aber ich lief wieder los.

Im Notlazarett erhöhte sich die Zahl der Verwundeten rapide. Die beiden Ärzte, die Schwestern und Helferinnen arbeiteten praktisch rund um die Uhr. Dabei war Professor Flaase selbst recht krank und musste sich ab und zu in der kleinen Apotheke ausruhen.

Die beiden höchsten HJ-Vertreter in Berlin waren Gisela Hermann und Otto Hamann. Hermann war Gebietsmädführerin und damit für die jungen Mädels (10 bis 14 Jahre) und die BDM-Mädchen (14 bis 18 Jahre) zuständig, während Hamann als Gebietsführer des Jungvolks (10 bis 14 Jahre) und der Hitlerjugend (14 bis 18 Jahre) fungierte. Sie waren vom Reichssportfeld gekommen, um Axmann über die Lage zu informieren, und wurden beim Überqueren der Wilhelmstrasse von Kugeln getroffen.

Obwohl Dr. Gertrud zu wenig Personal hatte, bestand sie darauf, dass Gudrun im Notlazarett zurückblieb, um die beiden HJ-Führer zu pflegen. Bald besuchte Axmann, dem ich den Weg zeigen musste, seine beiden Untergebenen.

Hamann starb innerhalb von Stunden, während Hermann überlebte.

Renate, die bei Dr. Gertrud blieb, benahm sich immer so, als wäre sie eine ausgebildete Ärztin. Sie entschied, dass ein Versuch gemacht werden sollte, den dringend benötigten Nachschub an Medikamenten und Verbandsmaterial zu beschaffen. Ich erhielt den Auftrag, zu diesem Zweck das Militärlazarett im Zoo-Bunker aufzusuchen. «Du schaffst das schon!», spornete sie mich an.

Es war wie ein Lauf durch die Hölle. Ich erinnere mich an den Splitterregen explodierender Stalinorgel-Geschosse, das Flammenmeer im Hintergrund und den beissenden Rauch in der Nähe des Bunkers.

Der Zoo-Bunker erwies sich als Luftwaffenanlage. Er war mit Soldaten und Zivilisten voll gestopft, und ich konnte mich kaum durcharbeiten, da es den Insassen an jeglicher Disziplin fehlte. Das Lazarett befand sich nicht im Keller, sondern ein, zwei Treppen höher.

Zum Glück hatte man die benötigten Medikamente noch vorrätig, doch ich musste warten. Ob Hannes hier war? Ich blickte mich um, aber die Chance, ihn in dem Gewühl zu entdecken, war gering. Nachdem ich mich erneut durch die Menge gekämpft hatte, um den Aus-

gang zu erreichen, empfand ich es fast als Erleichterung, noch einmal durchs Feuer hetzen zu müssen.

Renate belohnte mich für den Höllenlauf mit einer Spritze, die meine Schmerzen und das durch den Ausschlag verursachte Jucken linderte. Einen ganzen Tag lang ass ich nichts, sondern trank nur Wasser, um das Grummeln in meinen Eingeweiden abzustellen. Hätte ich keinen Zugang zum Führerbunker gehabt, wo noch reichlich Trinkwasser vorhanden war, wäre ich vielleicht dem Flüssigkeitsverlust zum Opfer gefallen.

Als die Krämpfe endlich nachliessen, war ich völlig fertig. Blosser Willenskraft hielt mich aufrecht. Mein Instinkt muss mich gewarnt haben, dass ich mich keinen Augenblick lang meiner Erschöpfung überlassen durfte. Dann hätte ich in einen Todesschlaf fallen können.

Wenn in diesem letzten Stadium des Krieges tatsächlich der Befehl existierte, keine Gefangenen zu machen, so wurde er von den Hitlerjungen nicht befolgt. Denn unter Gertruds Patienten war auch ein russischer Soldat. Wahrscheinlich handelte es sich um einen vorgeschobenen Scharfschützen, der durch die russische Artillerie verwundet worden war. Dr. Gertrud behandelte ihn, als wäre er einer von uns. Er hatte blonde Locken und eine breite Boxernase. Sein Gesicht erregte meine Aufmerksamkeit, weil es dem eines meiner Berliner Kameraden von der Versorgungseinheit der Reichsjugendführung ähnelte.

Ehe ich auswanderte, korrespondierte ich mit einem ehemaligen HJ-Stammführer, der glaubte, wir hätten einen russischen Spion unter uns gehabt. Er fragte mich, ob ich mich an den Namen Alex Kapp erinnerte, was nicht der Fall war. Fünfzig Jahre später las ich Petrovas und Watsons Buch *The Death of Hitler*, in dem ein «Spion im Bunker» erwähnt wird. Er soll Alexander Kwapishevski geheissen haben, doch sein Tarnname war Sascha Kwap. Das Buch enthält ein Bild dieses angeblichen Spions. Es zeigt einen jungen Mann mit gerader Nase und dunklem, glattem Haar.

Ich bin mir völlig sicher, dass dies nicht der russische Soldat war,

den Dr. Gertrud behandelt hatte. Er trug übrigens eine russische Uniform und hatte drei oder vier Orden an seiner Jacke. Wäre ein russischer Spion nicht mit einer deutschen Uniform bekleidet gewesen?

Wir waren über die «Seydlitz-Soldaten» informiert worden: angebliche deutsche Kommunisten, die in deutschen Uniformen gegen die Wehrmacht kämpften. Später erfuhr ich, dass dies nicht den Tatsachen entsprach. General Walter von Seydlitz (1888-1976), Stabschef von Generalfeldmarschall Paulus, war bei Stalingrad stellvertretender Befehlshaber der 6. Armee gewesen. Er geriet in Gefangenschaft, und seine Desillusion über Hitler veranlasste ihn, die Widerstandsgruppe «Nationalkomitee Freies Deutschland» mit zu gründen. Danach schuf er in Moskau den Bund Deutscher Offiziere mit dem Ziel, Hitler und dessen Regime zu stürzen.

Enttäuscht über das Scheitern des Attentats vom 20. Juli 1944, rief er zur Bildung einer «Befreiungsarmee» auf. Eine grosse Zahl gefangener deutscher Offiziere und Mannschaften meldete sich zum Dienst in dieser Armee. Sie kämpften in der Schlacht um Berlin, allerdings unter russischer Führung. Nach der Befreiung der Stadt planten sie, ein demokratisches Deutschland ins Leben zu rufen.

Doch sobald der Krieg beendet war, wurde deutlich, dass nicht die Gründung eines freien demokratischen Systems, sondern ein sozialistischer Satellitenstaat unter sowjetischer Herrschaft geplant war. Ausserdem blieb das Todesurteil, das vom Reichskriegsgericht 1944 gegen von Seydlitz in dessen Abwesenheit verhängt worden war, auch nach dem Waffenstillstand in Kraft. Erst 1956 hob ein Gericht der Bundesrepublik Deutschland das Urteil offiziell auf.

Umgekehrt hatten wir auf unserer Seite den russischen Generaloberst Andrej Wlassow, der nach seiner Gefangennahme im Jahr 1942 Stalin niederwerfen wollte. Er gründete das «Komitee zur Befreiung der Völker Russlands». Später kämpften zwei Divisionen unter seinem Kommando für Deutschland. Diese in Gefangenenlagern rekrutierten Soldaten waren davon überzeugt, für die bessere Sache zu kämpfen, als sie gegen Stalin ins Feld zogen.

General Wlassow wurde bei Kriegsende von den Alliierten gefan-

gen genommen und an die Sowjetunion ausgeliefert. 1946 richtete man ihn als Verräter hin.

In den frühen Siebzigerjahren erfuhr ich von einem Kollegen in der Tourismusbranche, wie viele Söldnereinheiten es während des Krieges gegeben hatte. Männer aus Ländern wie Albanien, Bulgarien, der Tschechoslowakei (die zu einem deutschen Protektorat geworden war), Estland, Finnland, Ungarn, Lettland, Litauen, Polen, Rumänien und Jugoslawien fochten für Hitler und müssen genauso fest an seine Sache geglaubt haben wie die meisten Deutschen.

In Berlin verteidigten Freiwillige aus Frankreich und den skandinavischen Ländern das Regierungsviertel und den Führerbunker. Ich erinnere mich an einen Franzosen, der verwundet eingeliefert und von Dr. Gertrud behandelt wurde. In gebrochenem Deutsch, doch mit galischem Enthusiasmus ermahnte er uns: «Wir müssen das Abendland retten.»

Wann immer ich in den allerletzten Tagen den Notausgang benutzte, der direkt in den Garten führte – die Wachen liessen mich durch, ohne meinen Passierschein zu überprüfen oder sich meine Waffe anzusehen. Die Pistole blieb in meiner Manteltasche, sodass ich Hitler hätte erschiessen können, als ich das letzte Mal vor ihm stand.

Jahre später, als ich vor einer Highschool-Klasse im Geschichtsunterricht sprach, stellte mir ein Schüler die Frage: «Warum haben Sie Hitler nicht getötet? Sie hätten ein Held werden können.»

«Ich wäre fast sofort ein toter Held gewesen», entgegnete ich. «Mein Name würde in euren Geschichtsbüchern auftauchen, aber ich würde jetzt nicht vor euch stehen. Und selbst wenn ich überlebt hätte, wäre ich möglicherweise so übel zugerichtet worden, dass ich kein selbst bestimmtes Leben mehr hätte führen können.»

Es fiel mir schwer, den Schülern zu erklären, dass ich in dem Zeitraum zwischen dem 20. und 30. April 1945, als ich Hitler viermal ganz dicht gegenüberstand, keinen Drang verspürte, ihn zu töten. Damals hielt ich ihn immer noch für den Führer, die grosse Leitfigur. Mein Glaube an ihn war noch ungebrochen.

Ich hatte keine Ahnung, dass er ein Massenmörder war, und dachte, es sei unsere Soldatenpflicht, durchzuhalten. Obwohl Hitler seit einiger Zeit wusste, dass er den Krieg nicht mehr gewinnen konnte, opferte er weiterhin auf unverantwortliche Weise das Leben seiner Soldaten und nun auch seiner Hitlerjungen. Aber das durchschaute ich damals noch nicht.

Hätte ich in jenen Tagen gewusst, was ich heute weiss – wäre ich



dann imstande gewesen, ihn zu töten? Diese Frage werde ich nie beantworten können.

Ein paar hohe Parteigenossen hielten Hitler bis zum Ende unverbrüchlich die Treue: Axmann, Bormann, Dr. Goebbels, mehrere seiner persönlichen Mitarbeiter und einige Offiziere. Andere, etwa Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel, Generaloberst Alfred Jodl und sogar Hitlers Lieblingsarchitekt Albert Speer, hatten ihn verlassen. Erstaunlich war, wie viele Frauen beim Führer ausharrten: Eva Braun, drei Sekretärinnen, seine Köchin (spezialisiert auf vegetarische Küche) und natürlich Magda Goebbels, die mit ihrem Mann und all ihren Kindern in den Bunker gekommen war. Dafür erhielt sie von «ihrem Führer» ein letztes, ganz besonderes Geschenk: sein eigenes Goldenes Parteiabzeichen.

Fünfzig Jahre später korrespondierte ich mit Hitlers damaligem Adjutanten Otto Günsche und teilte ihm mit, dass ich nichts an der Uniform seines Chefs vermisst hätte. Günsche bestätigte, dass Hitler der «First Lady» des Dritten Reiches sein Parteiabzeichen überreicht habe. Da er jedoch im Besitz mehrerer Exemplare gewesen sei, habe er sich sofort ein neues an die Brust geheftet.

Deshalb also war mir nichts an seiner Uniform aufgefallen.

Am Abend des 29. April wurde der Informationsaustausch zwischen der Funkstelle und Hitlers Lageraum bis kurz nach Mitternacht immer hektischer. Wahrscheinlich war Bormann dafür verantwortlich, der sämtlichen Militärbefehlshabern und Parteiführern Nachrichten schickte. Die Ursache könnte ein vernichtender Funkspruch von Generalfeldmarschall Keitel gewesen sein: General Wencks 12. Armee sitze fest und könne Berlin nicht befreien. Noch schlechter sehe es bei der 9. Armee aus, die von russischen Streitkräften völlig eingekreist sei.

Vielleicht war ich es, der diese katastrophale Nachricht überbrachte. Axmann wurde von Gerhard Weltzin informiert und wollte über alle Vorstöße der Russen unterrichtet werden, wenn sie sich dem Bunker auf weniger als 300 Meter näherten.

Bormann war plötzlich verschwunden, angeblich mit einer Flasche

Cognac in der Hand. Ich entdeckte ihn nicht unter mehreren hochrangigen Offizieren, die auf dem Boden schiefen. Es hiess, er habe eine Freundin, bei der er übernachtete.

Ich selbst nickte einige Male ein, konnte aber sonst keinen Schlaf finden. Es sollte eine lange, unruhige Nacht werden, denn meine sich überschlagenden Gedanken liessen mir keine Ruhe.

\*

Als ich ein paar Tage zuvor einmal die Wilhelmstrasse überquert hatte, bemerkte ein Passant, der den Splitterregen explodierender Geschosse betrachtete: «Junge, was für ein Wahnsinn!» Im Krieg wird Wahnsinn zum alltäglichen Zustand. Deshalb fällt es mir heute schwer zu beurteilen, in welcher Verfassung ich damals war.

Am frühen Nachmittag des 30. April kehrte ich vom Führerbunker in Axmanns Befehlsstelle zurück. Der Reichsjugendführer erschien jedoch erst zwei Stunden später und war sichtlich deprimiert. Mit rauer Stimme sagte er: «Der Führer hat sich erschossen.»

Ich fühlte mich wie betäubt. Der Führer war tot! Unvorstellbar! Mir schoss die Frage durch den Kopf: Und was wird nun aus den Wunderwaffen?

Axmann sah so traurig aus, dass ich es nicht wagte, die Frage auszusprechen. Er griff nach einem Blatt Papier und machte sich mit der linken Hand ein paar Notizen.

Nur wenige Monate zuvor hatte man uns erklärt, die «göttliche Vorsehung» habe dem Führer beim Attentatsversuch von 20. April 1944 das Leben gerettet. Aber wenn er von der «göttlichen Vorsehung» geleitet wurde, wie hatte er sich dann das Leben nehmen können? Ich begriff überhaupt nichts mehr.

Axmann befahl mir, Dr. Gertrud zu holen. Sie spürte sofort, dass etwas Schreckliches passiert war, und hielt sich an meinem Arm fest, während wir zu Axmanns Schreibtisch gingen. Ich verliess den Kellerraum.

Ein paar Minuten später kam sie schluchzend heraus.

Ich besass keinen militärischen Rang. Früher hatte man mich als «Melder» angesprochen, und das war meine Lieblingsbezeichnung. Als eine der ständigen Wachen am Notausgang diente Hauptscharführer Erich Mengershausen. Er muss lange Schichten von zwölf bis 16 Stunden absolviert haben. Wir sahen einander häufig und kamen verschiedene Male ins Gespräch. In den allerletzten Tagen und Nächten tauschten wir sogar Neuigkeiten aus: etwa darüber, wie nahe die Russen schon waren, wo man Scharfschützen gesichtet hatte und wer gefallen war.

Während ich am Tag von Hitlers Selbstmord am Notausgang wartete, bis das Artilleriefeuer nachliess, kam Mengershausen zu mir. So hatte ich Gelegenheit, einige Erkundigungen einzuholen. Dr. Gertrud wollte wissen, wie die Hitlers beigesetzt worden waren und wo sich ihre Gräber befanden.

«Dort, glaube ich!», antwortete er, ohne zu zögern, und zeigte auf eine Stelle im Garten, die wie ein Granattrichter aussah. «Wir waren es nicht, die sie beerdigt haben!»

Mit «wir» muss er die Wachen gemeint haben. Ich hielt es nicht für wichtig zu erfahren, wer genau die Hitlers zur letzten Ruhe gebettet hatte.

Später, nach meiner Rückkehr, teilte ich Dr. Gertrud mit, dass die beiden ein gemeinsames Grab hätten: einen nicht gekennzeichneten, noch schwelenden Granattrichter. Wieder wirkte sie erschüttert, setzte jedoch ihre Behandlung fort.

Ich verschwieg ihr, dass ich durch den Rauch etwas hatte hochragen sehen, das mir wie ein Arm- oder Beinknochen vorkam. Da ich den Gegenstand nicht aus der Nähe hatte mustern können, mochte es auch ein Metallrohr oder sonst etwas nicht Brennbares gewesen sein. Der Boden schien zu dampfen. Offenbar hatte man Sand auf die brennenden Leichen geschaufelt, doch nicht genug, um das Schwelen zu ersticken.

Die Umgebung dieses historischen Grabes glich eher einem Schutt- abladeplatz als einem Garten. Abfall, Stein- und Metallfragmente und mehrere noch nicht beerdigte Leichen lagen herum. Ich erinnere mich auch an eine Betonmischmaschine und ein ausgebranntes Auto; beide waren von Kugeln durchsiebt. Da im Garten der Reichskanzlei keine

Nahgefechte stattgefunden hatten, mussten die hier niedergestreckten Soldaten und Zivilisten Bomben oder Granaten zum Opfer gefallen sein.

Auf der anderen Seite der Wilhelmstrasse waren alle Insassen des auch der Öffentlichkeit zugänglichen Luftschutzkellers in eine Weltuntergangsstimmung verfallen. Da genug Alkohol zur Verfügung stand, löste die sich abzeichnende Katastrophe sehr bald eine Orgie aus.

Einmal näherte sich mir ein Mädchen in der Uniform einer Nachrichtenhelferin, umarmte und küsste mich und lallte: «Ach, du kleiner Süßer, von dir möchte ich auch noch ein Baby...» Sie legte die Hand über mein Eisernes Kreuz.

Als ich ihre Zunge in meinem Ohr und ihr Haar in meinem Gesicht spürte, sagte ich: «Ich bin im Dienst!» und befreite mich sanft aus ihrer Umarmung.

«Ich will den Russen nicht in die Hände fallen», schluchzte sie.

Wie konnte ich das verhindern? Sie tat mir Leid. Schmerzlich wurde mir meine Hilflosigkeit bewusst.

Meine Tätigkeit als Melder wurde noch hektischer und diente, wie ich glaube, rein militärischen Zwecken. Reichsjugendführer Axmann wollte in aller Eile über Standort, Stärke, Waffen und Munition sowie den Kampfgeist aller erreichbaren HJ-Einheiten informiert werden. Ich war der einzige Melder, der ihm noch zur Verfügung stand.

Dr. Gertrud hatte inzwischen erfahren, dass Goebbels und seine Frau beabsichtigten, ihre Kinder zu töten. Wahrscheinlich hatte sie es von einer der Schwestern gehört, die abwechselnd in den beiden Krankenhäusern unter der Reichskanzlei und der Partei-Kanzlei arbeiteten. Sie war entsetzt und plante, die Kinder durch zwei ihrer Helferinnen in eine nahe gelegene unterirdische Klinik in der Nähe der Weidendammbrücke bringen zu lassen. Sie unterhielt sich ausführlich mit Axmann und überredete ihn, Goebbels über ihr Vorhaben zu unterrichten.

Zu meiner Überraschung suchte Axmann tatsächlich den Propagandaminister auf, um ihm den Vorschlag zu unterbreiten. Später berichtete er Dr. Gertrud, Goebbels habe, ohne seine Frau zu fragen, darauf bestanden, dass die Kinder mit ihren Eltern und dem Führer sterben sollten.

In diesem Moment dürfte auch Dr. Gertrud klar geworden sein, dass sie es mit finsternen Kräften zu tun hatte und dass wir alle nur noch mit Untergang und Tod rechnen konnten.

Ich überbrachte Axmann die Meldung, dass die HJ-Kampfgruppe in Neukölln durch einen russischen Panzerangriff ausgelöscht worden

sei. Die Überlebenden waren inzwischen in russischer Gefangenschaft. Auch die Kampfgruppen, die Weissensee und Pankow verteidigten, waren in heftige Kämpfe verwickelt.

Auf einem Gang zum Luftschutzbunker – bereits nach Hitlers Selbstmord – bemerkte ich einige Kinder. Sie waren allein, und niemand schien sich um sie zu kümmern. Ich dachte an die beiden Jungen im Lazarettzug und fragte mich, ob der, der damals überlebt hatte, weiterhin verschont geblieben war.

Dann hörte ich ein kleines Mädchen sagen: «Wir kommen hier schon raus. Der Führer lässt uns nicht im Stich!» Sie mochte acht oder neun Jahre alt sein.

«Der Führer ist tot», flüsterte ihre Mutter.

«Tot?»

«Er hat uns den Kommunisten überlassen», erklärte die Mutter. «Der Führer hat uns verlassen. Der Krieg ist verloren, und der Feind wird uns umbringen.»

Nach Hitlers Tod liessen die Russen über die deutschen Kommunisten verlauten, dass Hitlers engster Mitarbeiter, Martin Bormann, in Wirklichkeit ein Geheimagent der Sowjetunion sei. Wie wäre das möglich gewesen? Bormann erwartete, dass Gruppenführer Hans Baur, Hitlers Chefpilot, ihn zu Grossadmiral Dönitz, dem neuen Kanzler, flog. Wenn er ein Sowjetagent gewesen wäre, hätte er dann nicht Kontakt zu den Russen aufgenommen, deren vorgeschobene Positionen bereits zu Fuss zu erreichen waren?

Flugkapitän Baur hatte keine Maschine mehr, seit sich Reichsmarschall Ritter von Greim und Hanna Reitsch abgesetzt hatten. Doch selbst wenn er noch über einen Fieseler Storch oder eine Arado verfügt hätte, wäre er hilflos gewesen, denn ihm stand keine Startbahn zur Verfügung. Die Ost-West-Achse war bereits in russischer Hand.

Auch Baur bereitete sich darauf vor, mit uns auszubrechen, wie auch sein Stellvertreter, Standartenführer Georg Betz. Nur Baur überlebte.

Bormann konnte also nicht ausgeflogen werden und musste ebenfalls zu Fuss an dem Ausbruchversuch teilnehmen. Das war vermutlich ein guter Anlass für ihn, zur Flasche zu greifen. In betrunkenem Zustand wandte er sich an Axmann: Könnten HJ-Melder ihn bis zu den

Pichelsdorfer Brücken durchschleusen und ihn dann zu Deutschlands neuem Kanzler bringen? Unverzüglich?

Bormann wusste, dass Axmann Hitler versprochen hatte, ihn mit einem menschlichen Schutzschild zu umgeben und aus Berlin hinauszubringen. Allerdings hatte Hitler den Vorschlag abgelehnt, weil seine körperliche Verfassung ein derartiges Unternehmen nicht mehr zuließ. Bormann dagegen glaubte, in einem besseren Zustand zu sein, und hielt seine Überlebenschancen für günstiger, wenn er mitten in einer kleinen HJ-Gruppe vorrückte. Hitlerjungen war es bereits einmal zuvor gelungen, Stabsoffiziere an den Russen vorbei zu Dr. Schlünders Kampfgruppe an den Pichelsdorfer Brücken zu schleusen.

Major Weltzin besprach Bormanns Vorschlag mit dem Reichsjugendführer, während ich mich auf dem Feldbett ausruhte. Axmann wirkte entgeistert.

Nach Hitlers Tod war Bormann Parteichef geworden und verlangte nun, dass Axmann das an Hitler ergangene Angebot für ihn erneuerte. Einen Moment lang wünschte ich mir, dass Bormanns Bitte erfüllt wurde, denn ich hätte bestimmt zu den Jungen gehört, die seinen Schutz übernehmen mussten.

Ich kannte Schlünder und war mit Hannes zweimal bei den Havelbrücken gewesen. Mit ein paar Berlinern, die sich überall in der Stadt auskannten, würden wir vielleicht eine bessere Chance haben als im Zuge eines massiven Ausbruchs. Diese Gedanken liessen mich aufspringen. Gemeinsam mit Hauptbannführer Boldt und Oberbannführer Dietrich redete ich Axmann zu, Bormanns Plan zu akzeptieren. Weltzin und Theilacker wandten jedoch ein, dass eine solche Aktion von General Mohnke und General Weidling genehmigt werden müsse. Den Letzteren befragte man offenbar nicht, aber Gerhard Weltzin wurde zu General Mohnkes Befehlsstelle in der neuen Reichskanzlei geschickt.

Wir warteten gespannt, bis Weltzin zurückkehrte. «Kommt nicht infrage!» Ein getrennter Ausbruch war nicht genehmigt worden, nicht einmal für Martin Bormann. Und als Parteichef hatte er keine militärische Befehlsgewalt.

Bormann war ein typischer Goldfasan, ein mit seiner Uniform prun-

kender Parteifunktionär. Er gab sich besonders schneidig, um seine Feigheit zu verbergen. Nach Hitlers Selbstmord schien er sich dauernd Mut antrinken zu müssen, was bald zu einem Ärgernis wurde. Axmann dürfte die allgemeine Geringschätzung gegenüber Bormann geteilt haben, doch sein einziger Kommentar lautete: «Er kann viel vertragen.»

Nachdem sein Ersuchen abgelehnt worden war, begriff Bormann, dass er keine wirkliche Macht besass. Die Tatsache, dass Hitler ihn in seinem Testament als Parteichef eingesetzt hatte, war bedeutungslos.

Ich konnte Bormann nicht leiden, aber ich wäre froh über die Möglichkeit gewesen, mit ihm einen separaten Ausbruchversuch zu unternehmen. Wofür hätte ich nun noch sterben sollen? Hitler war tot, Deutschland und sein Volk geschlagen. Meine Mutter und meine Geschwister wollten bestimmt nicht, dass ich für sie starb. Und mein Vater? Würde er meinen Tod für ehrenvoll halten, für ein edles Opfer, das ich künftigen Generationen brachte?

Wie auch immer, wichtiger war mir, dass Anne-Maria auf mich wartete.

Als Verbindungsoffiziere machten Axmanns Adjutanten Weltzin und Theilacker Wechselschichten. Zu diesem Zeitpunkt hielt sich Boldt in General Mohnkes Gefechtsstand in der Reichskanzlei auf, während Dietrich bei Goebbels im Führerbunker war.

Als Dietrich zurückkehrte, teilte er uns mit, dass der Ausbruch unmittelbar bevorstehe. Doch dann erfuhr Axmann, man habe die Aktion um mindestens 24 Stunden verschoben. Also konnten wir uns etwas ausruhen. Aber es gelang mir nicht einzuschlafen. Der Gedanke, dass wir möglicherweise alle bald tot sein würden, quälte mich unablässig. Schliesslich wusste ich, wie nahe die Russen bereits waren. Draussen wurde ihr Artilleriefeuer noch heftiger. Ich betete fast die ganze Nacht hindurch und gelobte, mein Leben zu nutzen, falls es mir erhalten blieb.

Unser Ausbruch war nun für den 1. Mai 1945 kurz nach zehn Uhr geplant. Axmann vertraute mir an, der frühere Termin sei verschoben



worden, weil man nicht alle Truppenteile rechtzeitig habe benachrichtigen können. Ausserdem seien Waffenstillstandsverhandlungen im Gange. (Das traf nicht zu, wie wir heute wissen. Zwar wurden Annäherungsversuche an die Sowjetarmee gemacht, aber die Russen forderten die bedingungslose Kapitulation.) Dr. Goebbels habe den Militärführern die Sondierungen überlassen.

Endlich wagte ich, die quälende Frage zu stellen: «Warum hat sich der Führer umgebracht?»

Axmann erwiderte: «Wir sind dem Ende nahe.»

Das war für mich die Bestätigung dafür, dass wir bald sterben würden. Paradoxerweise veröffentlichte Axmann seine Memoiren 50 Jahre später unter dem Titel *Das kann doch nicht das Ende sein*. Aber genau das war es: das Ende der Hitler-Ära, des Dritten Reiches und meiner Illusionen!

Ich bohrte nach: «Wo sind denn die Wunderwaffen, auf die wir gewartet haben?»

Axmann antwortete: «Nicht fertig geworden.» Wieder irrte er sich, denn es gab überhaupt keine V-3 oder eine sonstige Wunderwaffe im Produktionsstadium, die das Blatt für Deutschland hätte wenden können.

In den Vereinigten Staaten hingegen war die Atombombe damals in der Endphase ihrer Entwicklung. Ich hatte nie von ihr gehört, und auch Axmann dürfte Ende April, Anfang Mai 1945 nichts von dieser Vernichtungswaffe gewusst haben.

«Jetzt gibt's keinen Heldentod mehr, jetzt lässt uns Gott verrecken», wagte ich zu erwidern, wobei ich die Schuld auf Gott statt auf Hitler schob.

«Wir müssen uns durchschlagen!», erklärte Axmann.

Nachdem er sich mit seinem Adjutanten beraten hatte, schien er etwas Hoffnung gefasst zu haben. Der Plan sah vor, dass wir mit der Kampfgruppe Mohnke ausbrechen und uns unterwegs mit anderen HJ-Einheiten zusammenschliessen würden. Axmann glaubte, eine Streitmacht von mehr als tausend Hitlerjungen werde die russische Einkesselung sprengen können.

«Was dann?»

«Weiterkämpfen, wie es der Führer befohlen hat!»

«Was wird aus den Verwundeten?», fragte ich.

«Sie müssen Zurückbleiben.»

Zu meiner Überraschung verlangte Dr. Gertrud, dass wir sie mitnahmen. Axmann weigerte sich zunächst, liess sich jedoch überzeugen, als sie beteuerte: «Ihr werdet mich brauchen!»

Der 13-jährige Dieter würde im Bunker bleiben. Ich liess meine Gedichte bei ihm zurück. Eines hatte etwa folgenden Inhalt:

Übers Grab, das keiner kennt,  
weht der Winterwind; meine Seele brennt,  
erreicht das Meer, wo sie bleibt –  
in den Wellen der Ewigkeit.

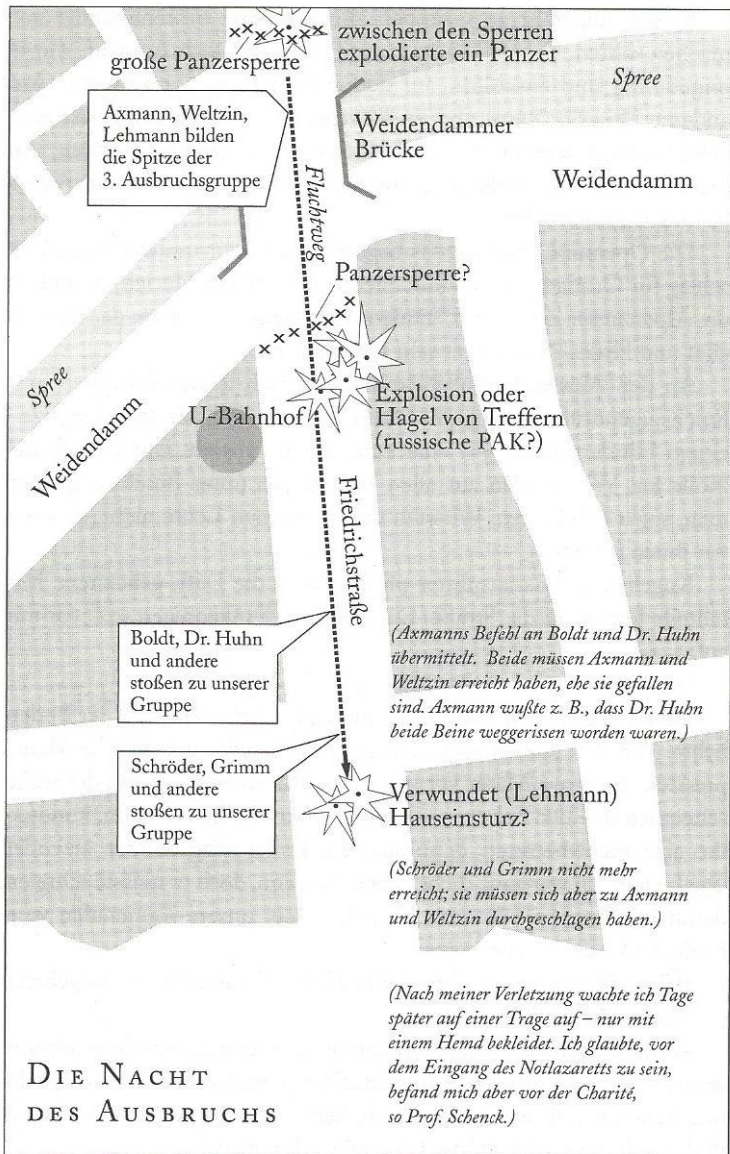
Was aus Dieter und meinen Gedichten geworden ist, habe ich bis heute nicht klären können.

In der Nacht vom 1. auf den 2. Mai war der Zeitpunkt des Ausbruchs gekommen. Dr. Gertrud erkundigte sich, ob Goebbels' Kinder bereits tot seien. Niemand wusste es.

Bormann machte immer noch einen so berauschten Eindruck, dass Major Weltzin zu Axmann sagte: «In diesem Zustand kommt er aber nicht mit!»

Bormann hatte eine lautstarke Auseinandersetzung mit einem von General Mohnkes Offizieren, und schliesslich nahm Dr. Naumann vom Propagandaministerium ihn mit, ebenso wie Dr. Stumpfegger, Hitlers letzten Leibarzt. Stumpfegger beschwichtigte Bormann. Beide hatten, wie Axmann bestimmt wusste, eine Blausäurekapsel bei sich.

Meiner Ansicht nach war es ein Akt der Feigheit, Gift zu nehmen. Laut Axmann hatte Hitler durch einen Schuss in den Mund Selbstmord begangen, aber in Wirklichkeit hatte er eine Giftkapsel zerbissen und sich dann in die Schläfe geschossen. Auch Martin Bormann und Ludwig Stumpfegger vergifteten sich in jener Nacht während des Ausbruchs, was allerdings erst Jahrzehnte später aufgeklärt wurde.



Es gab ungefähr 20 Gruppen, die sich kurz hintereinander aufmachen sollten. Unsere Gruppe war die fünfte. Doch Axmann wurde ungeduldig und beschloss, auf den dritten Platz vorzurücken. Am anderen Ufer der Spree und im Havelgebiet sollten wir mit weiteren HJ-Einheiten Zusammentreffen, sodass wir stark genug wären, um die russische Umzingelung zu durchbrechen und uns dann zur Alpenfestung vorzukämpfen.

Die Operation hatte bereits begonnen, als Axmann mir einen Umschlag für Grossadmiral Dönitz reichte. Nun erst erfuhr ich, dass nicht die Alpen unser Ziel waren, sondern Flensburg. Dort hatte der Marinechef und Hitler-Nachfolger sein Hauptquartier.

An der Weidendammbrücke näherte sich unsere Gruppe – mit Reichsjugendführer Axmann, Major Weltzin und mir an der Spitze – einem Hindernis, das wie eine Panzersperre aussah. Dann brach die Hölle los. Wir wurden aus allen Richtungen unter Beschuss genommen, sogar von hinten. Wussten unsere eigenen Leute nicht, dass wir vor ihnen waren?

Kugeln und Granatsplitter pfliffen durch die Luft, geborstene Metallteile flogen auf die Strasse. Ein tödlicher Funkenregen stob vor mir auf.

Nun ist es vorbei, dachte ich, das ist das Ende.

Vor uns liess eine Explosion Flammen hochzüngeln, und der Boden bebte. Wir drei fanden etwas Deckung, indem wir uns an eine Mauer pressten. Ein paar Meter vor uns sahen wir einen Eingang, der wahrscheinlich in einen Schutzraum führte. Wir krochen dorthin, konnten ihn aber nicht betreten, denn aus dem Keller stieg dichter, ätzender Qualm auf. Ich war ganz dicht neben Axmann, doch er musste schreien, damit ich ihn hören konnte. Er befahl mir, unsere Kameraden vom Ende der Gruppe herzuholen.

«Über die Brücke schaffen wir es nicht. Wir müssen sie umgehen.»  
«Sammelpunkt?», schrie ich.

«Dort drüben!» Er zeigte mit dem linken Arm auf ein Gebäude uns gegenüber. Es könnte der Admiralspalast gewesen sein, der noch nicht mit Rauch gefüllt war. «Dort im Keller!», bekräftigte Axmann. Auch Weltzin deutete jetzt auf das Gebäude. Ich rannte los.

Ohne von dem Splitterhagel getroffen zu werden, gelangte ich zu Dr. Gertrud. Bei ihr war Axmanns Adjutant Heinz Boldt, und einige der Mädchen folgten ihnen im Gänsemarsch. Ich brüllte Boldt Axmanns Befehl ins Ohr und bemerkte, dass zwei der BDM-Mädchen schon verwundet waren und Blut an der Uniform hatten. Dr. Gertrud schien unversehrt zu sein. Erst nach dem Krieg erfuhr ich, dass sie kurz darauf beim Vorrücken den Tod fand.

Ich überquerte erneut die Strasse, um die beiden Gebietsführer Otto Schröder und Ludwig Grimm zu erreichen. Jeder hatte eine Aktentasche bei sich, die mit mehr als einer halben Million Reichsmark voll gestopft war.

Zu Beginn des Ausbruchs hatten sie mich aufgefordert, eine der beiden Taschen zu tragen. Tatsächlich schleppte ich eine von der Reichskanzlei bis Unter den Linden. Dort übergab mir Axmann den an Dönitz adressierten Brief. Dann hörten wir in der Nähe Schüsse, und ich liess mir die Aktentasche abnehmen. Für einen Läufer war sie zu schwer und sperrig.

Ich konnte Schröder und Grimm nicht mehr finden. Granatsplitter trafen meinen Stahlhelm. Ich spürte einen Schlag und hörte, wie Metall über Metall schabte. Ich warf mich auf den Bürgersteig und drückte mich dicht an die Mauer, um ein möglichst geringes Ziel zu bieten.

Seit der vorangegangenen Nacht hatte ich mir überlegt, was nach dem Tod kommen mochte. Nun wuchs meine Überzeugung, dass die Seele kugelsicher bleibt, selbst wenn der Körper zerfetzt wird.

Ich sollte Grimm und Schröder und die letzten Mitglieder unserer Gruppe nie erreichen. Mir ist nur noch im Gedächtnis geblieben, dass ich vor Angst aufschrie.

Ein Granatsplitter hatte meine Wirbelsäule getroffen. Ich muss sofort die Besinnung verloren haben. Meine Erinnerung setzte erst wieder ein, als ich im Traum auf meinen verletzten, doch noch lebendigen Körper hinunterblickte. Beim ersten Erwachen war ich gelähmt.

Axmann hatte mich für tot gehalten, wie er mir sechs Jahre später überrascht erzählte. Ich hatte Glück im Unglück gehabt, denn ich war getroffen, aber nicht getötet und dann rechtzeitig aus den Trümmern befreit worden – vielleicht von Deutschen, vielleicht von Russen.

Nach meiner Ohnmacht erblickte ich einen weiblichen russischen Offizier, offenbar eine Ärztin. Sie sprach Deutsch und fragte mich nach meinem Namen und meinem Alter. Dann wollte sie wissen, ob ich Faschist sei.

Ich antwortete: «Nein!», was ich für die Wahrheit hielt.

Damals wusste ich nur, dass Faschismus das politische und wirtschaftliche System Italiens unter Mussolini, dem Duce, war. Hätte mich die Ärztin gefragt, ob ich Nationalsozialist sei, hätte meine Antwort Ja gelaute. Ich war immer noch Nazi und belog keinen meiner Vernehmungs-offiziere.

Dann fragte sie mich nach meinem Rang und meiner Einheit.

Ich erwiderte: «Volkssturm-Mann, Festungsregiment Berlin.»

«Wer war Ihr letzter Kommandeur?»

«General Weidling», antwortete ich.

General der Artillerie Helmuth Weidling, Kommandeur des LVI. Panzerkorps, war Stadtkommandant von Berlin gewesen. Dessen war ich mir sicher.

Ich schrieb meinen Namen und mein Geburtsdatum nieder, und dann erkundigte sich der Assistent der Ärztin: «Kompanie?»

«Kampfgruppe Axmann!»

Ich glaubte, Papiere bei mir zu haben, die der Reichsjugendführer unterschrieben hatte. Aber der Name Axmann erregte keinen Argwohn, und wie sich herausstellte, hatte man keinen Identitätsnachweis bei mir gefunden, nicht einmal meine Erkennungsmarke. Aller Wahrscheinlichkeit nach war ich also von Deutschen ausgegraben worden, vielleicht von Trümmerfrauen, die beim Anblick meines jungen Gesichts alles – vornehmlich meine beiden Soldbücher – entfernt hatten, was mich als Militärangehörigen auswies. Hätten mich russische Soldaten ausgegraben, wären ihnen meine Orden als willkommene Souvenirs erschienen. Aber sie hätten meine Soldbücher und meine Erkennungsmarke nicht an sich genommen, damit ich identifiziert werden konnte.

Die Kampfgruppe Artur Axmann stand auf keiner Suchliste, und auch der Name des Reichsjugendführers tauchte anscheinend in keinem Verzeichnis prominenter Nazis auf. Niemand fragte mich, ob ich je Kontakt zu Hitler gehabt hätte. Bei allen Vernehmungen gab ich ehrliche Antworten, doch ich rückte von mir aus mit keinen Informationen heraus.

Immer wieder verlor ich das Bewusstsein. Die Schwere meiner Verwundung war unklar. Ich konnte meine Arme und meinen Kopf, nicht jedoch die Beine bewegen. Da ich keine Kontrolle über meine Blase und meinen Darm hatte, lag ich hilflos und verdreht auf meiner Trage. Ich trug lediglich ein Hemd, und jemand hatte mir eine Decke über den Körper gelegt.

Damals wusste ich noch nicht, dass ich eine Rückgratprellung erlitten hatte, die eine zeitweilige Lähmung hervorrief, wie mein heutiger Arzt meint. Die russische Ärztin ahnte jedoch nicht, dass ich bald wieder die Kontrolle über meine Beine und meinen Darm erlangen würde. Sonst hätte sie mich bestimmt den Verwundeten zugeteilt, die zuerst

nach Frankfurt an der Oder und dann in ein russisches Arbeitslager für Kriegsgefangene transportiert wurden.

Auch ich glaubte nicht, je wieder gesund zu werden. Ein paar Tage später war ich so verdreckt, dass ich in meiner Verzweiflung einen alten Mann anflehte, mich zu erschiessen.

«Junge, bist du verrückt? Wir haben doch keine Waffen mehr», erwiderte der Mann.

Daraufhin bat ich ihn um ein Rasiermesser.

«Ich habe keins», sagte er.

Plötzlich schaltete sich eine Frau ein. «Ich mach dich sauber, du schaffst es schon. Nur nicht den Mut verlieren!» Aber ich konnte den Gedanken nicht ertragen, für den Rest meines Lebens hilflos zu sein.

Zu diesem Zeitpunkt glaubte ich noch, dass meine Familie nach Breslau hatte zurückkehren können. Doch andererseits zweifelte ich nicht daran, dass unser Haus zerstört worden war. Schliesslich befand es sich in der südlichen Kampfzone der Festung. In Wirklichkeit blieb es stehen, aber da Schlesien an Polen abgetreten wurde, konnten wir ohnehin nicht zurückkehren.

Die Frau, selbst ein Flüchtling, säuberte mich mit einem alten Lappen. Dann zog sie mir Unterwäsche und eine Uniform ohne Rangabzeichen an.

«Von einem gefallenem Kameraden.» Sie hatte einem Toten die Kleidung ausgezogen, weil meine so verschmutzt gewesen war und so furchtbar gestunken hatte. Mein Geruchssinn war durch meine Kopfverletzung beeinträchtigt, aber der Gestank ekelte mich trotzdem an, sodass ich mich erbrechen musste. Die fremde Frau hob meinen Kopf und sagte: «Es wird schon besser werden. Nur nicht verzweifeln... Ach, mein Junge, stirb mir nicht!»

Aber genau das wollte ich: sterben.

Wieder wurde ich ohnmächtig, und das Nächste, woran ich mich erinnere, sind die Schreie einer Frau auf einem Militär-Lkw. Anscheinend wurde sie vergewaltigt. Ausserdem hörte ich ein Baby weinen. Ein russischer Soldat gab mir Brot und ein Stück Butter, das mir in der Hand schmolz. Dann goss er mir Wodka in den Mund.

Da er betrunken war, floss mir der Wodka über das Gesicht. Der



Alkohol brannte wie Feuer in meinen Augen, und ich konnte stundenlang nichts sehen. Mein Brüllen machte den Soldaten wütend, ebenso wie einen seiner ebenfalls betrunkenen Kameraden auf dem Lkw. Die beiden versetzten mir Tritte und warfen mich aus dem Fahrzeug, denn meine nächste Erinnerung hat damit zu tun, dass ich in einem Strassengraben lag.

Von dort wurde ich zu einem Bauernhaus gebracht und wieder gesäubert und gefuttert. Wunderbarerweise gesundete ich allmählich. Auch das Gefühl unterhalb der Taille kehrte zurück. Dann entliessen die Russen mich zu meinem Onkel und meiner Tante, Werner und Isa Holm in Klein Grenz, Mecklenburg, wo ich als Landarbeiter aushalf. Allerdings habe ich eine Gedächtnislücke, was die Zeit zwischen meiner Genesung und meiner Ankunft auf dem Bauernhof meiner Verwandten betrifft. «Trauma», erklärte ein Arzt später.

1972 liess ich mich hypnotisieren, doch ohne Erfolg. Die Zeit um Mitte Mai 1945 scheint für immer ausgelöscht zu sein.

Ein paar Wochen später brach ich auf. In einer nebeligen Nacht überquerte ich den Fluss Mulde, an dem die Amerikaner bei Kriegsende stehen geblieben waren. Am nächsten Tag sollten sich die vier Mächte in ihre Besatzungszonen zurückziehen.

Während ich mit einem schweren Rucksack durch den Fluss wadete, geriet ich durch die Strömung ins Straucheln, und meine verletzte Wirbelsäule wurde erneut gequetscht. Nachdem man mich herausgezogen hatte, war ich wieder gelähmt.

Da viele Flüchtlinge von der russischen Seite in die amerikanische Besatzungszone überwechselten, warteten am Ufer bereits Fahrzeuge. Ein Krankenwagen brachte mich in ein Aufnahmelager, wo man mich ins Lazarett steckte. Dort wurde ich nicht nur von einem Nachrichtenoffizier vernommen, sondern man zeigte uns auch die Dokumentarfilme, die General Eisenhower bei der Befreiung der Konzentrationslager Buchenwald und Bergen-Belsen hatte drehen lassen.

Ich war fassungslos und traute meinen Augen nicht. Einer der älteren, völlig abgebrühten Landser flüsterte: «In Hollywood gedreht.»

Ich teilte seine Meinung nicht. Wir sahen Berge von Skeletten, und

manche bewegten sich noch. So viele Körper, die nur noch Haut und Knochen waren – das konnte nicht gestellt sein!

Einige ältere Soldaten zuckten die Achseln und taten den Film als Propaganda ab. Einer der verwundeten Deutschen erklärte jedoch: «Es ist wahr, das sind KZs!»

Mein Vernehmungsoffizier zeigte mir ausserdem Fotos – schreckliche Bilder der Vernichtung und des Todes.

Das alles geschah, bevor ich wieder auf den Beinen war. Während meiner ersten Lähmung hatte ich mir gewünscht zu sterben, und nun hätte ich mich am liebsten unsichtbar gemacht. Ich fühlte mich mitschuldig an den grässlichen Verbrechen, die von Hitler, unserem Führer, an den ich geglaubt und dem ich gedient hatte, begangen worden waren.

Eine Nacht und einen Tag lang konnte ich weder schlafen noch essen. Dann überwand ich meine Lähmung endgültig, denn der Bluterguss am Rückgrat war zurückgegangen.

Ich machte meine Mutter und meine Geschwister ausfindig. Sie hatten eine andere Bleibe gefunden, nachdem mein Grossvater interniert worden war.

Auch mein Vater hatte überlebt. Er hielt an seinen alten Überzeugungen fest und betrachtete die Ereignisse als unvermeidlichen Teil der Geschichte. Der Krieg und seine Ausweitung über die Schlachtfelder hinaus seien schuld an dem Blutbad in den Konzentrationslagern und an dem flammenden Inferno gewesen, das durch die Luftangriffe in den Städten ausgelöst worden war.

Für mich waren die Grausamkeiten und das Gemetzel durch nichts zu rechtfertigen. Die «Endlösung», deren Ziel die Auslöschung des jüdischen Volkes war, sprengte in ihrer Abscheulichkeit mein Vorstellungsvermögen.

Bald erfuhr ich von vielen weiteren Konzentrations- und Vernichtungslagern, besonders von Auschwitz. Ich litt nicht nur physisch, sondern auch seelisch, denn mein ganzes Glaubensgerüst war zusammengebrochen. Nach und nach baute ich mir ein neues auf und wurde Pazifist.

Ich begann, nach der Wahrheit über die jüngste Vergangenheit Deutschlands zu forschen. Gespannt verfolgte ich die Nürnberger Prozesse. Dabei berührten mich die Aussagen Baldur von Schirachs am stärksten. Wann war ihm, dem Vorgänger Artur Axmanns als Reichsjugendführer, bewusst geworden, was für ein Mensch Hitler war und was sich im Dritten Reich wirklich abspielte?

Am 24. Mai 1946, dem Tag nach meinem 18. Geburtstag, gab er vor dem Nürnberger Tribunal folgende Erklärung ab:

«Das [Auschwitz] ist der grösste und satanischste Massenmord der Weltgeschichte. Höss, der Kommandant von Auschwitz, war nur der Henker; den Mord befohlen hat Adolf Hitler. Er und Himmler gemeinsam haben dieses Verbrechen begangen, das für immer ein Schandfleck unserer Geschichte bleiben wird.

Die deutsche Jugend aber ist unschuldig an dem, was Hitler dem deutschen und jüdischen Volk angetan hat. Sie wusste nichts von der Vernichtung der Juden, und sie wollte diese Verbrechen nicht.

Es ist meine Schuld, die ich vor Gott und unserer Nation trage, dass ich die deutsche Jugend im Glauben an Hitler erzog, den ich für unantastbar hielt und der ein millionenfacher Mörder war.»

Nach diesem Eintreten von Schirachs für die deutsche Jugend hoffte ich, die übrige Welt werde nun wissen, dass meiner Generation der Führerkult eingepflanzt worden war und dass sie nie eine andere Regierungsform gekannt hatte.

In der Presse las ich, man habe die Waffen-SS als militärischen Teil der Schutzstaffel zu einer kriminellen Vereinigung erklärt. Die Waffen-SS bestand aus Hitlers fanatischsten und hartnäckigsten Kämpfern, darunter mehr als 25'000 Freiwillige aus anderen europäischen Ländern. Die Kommandos, beispielsweise der Sicherheitsdienst und die Geheime Staatspolizei, die Massenexekutionen durchführten, wurden SS-Einsatzgruppen genannt, während die Totenkopfverbände als KZ-Wachpersonal dienten.

Das Urteil über sämtliche SS-Verbände lautete also: kriminell! Aber hatte nicht auch ich zwei Monate lang der SS angehört? Ich hatte gehorcht und das getan, was ich für meine Pflicht hielt.

Jahrelang quälte ich mich mit dem Begriff der Kollektivschuld, bis ich den Schluss zog, dass ich nur für meine eigenen Handlungen verantwortlich sein kann. Doch wenn Hitler den Krieg gewonnen hätte, wäre ich wahrscheinlich zum Verbrecher geworden. Denn unsere Indoktrination sorgte dafür, dass wir dem Führer in blinder Treue ergeben waren.

1945 hatten mir die Filme über die KZs Buchenwald, Bergen-Belsen und später auch Auschwitz ein abgrundtiefes Entsetzen eingeflößt. Danach hinterliessen auch die Nürnberger Prozesse einen bis heute nachwirkenden Eindruck bei mir.

Meine Jugend bewahrte mich 1945 vor einer Gerichtsverhandlung. Ich brauchte nicht einmal vor einer Spruchkammer zu erscheinen. Diese Instanz hatten die Alliierten zum Zweck der Entnazifizierung eingerichtet.

Mein Vater gab keine Informationen preis, was er für die klügste Lösung hielt. Da der Staatssicherheitsdienst eine Geheimorganisation gewesen sei, dürfe niemand seine frühere Mitgliedschaft enthüllen.

Dieser Standpunkt wurde sogar von einem mit meinem Vater befreundeten Juristen geteilt. Doch wer die Wahrheit leugnet, macht sich der Lüge schuldig.

Anders stand es mit Axmann. Bei unseren Gesprächen hatte ich immer das Gefühl, dass er ehrlich war. Aber seine Bewunderung für Hitler liess nie nach, und er brüstete sich sogar damit, seinem Führer treu geblieben zu sein.

Ich halte Loyalität durchaus für eine Tugend, doch nur dann, wenn sie ethisch gerechtfertigt ist. Ein Menschenleben ist immer mehr wert als die Hochachtung vor irgendeinem Herrscher oder Führer. Daher war es nicht Artur Axmanns Treueschwur, sondern Baldur von Schirachs Schuldbekennnis, das mich veranlasste, für mein eigenes Leben nach friedlichen Lösungen zu suchen.

\*

Einmal schrieb ich ein Märchen (eine «Friedensgeschichte») über eine Invasionsarmee, die damit rechnet, beschossen zu werden, als sie die Grenze zum Nachbarland überschreitet. Doch die Besiegten haben entschieden, die Angreifer als Gäste zu behandeln. In ihrer Verblüfung töten die Invasoren niemanden, sondern bemühen sich, ihre Nachbarn zu verstehen. Sie gelangen zu der Erkenntnis, dass die meisten Bewohner des Staates in Frieden leben wollen. Daraufhin bleiben einige Besatzer zurück, ohne dass ein Kampf stattgefunden hat, und halten die Grenze für alle offen, damit sich jeder dort ansiedeln kann, wo er will.

Die meisten Leser meinten, das Märchen sei unrealistisch. Aber über 50 Jahre später teilte mir ein bekannter Sinologe mit: «Die von Ihnen beschriebene Geschichte hat sich immer wieder in China ereignet. Viele Eroberer liessen sich von der fortgeschrittenen Kultur der Chinesen überwältigen, und nach einer Generation wurden sogar die wenigsten Krieger dick und sanft...»

Ich schrieb immer mehr Gedichte und zahlreiche Kurzgeschichten. Von denen, die ich der Lizenzpresse der Besatzungsmächte vorlegte, erschien nur eine einzige Geschichte, und zwar in einer katholischen

Zeitschrift. Sie trug den Titel *Der Heimatbruder* und schilderte das Schicksal von Flüchtlingen.

Die Entnazifizierung ging zu Ende, aber ich war immer noch empört über die Falschaussagen meines Vaters. Er, der mich einmal wegen einer Lüge erbarmungslos verprügelt hatte, fälschte nun seine eigene Vergangenheit. Er schien sich darüber zu freuen, dass er davongekommen war, aber ich konnte seine Lügen nicht ertragen.

Verwandte und Freunde, die den Krieg überlebt hatten, erinnerten sich wie ich daran, dass er an seiner schwarzen SS-Uniform die SD-Raute getragen hatte. In Breslau war er stolz auf seine Mitgliedschaft in Hitlers Nachrichten- und Sicherheitsdienst gewesen.

Mittlerweile wohnten wir im bayrischen Eberspoint. Ausser den Familienangehörigen kannte niemand meinen Vater. Natürlich zeigten wir ihn nicht an, und zum Glück fragte mich kein Vernehmungsbeamter nach seiner Laufbahn. Meiner Erinnerung nach wurde er als Mitläufer eingestuft.

Auch ich hatte Glück gehabt. Wäre ich zwei Jahre älter gewesen, hätte man mich wahrscheinlich der SS-Panzerdivision Hitlerjugend zugeteilt, für die so oft der Geist von Langemarck beschworen worden war. Axmann hatte uns von Zeit zu Zeit an diese tapferen Kämpfer erinnert. Wir hielten sie für grosse Helden, doch nun weiss ich, was sie in den Augen kritischer Militäranalysen waren: Kanonenfutter! In Berlin hatte man erwartet, dass wir die gleiche Bereitschaft zur Selbstaufopferung an den Tag legen würden. Und bei Kriegsende hatten viele meiner Kameraden diese Erwartung erfüllt.

Einige meiner Freunde haben mir von der Argumentation abgeraten, dass Hitler für zwei Holocausts verantwortlich sei. Doch das ist der Fall, denn in seinen letzten Tagen hatten Menschenleben für ihn keine Bedeutung mehr.

In den Statistiken über diesen katastrophalen Krieg werden die Verluste am Ende des Gemetzels ausgespart. Nirgendwo in der Literatur habe ich eine glaubhafte Schätzung der Zahl gefallener Soldaten meines Alters gefunden. Manchmal heisst es, bei den Pichelsdorfer Brücken hätten weniger als 100 Jungen das Leben verloren. Das mag streng genommen zutreffen. Doch wenn man die auf dem Reichssportfeld

stationierten Jungen und die Opfer bei den schweren Kämpfen an der Heerstrasse mitrechnet, dann kommt man auf beträchtliche Verluste.

Mindestens zwölf zusätzliche Hitlerjugend-Kampfgruppen leisteten den Russen an verschiedenen Stellen Berlins heftigen Widerstand. Dazu kamen über 20 Kampfgruppen zwischen Oder und Spree. Und was wurde aus all den Hitlerjungen der Volkssturm-Einheiten in den östlichen Provinzen, in der Festung Breslau und im Osten von Berlin, angefangen mit Königsberg?

Es gab nur zwei Überlebende der Kampfgruppe Gutschke: Kurt Ruppelt und mich. Ich schätze, dass in den letzten Kriegsmonaten über 30'000 Jungen meines Alters (die Jahrgänge 1927 bis 1930) verheizt wurden. Auch diese Toten gehen auf Hitlers Konto. Es waren «seine» Jungen, meine Kameraden, die oft namenlos in den letzten Massengräbern verscharrt wurden.

Im Epilog zu seinem Buch *The Bunker* behandelt James P. O'Donnell die Beziehung zwischen Hitler und Stalin sowie die krankhafte Gier des Sowjetdiktators, Hitlers Leiche habhaft zu werden. O'Donnell erwähnt auch den Doppelgänger des Führers. Dieser Mann soll wie ich aus Breslau gestammt haben und war möglicherweise einer der Zivilisten, die zu den letzten Opfern im Bunker gehörten.

Hatte man ihn schminken müssen, damit er Hitler so ähnlich wie möglich sah? Das ist anhand der weithin veröffentlichten russischen Fotografie nicht festzustellen. Jedenfalls bin ich sicher, ihm nie begegnet zu sein.

Kein anerkannter Historiker stellt mehr infrage, dass der Leichnam des wirklichen Hitler bis zur Unkenntlichkeit verbrannt wurde. Zwar war ich kein Augenzeuge dieser Aktion, aber das Verhalten der Wachen sowie die Aussage von Hauptscharführer Mengershausen überzeugten mich und andere Autoren, dass man die Überreste des Führers unweit des Notausgangs beerdigt hatte. Höchstwahrscheinlich war die Beisetzungsstätte mehr als drei Meter vom Eingang und der schweren Metalltür des Bunkers entfernt.

Einmal war die Tür bei meiner Rückkehr von innen abgeschlossen. Ich hämmerte mit der Faust dagegen und bin sicher, dass ich auf einer harten Oberfläche stand, vielleicht auf einer zwei Meter dicken Betonplatte.

O'Donnell zitiert Oberstleutnant Klimenko von der Roten Armee: «Wir begannen zu graben und zogen aus dem Krater die Körper eines Mannes und einer Frau sowie die von zwei Hunden.» Eine Woche



später, um den 10. Mai, konnte eine Zahntechnikerin die männlichen Überreste eindeutig identifizieren. Also waren die verkohlten Skelette Hitlers, seiner Frau und der Hunde tatsächlich aus dem Granattrichter in der Nähe der Stahltür geborgen worden.

Unerwähnt lässt O'Donnell, dass man den ursprünglich für den Abend des 30. April geplanten Ausbruch verschob und dass Bormann dann als Erster inmitten einer Gruppe von Hitlerjungen hinausgeschleust werden wollte. Auch Axmann ging in seinem Buch nicht auf Bormanns Verhalten ein.

O'Donnell zeichnet ein sehr seltsames Bild von Hitler: «Gemäss diesen Schwindel erregenden Gedanken des Führers wollte Adolf Hitler aus den Wolken herabregnen, die aus seiner eigenen heissen Luft gebildet würden, vermischt mit dem bierseligen Schweiss und dem kehligen «Sieg Heil'-Rufen seiner rasenden Gefolgsleute.»

Ich hatte zunächst das amerikanische Original des Buches gelesen, mir dann aber auch die deutsche Ausgabe – *Die Katakombe* – besorgt, die einige Zusätze enthält. Sie endet mit den Erinnerungen von Elektromaschinenmeister Johannes Hentschel, der als einziger Zivilist im Führerbunker beschäftigt war:

«Mit einer sehr gemischten Gesellschaft von deutschen Kriegsgefangenen wurde Hentschel durch das alte, immer noch eindrucksvolle Haupttor der Neuen Reichskanzlei getrieben, erbaut im Jahre 1938 von Albert Speer.

Es war zwölf Uhr mittags in Berlin, vielleicht etwas später, und die Sonne schien. Johannes Hentschel sah jetzt die Vossstrasse und die Ruinen der Stadt ausserhalb der Reichskanzlei zum ersten Mal nach fast 14 endlosen Tagen, die er unter der Erde zugebracht hatte. Die ungewöhnliche Helligkeit liess ihn blinzeln. Plötzlich gewahrte er, und mit ihm der ganze Trupp, die letzte, entsetzlichste Szene des Dramas.

Lassen wir ihn selbst sprechen:

«Es war Friede, das redete ich mir wenigstens zum Trost ein. Ich war am Leben. Jetzt, als wir aus der Reichskanzlei in die Vossstrasse geführt wurden, wo ein Lastwagen stand, der uns an einen unbekanntem Bestimmungsort befördern wollte, blickten wir auf und sahen etwas Grauensvolles. Sechs oder sieben deutsche Soldaten baumelten an meh-

rerer Laternenpfählen. An all diesen schlaffen Leichen steckten oder hingen Schilder: *Verräter, Deserteur, Feigling.*\*

Es waren die letzten Opfer der fliegenden SS-Standgerichte, der wahnsinnigen Henker...

Hentschel: ‚Sie waren alle so jung. Und so leblos. Der Älteste war vielleicht zwanzig, die anderen ein paar Jahre jünger. Die Hälfte trug Volksturm- oder Hitlerjugend-Uniform.

Als wir nun in den Lastwagen verladen wurden, von Bajonetten unfreundlich zur Eile gemahnt, sah ich, dass ich mit der Hand beinahe die Stiefel eines dieser erhängten Soldaten berühren konnte. Er sah aus wie höchstens 16. Seine toten, vorquellenden Augen starrten uns ausdruckslos an. Ich schauderte und schaute weg. Ich schämte mich vor den russischen Soldaten, deren Schweigen vorwurfsvoll genug war. Dieser erhängte deutsche Junge war nicht viel älter, als mein Sohn hätte sein können, der Sohn, den ich mir immer gewünscht hatte, aber nie bekam.‘

Für Führer, Volk und Vaterland. So lautete damals die Devise. Die Geschichte von Johannes Hentschels langer Bunkerwache endete mit einem Missklang voller Ironie. Sie endete genau dort, wo die eingängige Geschichte von Lili Marleen begann: ‚Vor der Kaserne, vor dem grossen Tor, stand eine Laterne.. ‘

Sieben Laternenpfähle. Um die Mittagszeit am 2. Mai 1945 in Berlin.»

Eine fesselnde Lektüre, die den barbarischen Schlusspunkt eines grausamen Krieges beschreibt. Aber entspricht sie den Tatsachen?

Ich schaute am 1. Mai 1945 mitten am Tag zum letzten Mal die Vossstrasse hinunter und kann mich an ein solches Szenario nicht erinnern. Die Strasse war von Granattrichtern übersät. Schlachtrümpfer waren verstreut, und Rauchfahnen stiegen auf. Einige Leichen lagen auf dem Bürgersteig, doch keine hing an einem Laternenpfahl. Die Verwundeten konnten vielleicht von General Mohnkes Sanitätern noch geborgen werden.

An der Kreuzung Vossstrasse/Hermann-Göring-Strasse stand ein ausgebrannter Kübelwagen. Kugeln zischten an meinen Ohren vorbei,

und ich suchte rasch Deckung. Danach benutzte ich die Eingänge an der Vossstrasse nicht mehr, sondern lief stets durch den Kanzleigarten.

Ich glaube nicht, dass es überhaupt sieben Laternenpfähle in der Vossstrasse gab. Und selbst wenn es im letzten Moment zu sechs oder sieben Hinrichtungen gekommen wäre, hätten die Opfer dann Hitlerjungen gewesen sein können? Auf keinen Fall!

Wie kann ich mir so sicher sein? Weil keiner von den zwei oder drei HJ-Einheiten innerhalb des Zitadellenkomplexes zurückgeblieben war. Alle – vorausgesetzt, sie konnten noch laufen – waren zu Axmanns Ausbruchsguppe gestossen. Es gab also keinen Hitlerjungen mehr, der später hätte desertieren können.

Auch die anderen noch im Einsatz befindlichen HJ-Kampfgruppen konnten nicht hier gewesen sein, denn wir sollten uns erst jenseits von Spree und Havel mit ihnen zusammenschliessen. Die fünfte Ausbruchsguppe, die infolge von Axmanns Ungeduld auf den dritten Platz vorgerückt war, wurde in den frühen Stunden des 2. Mai 1945 an der Weidendammbrücke aufgerieben. Die meisten starben, einige wurden schwer verwundet. Wie viele in Gefangenschaft gerieten, ist nicht bekannt. Nur wenige entkamen, darunter auch Axmann und Hartmann. Ich wurde auf meinem letzten Meldegang lebendig begraben – und dann gerettet.

Mein Freund und Kollege Francis H. Goranin, ehemaliger Präsident der American Society of Travel Agents (ASTA), äussert sich folgendermassen zu meinem Buch:

«Ich kenne Armin D. Lehmann seit 1961, und sein Gespür für historische Ereignisse hat mich stets beeindruckt. Er ist ein besonnener Kenner der Ereignisse um die Mitte des 20. Jahrhunderts und ein entschiedener Verfechter der Menschenrechte.

Als Jude habe ich mein Geburtsland Österreich 1938 verlassen, nachdem ich die Entwicklung des Nationalsozialismus noch selbst miterlebt hatte, und ich kann einen Menschen wie den Autor voll und ganz verstehen, dem man von Kindesbeinen an den Glauben einpflanzte, Hitler und seine Gefolgsleute würden eine Herrenrasse und die neue Supermacht unserer Welt erschaffen. Er lernte von seiner Familie, seinen Lehrern, Freunden und den staatlich kontrollierten Medien, dass ‚deutsch‘ und ‚gut‘ gleichbedeutend seien. Der Rest der Welt sei minderwertig.

Wir müssen Armin höchste Anerkennung dafür aussprechen, dass er sich nicht nur von der Ideologie und den Lügen des Nationalsozialismus losgesagt hat, sondern dass es ihm auch gelungen ist, ein klares Bild davon zu zeichnen, wozu diese Bewegung fähig war: die Gesetze und Lehren vieler grosser westlicher Denker mit Füßen zu treten und sämtliche menschlichen Errungenschaften der letzten 2000 Jahre für ihre Zwecke umzufunktionieren. Junge Leute auf der ganzen Welt sollten aus diesem Buch lernen, was geschehen kann, wenn man die menschliche Vernunft ausschaltet.

Armin D. Lehmann hilft uns, diejenigen zu verstehen, die im Dritten Reich in die Enge getrieben waren und keine Möglichkeit hatten, die Wahrheit zu erfahren.»

Mir jedoch war es, wenn auch erst später, beschieden, die Wahrheit zu erfahren und in den Vereinigten Staaten das Land der Freiheit zu finden, in dem ich nach meinen eigenen Massstäben tapfer sein kann. In der glücklichen Lage, die Welt zu bereisen, lernte ich Menschen aller Rassen auf allen Kontinenten kennen. Mit 30 Jahren hatte ich von meinen Vorurteilen Abstand genommen, aber erst mit 50 Jahren konnte ich wirklich sicher sein, sie gänzlich überwunden zu haben.

Als prinzipientreuer Mensch habe ich mich nach Kräften an meine moralischen Richtlinien gehalten und meine Glaubensgrundsätze in Wort und Schrift verteidigt. Ich habe meine pazifistischen Ziele in über 100 Zeitungs-, Rundfunk- und Fernsehinterviews zum Ausdruck gebracht und wurde 1969 als «Community Leader of America» ausgezeichnet. Daneben halte ich unablässig vor Bürgergruppen sowie in Colleges und Highschools Vorträge über gewaltfreie Konfliktlösungsmöglichkeiten. Fast fünf Jahre lang war ich in Professor Linus Paulings Anti-Atom-Bewegung aktiv, und ich möchte bis an mein Ende ein starker Anwalt der Unantastbarkeit des Lebens bleiben.

Das neue Jahrtausend stellt künftige Generationen vor die Herausforderung, unseren Planeten schrittweise und ohne Terror in eine würdige Welt für die gesamte Menschheit zu verwandeln.

Nicht hassen!  
Niemandem unnötige Schmerzen zufügen!  
Keine Grausamkeiten begehen!  
Nicht töten!

Das sind die Gebote für die Zukunft aller Menschen.

Wir, die Bewohner dieser Erde, müssen unsere Religionen, unsere Traditionen und unsere Lehren überprüfen. Es gilt, Gewalt durch Fürsorge und Frieden zu ersetzen.

Einst Melder für einen Despoten, überlebte ich die Schrecken des Krieges und ergriff die Chance zur geistigen Erneuerung.

Eine grosse Schar von Helfern – nicht nur Verwandte und Freunde, sondern auch Fremde, die an meinem Projekt interessiert waren – hat mir zur Seite gestanden.

Mein verstorbener Bruder Friedrich Wulf, der bereits nach Auschwitz fuhr, bevor das ganze Ausmass der Massenmorde aufgedeckt worden war, machte eine Bemerkung, die ich nicht vergessen kann: «Mir ist dort der Kopf geplatzt!»

Er konnte nicht begreifen, was geschehen war. Sein zu früher Tod (er starb nach einer ersten Herzattacke, während ich das Glück hatte, fünf zu überleben) trat ein, kurz nachdem ich meine Recherchen aufgenommen hatte.

Meine anderen Geschwister sind, während diese Zeilen entstehen, noch am Leben: Anje Ursula Hutter in Solothurn, Schweiz; Barbara Ute Stephan in Deaux, Frankreich; Dörte Susanne Kerntier in Floss, Deutschland; Ulrich Georg Lehmann in der Türkei; sowie meine jüngste Schwester, die nach dem Zweiten Weltkrieg geborene Angela Johanna Huguet, in Allegre, Frankreich. Sie alle beantworteten geduldig endlose Fragen, um meinem Gedächtnis auf die Sprünge zu helfen oder das eine oder andere Ereignis dieser Jahre in den richtigen Zeitrahmen zu stellen.

Mein Vetter Thomas Lehmann und seine Frau Hannelore sowie Jens Lemcke, der Sohn meines Veters Eckhard Lemcke, erwiesen sich als hervorragende Forschungsassistenten. Besonders Jens gelang es, wichtige Verbindungen zu knüpfen und entscheidendes Quellenmaterial ausfindig zu machen. Zu danken habe ich auch meiner Tante Helga

Lehmann, die mir alte Bücher aus der Bibliothek meines verstorbenen Onkels Dr. med. Hans Lehmann zugehen liess.

Nach dem Krieg traf ich mich mit etlichen Schulkameraden und korrespondierte mit ihnen. Einige leisteten wesentliche Beiträge zu diesem Buch: Werner Schubei und Klaus Schaueremann, die inzwischen verstorben sind, Martin Scholtz, der die Entstehung dieses Buches in vielfältiger Weise begleitet und unterstützt hat, Dieter Kara, der wie ich amerikanischer Staatsbürger wurde und eine der meinen ähnliche Wandlung durchmachte, Wolfgang Hübner, Klaus Ulrich Koch und Walther Tröger.

Mein Dank gilt auch allen, die mir bei den historischen Nachforschungen zur Seite standen: Artur Axmann (f), Dr. Hubert Becker, Egon Bruno, Dr. Michael Buddrus, Wolfgang Buwert, Arnim Christgen, Rolf Hermann, Reiner und Gudrun Janick, Günter Kaufmann (t), Doris Liskey, Jürgen Müller, Alfred Nordhaus, Dieter Rosenbaum, Kurt Ruppelt, Ida Schapiro, Prof. Dr. Dr. Ernst Günther Schenck (t), Oliver Schmidt und den vielen anderen, mit denen ich Kontakt aufnahm. Darunter Horst Gleiss, dessen Werk *Breslauer Apokalypse 1945* eine der umfassendsten privaten Dokumentensammlungen darstellt, die nach dem Krieg zu diesem Thema angelegt wurden.

Alle Namen der an historischen Ereignissen beteiligten Personen sind authentisch. Bei den Namen meiner gefallenen und vermissten Kameraden bin ich mir in einigen Fällen unsicher, was die Schreibweise betrifft. Trotzdem habe ich sie, um ihr Andenken zu ehren, nicht unerwähnt gelassen. Alle Privatpersonen, mit denen ich in Verbindung treten konnte, habe ich gebeten, ihren Namen verwenden zu dürfen. Einige zogen es vor, unter Pseudonymen zu erscheinen. Es gibt in diesem Buch keine fiktiven Personen.

Ganz besonders bedanken möchte ich mich bei meinem deutschen Literaturagenten Dr. Harry Olechnowitz, Berlin, sowie beim Gustav Lübbe Verlag, Bergisch Gladbach, und dessen Team: bei Dr. Bernd Rullkötter als Übersetzer, Dr. Anita Krätzer als Bearbeiterin und Elmar Klupsch als Lektor. Unsere beispielhafte Zusammenarbeit war stets vertrauensvoll, kooperativ und reibungslos.

Schliesslich möchte ich nicht versäumen, meine Mutter noch ein-

mal zu erwähnen. Solange ich lebe, werde ich ihr dankbar sein. Sie war eine liebevolle, fürsorgliche und wahrhaft humanitäre Frau.

Ich bin glücklich darüber, hier in den Vereinigten Staaten zu leben und meine Tage mit der Frau zu teilen, der ich dieses Buch widme: meiner geliebten Kim.

Armin Dieter Lehmann  
Coos Bay, Oregon, USA



## **ANHÄNGE**

## LITERATURHINWEISE

Eine erste sehr kurze Fassung meiner Erinnerungen an die Tage zwischen dem 20. April und dem 1. Mai 1945 erschien am 16. April 1965 in der Illustrierten *Quick*, München, unter dem Titel «Tagebuch des Untergangs» (S. 29 ff., 60, 62). Dort heisst es unter anderem: «Einer, der davonkam, schrieb ein Tagebuch des Untergangs: der damals 16-jährige Hitlerjunge [Armin] Dieter Lehmann.»

Inzwischen gibt es unzählige Biografien über Hitler sowie sonstige Werke, die bestimmten Aspekten seines Lebens gewidmet sind. Mit ihnen mögen sich Historiker und andere Gelehrte befassen. Ich hingegen möchte Bücher anführen, die meine persönlichen Erinnerungen ergänzen können.

Zahlreiche Werke behandeln den Krieg an der Ostfront, der mit der Schlacht um Berlin endete. Auf die folgenden möchte ich wegen ihrer realistischen Schilderung der Zustände in der Hauptstadt verweisen:

Le Tissier, Tony: *Berlin Then and Now*. London: Battle of Britain Prints 1992.

Le Tissier, Tony: *Der Kampf um Berlin 1945. Von den Seelower Höhen zur Reichskanzlei*. Frankfurt/Main, Berlin: Ullstein 1991. [Berlin: Ullstein 1997 (= Ullstein-Buch Nr. 33185).]

Read, Anthony/David Fisher: *Der Fall von Berlin*. Berlin: Aufbau 1995. [Berlin: Aufbau-Taschenbuch-Verlag 1998.]

Venghaus, Wolfgang (Hrsg.): *Berlin 1945, die Zeit vom 16. April bis 2. Mai. Eine Dokumentation in Berichten, Bildern und Bemerkungen*. Erm., zsgest. u. hrsg. v. Wolfgang Venghaus. 2., erw. Aufl. Freudenberg: W. Venghaus [Selbstverlag] 1998.

Zur Mühlen, Bengt von (Hrsg.): *Der Todeskampf der Reichshauptstadt*. Unter Mitarbeit v. Frank Bauer, Karen Pfundt, Tony Le Tissier. Berlin-Kleinmachnow: Chronos 1994.

Die enorme Überlegenheit der Roten Armee wird besonders gut dokumentiert in:

Glantz, David M./Jonathan M. House: *When Titans Clashed: How the Red Army Stopped Hitler*. Lawrence (Kan.): University Press of Kansas 1995. [Edinburgh: Birlinn 2000 (= TB-Ausgabe).]

Die mir vertraute Literatur über Hitler enthält erstaunlich viele Wiederholungen. Doch es gibt ein Buch, das einen kritischen Überblick über die Hitler-Biografien liefert und ihn konsequent vom Standpunkt des Historikers porträtiert:

Lukacs, John: *Hitler. Geschichte und Geschichtsschreibung*. München: Luchterhand 1997. [Berlin: Ullstein 1999 (= Ullstein-Buch Nr. 26560).]

Zu den Büchern über Hitler, die sich auf den Zeitraum vom 20. Bis zum 30. April 1945 konzentrieren, gehören u.a.:

Boldt, Gerhard: *Die letzten Tage der Reichskanzlei*. Hamburg, Stuttgart: Rowohlt 1947. [Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 1964 (= rororo 624)-]

Joachimsthaler, Anton: *Hitlers Ende. Legenden und Dokumente*. München: Herbig 1995. [Augsburg: Bechtermünz 1998.]

Petrova, Ada/Peter Watson: *The Death of Hitler: The Final Words from Russia's Secret Archives*. London: Richard Cohen Books 1995.

Trevor-Roper, Hugh R[edwald]: *Hitlers letzte Tage*. Zürich: Amstutz, Herdeg & Co. 1946. [Frankfurt/Main, Berlin: Ullstein 1995 (= Ullstein-Buch Nr. 33192).]

Völklein, Ulrich (Hrsg.): *Hitlers Tod. Die letzten Tage im Führerbunker*. 1. Aufl. Göttingen: Steidl 1998.

In jenen zehn Tagen sah ich Hitler mehrere Male aus nächster Nähe und hatte den Eindruck, dass er krank war. Die beiden folgenden Bücher beschreiben seinen damaligen Zustand:

Redlich, Frederick (Fritz) Carl: *Hitler. Diagnose des destruktiven Propheten*. Wien: Eichbauer 2002.

Schenck, Ernst Günther: *Patient Hitler. Eine medizinische Biographie*. Düsseldorf: Droste 1989. [Augsburg: Bechtermünz 2000.]

Der weithin mit Beifall aufgenommene Bestseller *The Bunker* enthält in seiner deutschen Ausgabe weniger faktische Irrtümer als das amerikanische Original, doch die Glaubwürdigkeit leidet unter dem fiktiven Ende:

O'Donnell, James P.: *The Bunker*. Boston: Houghton Mifflin Company 1978.

O'Donnell, James P./Uwe Bahnsen: *Die Katakombe. Das Ende in der Reichskanzlei*. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1975. [Augsburg: Bechtermünz 1997.]

Einschlägige Werke über die Hitlerjugend sind:

Axmann, Artur: *Das kann doch nicht das Ende sein. Hitlers letzter Reichsjugendführer erinnert sich*. 2. Aufl. Koblenz: Bublies 1995. [Die 3. Aufl. erschien 1999 unter dem Titel: *Hitlerjugend. «Das kann doch nicht das Ende sein»*.]

Rüdiger, Jutta (Hrsg.): *Die Hitler-Jugend und ihr Selbstverständnis im Spiegel ihrer Aufgabengebiete*. 4. Aufl. Schnellbach: Bublies 1998. [Studienausgabe]

Artur Axmann war Reichsjugendführer, und Dr. Jutta Rüdiger leitete den BDM. Beide unterstreichen die erheblichen sozialen Leistungen ihrer Organisationen, die nach der Niederlage des totalitären Systems natürlich nicht fort dauern konnten.

Axmann geht auf einige Ereignisse aus der Zeit ein, in der ich für ihn als Melder arbeitete. Doch meiner Ansicht nach verschweigt er viele historisch wichtige Geschehnisse, deren Zeuge er wurde oder an denen er sogar beteiligt war.

Zu meiner Empörung spielt Dr. Rüdiger in ihrem Buch die gewaltigen Opfer des HJ-Volkssturms herunter. Tausende von Jungen fielen – und nicht nur in Breslau, Königsberg und Berlin. Ebenfalls Tausende gerieten in russische Gefangenschaft, und viele von ihnen kehrten nie wieder in die Heimat zurück.

Das Thema Hitlerjugend aus heutiger Sicht wird ferner behandelt in:

Klönne, Arno: *Jugend im Dritten Reich. Die Hitler-Jugend und ihre Gegner. Dokumente und Analysen*. 1. Aufl. Düsseldorf, Köln: Eugen Diederichs 1982. [Köln: PapyRossa-Verlag 1999 (= Neue Kleine Bibliothek Bd. 62).]

Koch, Hannsjoachim Wolfgang: *Geschichte der Hitlerjugend. Ihre Ursprünge und ihre Entwicklung, 1922-1945*. Percha a. Starnberger See: Schulz 1975.

Zur Lektüre empfohlen sei ausserdem ein Werk, das nicht nur der letzten Phase, sondern dem gesamten Verlauf des Zweiten Weltkrieges in Europa gewidmet ist:

Ponting, Clive: *Armageddon: the Second World War*. London: Sinclair-Stevenson 1995.

Hier wird die Zahl der Kriegsoffer und der kriegsbedingten Verluste erläutert. 85 Millionen Menschen kamen in den damaligen Infernos und Holocausts um.

Abschliessend empfehle ich zum Deutschen Reich und zur Frage der Macht:

Haffner, Sebastian: *Von Bismarck zu Hitler. Ein Rückblick*. München: Kindler 1987.

ANHANG A

MENSCHEN IM BUNKER

Die britische historische Zeitschrift *After the Battle* veröffentlichte 1989 eine Liste von 46 Zeitzeugen oder Dramatis Personae, die sich im April 1945 zusammen mit Hitler im so genannten Führerbunker aufhielten. Anhand dieser Liste möchte ich kurz auf die Personen eingehen, mit denen ich selbst Kontakt hatte.

AXMANN, ARTUR: Reichsjugendführer und am Ende des Krieges Befehlshaber des HJ-Volkssturms, zu dem auch die Panzernahkampfbrigade Artur Axmann (häufig als Kampfgruppe Axmann bezeichnet) gehörte. Ich diente ihm vom 21. April bis zum 2. Mai 1945 als Melder.

Seine Befehlsstelle lag im Keller der Partei-Kanzlei in der Wilhelmstrasse 64. In den letzten Tagen der Schlacht verbrachte Axmann jedoch immer mehr Zeit im Führerbunker.

Er war zu Kriegsbeginn Soldat gewesen und hatte 1941 gleich am ersten Tag des Feldzugs gegen die Sowjetunion einen Arm verloren. Im Gegensatz zu Hitler und Bormann wusste er, was sich auf den Strassen von Berlin abspielte, denn er verliess den Bunker mehrere Male und inspizierte die HJ-Einheiten, die den Reichstag verteidigten.

Görings Telegramm (in dem dieser erklärte, er wolle die Macht übernehmen, wenn Hitler als Befehlshaber ausfalle) bestürzte Axmann sichtlich. Er war damit einverstanden, den Reichsmarschall verhaften, wenn nicht gar auf der Stelle erschiessen zu lassen. Später, nachdem er Görings Gründe erfahren hatte, änderte er seine Meinung.

Nachdem Himmler den Westmächten über Graf Bernadotte die Kapitulation angeboten hatte, war Axmann erneut schockiert: «Wie enttäuscht der Führer sein muss. Was für ein Schlag!» Dadurch erhöhte sich Axmanns Entschlossenheit, dem Führer zu beweisen, dass seine HJ-Mitglieder und er ihm bis zum bitteren Ende treu bleiben würden. Nach dem Krieg führte ich mehrere lange Gespräche mit ihm. Darin gab er zu, dass «Fehler gemacht wurden», sagte jedoch kein negatives Wort über Hitler.

Am 30. April 1945 teilte Axmann mir mit: «Der Führer hat sich durch den Mund erschossen!» Der allgemein akzeptierten Version zufolge drang die Kugel aus Hitlers Revolver jedoch durch die linke Schläfe ein.



BOLDT, HEINZ: Hauptbannführer, Leiter der Rechtsdienststelle der Reichsjugendführung und 1945 auch Adjutant Axmanns. Zusammen mit Major von Loringhoven und Oberstleutnant Weiss hatte er den Befehl, die russischen Linien zu durchbrechen und General Wenck persönlich Hitlers letzte, verzweifelte Anweisungen zu übergeben. Axmann hatte Hitler angeboten, dass ich die Offiziere zu den von Dr. Schlünders Kampfgruppe gehaltenen Pichelsdorfer Brücken führen könne. Boldt betrachtete meine damals noch eingegipste linke Hand und sagte: «Wir brauchen dich nicht, wir kennen den Weg.»

Anscheinend wurden die drei dann doch von einem anderen Melder zu den Brücken geführt. Allerdings sollten sie Wenck nie erreichen.

BORMANN, MARTIN: Reichsleiter der NSDAP, Leiter der Reichskanzlei und Hitlers rechte Hand. Er wirkte in seiner schlecht sitzenden Uniform unter all den schneidigen Offizieren fehl am Platze. Übergewichtig, mit glänzenden Augen und einem wissenden Grinsen, sah er aus wie ein Lüstling, was mich in unserer damaligen Situation besonders abstieß.

Nachdem Axmann und sein Personal in Bormanns Partei-Kanzlei eingezogen waren, quartierte er sich in der Reichskanzlei ein und kehrte nicht mehr zurück. Es gab keinen Tunnel, und die Wilhelmstrasse zu überqueren war allzu gefährlich geworden.

Da keine der Wohnungen im unteren Bunker Bormann gehörte, muss er in einem der Kellerräume unter dem Ostflügel der Reichskanzlei geschlafen haben, der durch unterirdische Gänge mit dem Bunker verbunden war.

Ich spürte, dass Axmann wenig für Bormann übrig hatte, vielleicht weil der Reichsleiter den Zugang des Reichsjugendführers zu Hitler früher hatte blockieren können. Erst nach dessen letztem Geburtstag durfte Axmann den Führer ohne Rücksprache mit Bormann jederzeit aufsuchen.

Nach Hitlers Selbstmord war Bormann im unteren Bunker nicht mehr aufzufinden. Hatte er vielleicht gemerkt, dass er machtlos geworden war?

Auffälligerweise ging Goebbels in seinen letzten Lebensstunden auf offene Distanz zu Bormann. Aber natürlich wussten wir damals

noch nicht, dass der Reichspropagandaminister mit der Planung des Mordes an seiner Familie beschäftigt war.

Bald kursierte im Bunker die Nachricht, dass Hitlers Chefpilot Hans Baur den Reichsleiter nicht zu Grossadmiral Dönitz fliegen konnte. Bormann hatte angeblich bemerkt: «Ich wünschte, dass Hanna Reitsch noch hier wäre.» Die berühmte Pilotin hatte den neuen Luftwaffenchef, Feldmarschall Ritter von Greim, ein paar Tage zuvor aus Berlin ausgeflogen. Aber in der unterirdischen Garage der Reichskanzlei wurde kein kleines Flugzeug bereitgehalten, und ohnehin gab es keine Startbahn in der Nähe. Bormanns Erwartungen waren ganz und gar unrealistisch.

Generalmajor Mohnke teilte ihn der ersten oder zweiten Ausbruchgruppe zu, und er nahm unzweifelhaft an der Aktion teil. Später berichtete Axmann, er habe Bormanns und Dr. Stumpfegggers Leichen gesehen.

BRAUN, EVA: Geliebte des Führers, die einen Tag vor ihrem gemeinsamen Selbstmord seine Frau wurde. Bei drei Gelegenheiten bekam ich sie aus nächster Nähe zu Gesicht, allerdings nie zusammen mit Hitler. Meine erste Begegnung mit ihr wird im 31. Kapitel geschildert. Ausserdem sah ich sie einmal im Gespräch mit Hanna Reitsch und ein anderes Mal mit Traudl Junge, einer von Hitlers Sekretärinnen.

Auf der Suche nach einer Toilette fand ich mich eines Tages vor dem «Hundebunker» wieder, wo ich zwei ausgewachsene Schäferhunde entdeckte. Das eine Tier muss Hitlers Blondi gewesen sein, die einen Monat zuvor Junge geworfen hatte. Ich sah jedoch keine Welpen im Hundebunker und erfuhr vom Hausmeister, dass Eva Braun die Hündchen nach oben gebracht habe, damit die Kinder des Ehepaars Goebbels mit ihnen spielen konnten.

GOEBBELS, JOSEPH: Reichsminister für Propaganda und Volksaufklärung, Gauleiter der NSDAP und Reichsverteidigungskommissar für den Gau Berlin. Er wohnte mit seiner Frau und seinen Kindern im Bunker. Einmal begegnete ich Joseph und Magda Goebbels gemeinsam, als ich ihnen ein Telegramm von Gauleiter Karl Hanke aus meiner Heimatstadt Breslau überbrachte.

GÜNSCHE, OTTO: SS-Sturmbannführer und einer der beiden

persönlichen Adjutanten Hitlers (Schaub war der andere). Ein hoch gewachsener, schneidiger Offizier, der mir gegenüber stets freundlich war. Er trug unter anderem das goldene HJ-Abzeichen, das ihn als eines der frühesten Mitglieder der Hitlerjugend auswies. Ich dagegen gehörte nun zum letzten Aufgebot des HJ-Volkssturms. Obwohl ich nicht einmal einen soldatischen Rang besass, erkannte Günsche mich als jungen Kameraden an, und er wusste auch, dass ich Axmann als Melder diente.

Nachdem ich das Eiserne Kreuz Erster Klasse erhalten hatte, beglückwünschte er mich und sagte: «Wir sind alle stolz auf dich!»

HEWEL, WALTER: Botschafter und Beauftragter des Reichsaussenministers beim Führer. Er war einer der wenigen Amtsträger, die Axmann in seiner Befehlsstelle aufsuchten (statt umgekehrt). Das Aussenministerium, in dem er arbeitete, lag auf der anderen Strassenseite. Ich verliess das Zimmer, damit Axmann und Hewel ein Vieraugengespräch führen konnten.

Es hatte Gerüchte darüber gegeben, dass Aussenminister Joachim von Ribbentrop Kontakt zu dem schwedischen Diplomaten Graf Bernadotte aufgenommen habe, um einen Weg zur Beendigung des Krieges zu finden. Hewel hatte Nachforschungen angestellt und den Schluss gezogen, dass «keine Friedensverhandlungen im Gange waren». Anscheinend konnte sich Hewel nicht vorstellen, dass jemand anders als der Oberbefehlshaber der Streitkräfte oder der Aussenminister beim Feind vorgeföhlt hatte. Für ihn war nur wichtig, dass von Ribbentrop sich nicht gegen Hitler gewandt hatte.

Axmann und Hewel machten sich gemeinsam auf, um den Führer zu beruhigen. Doch bevor sie ihn erreichen konnten, wurden Bormann Beweise darüber vorgelegt, dass jemand aus Hitlers engster Umgebung ihm tatsächlich «einen Dolchstoss in den Rücken versetzt hatte». Es war ausgerechnet Reichsführer-SS Heinrich Himmler, der «treue Heinrich»!

HITLER, ADOLF: Reichskanzler, Oberbefehlshaber der Wehrmacht und Führer der NSDAP. Zum ersten Mal hatte ich Hitler, wenn auch aus erheblicher Entfernung, 1938 – also auf der Höhe seiner Macht in Friedenszeiten – persönlich gesehen. Er hielt vor einer be-

geisterten, jubelnden Menschenmenge (darunter auch ich als Zehnjähriger) eine Rede. Das gesamte Publikum schien wie hypnotisiert zu sein. Auf mich machte er den Eindruck einer starken Persönlichkeit mit grosser Ausstrahlung.

Im Bunker erlebte ich dann einen ganz anderen Menschen. Krank und gebrechlich, war er zu seinem Schutz auf ausländische Waffen-S-S-Freiwillige und Hitlerjungen angewiesen.

JOHANNMEYER, WILHELM: Major und Hitlers Heeresadjutant. Da er Ritterkreuzträger war, hat er sich meinem Gedächtnis stärker als andere eingeprägt. Manchmal nahm er Meldungen von mir entgegen oder händigte mir Texte für die Funkstelle aus. Er wusste, wie heftig das Sperrfeuer der Stalinorgeln war, und machte sich Sorgen um mich, wenn ich die Wilhelmstrasse überqueren musste. Während Boldt, von Loringhoven und Weiss die russischen Linien gemeinsam durchbrechen sollten, um zu General Wenck vorzudringen, hatte Johannmeyer den Auftrag, sich ganz allein zu Feldmarschall Schörner südlich von Berlin durchzuschlagen. Ob es ihm gelang, ist mir nicht bekannt. Jedenfalls geriet er bei Kriegsende in Gefangenschaft.

JUNGE, GERTRAUD (TRAUDL): eine von Hitlers Sekretärinnen, die wie ihre Kollegin Gerda Christian im Bunker geblieben war. Ihr diktierte Hitler sein politisches und persönliches Testament.

Ich wusste nicht, wo sich ihr Arbeitszimmer befand, aber ich begegnete ihr mehrere Male im oberen Bunker und wechselte ein paar Worte mit ihr. Da sie öfter mit den Mädchen der Goebbels spielte, hielt ich sie zunächst für deren Kindermädchen.

Kurz vor ihrem Tod im Februar 2002 veröffentlichte sie (unter Mitarbeit von Melissa Müller) ihre Erinnerungen *Bis zur letzten Stunde. Hitlers Sekretärin erzählt ihr Leben*.

KARNAU, HERMANN: Oberwachtmeister. Da er ständig im unteren Bunker Wache zu stehen schien und ich dort sehr häufig auftauchte, wusste er bald, wer ich war. Dieser magere Mann mit gewelltem blondem Haar dürfte in Axmanns Alter, also Anfang 30, gewesen sein.

Es hiess, er habe zu denen gehört, welche die Leichen des Ehepaars Hitler vor dem Notausgang verbrannten und begruben. Er war einer der wenigen Wächter, die den Ausbruch überlebten.

KRÜGER, ELSE: Bormanns Sekretärin. Sie überlebte den Ausbruch entweder in der ersten oder in der zweiten Gruppe. Nach dem Krieg heiratete sie ihren britischen Vernehmungsoffizier und zog mit ihm nach England.

LORINGHOVEN, BERND FREYTAG VON: Major. Hatte zusammen mit Boldt und Weiss den Auftrag, durch die russischen Linien zu General Wenck vorzustossen und ihm Sonderbefehle zu überbringen. Ich begegnete ihm nur ein einziges Mal, als ein Melder gesucht wurde, der die drei Offiziere zu den Pichelsdorfer Brücken führen sollte.

MANZIARLY, CONSTANZE: Hitlers österreichische Diätköchin, die ihm seine vegetarischen Gerichte zubereitete. Ich sah sie häufig im oberen Bunker, wo sich ihre Küche und eine kleine Kantine befanden. Als ich 1953 aus Deutschland auswanderte, wurde in der Presse noch immer darüber spekuliert, ob sie während des Ausbruchs getötet worden war oder überlebt und eine neue Identität angenommen hatte. Manche Historiker vermuten inzwischen, dass sie kurz nach dem Verlassen des Bunkers mit einer Blausäurekapsel Selbstmord beging.

MENGERSHAUSEN, ERICH: SS-Hauptscharführer und Leiter der Wachabteilung am Notausgang und am Beobachtungsturm. Er wurde durch seine Zeugenaussage über Hitlers Tod bekannt. Auch mir zeigte er die Stelle, an der das Ehepaar begraben war.

Er nahm am Ausbruch teil, gehörte jedoch zu denen, die von den Russen gefangen genommen wurden.

MOHN KE, WILHELM: SS-Brigadeführer und Kommandant der «Zitadelle», wie das Regierungsviertel genannt wurde. Er war Ritterkreuzträger, und Axmann, der eine sehr hohe Meinung von ihm hatte, akzeptierte ihn bereitwillig als Ausbruchskommandanten.

Der Brigadeführer überlebte den Ausbruch und wurde von den Russen gefangen genommen.

NAUMANN, WERNER: Staatssekretär im Propagandaministerium. Er war einer der Hauptakteure in Goebbels' gewaltigem, äusserst effektivem Indoktrinationsbetrieb. Als Verbindungsmann des Propagandaministeriums hielt er Hitler über die Berichterstattung der ausländischen Medien auf dem Laufenden.

Axmann schien eine besonders herzliche Beziehung zu Goebbels und dessen Männern zu haben. Auch mit Naumann traf er sich zweier oder dreimal in seiner Befehlsstelle in der Partei-Kanzlei. In den letzten Tagen der Schlacht blieben die beiden in ständigem Kontakt. Naumann überlebte den Ausbruch ebenfalls.

RATTENHUBER, HANS: SS-Gruppenführer und Leiter des Reichssicherheitsdienstes (RSD), dem auch das Führerbegleitkommando (FBK) mit Hitlers Leibwächtern angeschlossen war.

Als Major Weltzin und ich den unteren Bunker, in dem sich Hitler aufhielt, zum ersten Mal betraten, nahm Rattenhuber persönlich unsere Überprüfung vor. Dabei hatte Axmann mich dem Gruppenführer kurz zuvor vorgestellt, und er hatte mir eine Walther-Pistole ausgehändigt. Später erfuhr ich von Axmann, dass Rattenhuber beim Ausbruch schwer verwundet worden war. Er verbrachte zehn Jahre in russischer Kriegsgefangenschaft und starb 1957, zwei Jahre nach seiner Entlassung.

SCHAUB, JULIUS: SS-Obergruppenführer und Hitlers persönlicher Adjutant. Ich begegnete ihm nur einmal: auf dem Geburtstagsempfang vom 20. April. Ein paar Tage später reiste er ab. Es war im Bunker kein Geheimnis, dass der Führer ihm befohlen hatte, in München und in den Alpen persönliche und Parteaufzeichnungen zu vernichten, bevor sie in feindliche Hände fielen. Bevor Hitler Selbstmord beging, erhielt er von Schaub ein Telegramm mit der Meldung: «Auftrag ausgeführt.» Irgendwie war es Schaub auch gelungen, Hitlers Sonderzug zu sprengen.

STUMPFEGGER, DR. MED. LUDWIG: Himmlers Arzt und Hitlers Begleitarzt. Er war weder bereit, Dr. Gertrud Huhn in ihrer Krankenstation noch den Professoren Haase und Schenck im Notlazarett zu helfen. Stattdessen blieb er für den Fall, dass Hitler ihn benötigte, im unteren Bunker. Ein paar Tage lang hatte er jedoch einen weiteren Patienten: den neu ernannten Chef der deutschen Luftwaffe, Feldmarschall Ritter von Greim. Möglicherweise behandelte er auch Frau Goebbels.

Heute herrscht die Meinung vor, dass Dr. Stumpfegger und Bormann während des Ausbruchs gemeinsam Selbstmord begingen.

WEIDLING, HELMUTH: General und letzter Kommandant der Festung Berlin. Axmann führte häufig Gespräche mit seinen Adjutanten und seinen anderen Mitarbeitern über General Weidling. Dieser sollte auf Befehl Hitlers erschossen werden, weil er seine Position aufgegeben und sich nach Döberitz zurückgezogen hatte. Nachdem er persönlich vor dem Führer erschienen war, wurde er jedoch erneut zum Festungskommandanten von Berlin ernannt.

Im Anschluss an die Ernennung kam es zu einer Unterredung zwischen Axmann und Weidling, von welcher der Reichsjugendführer sichtlich verärgert zurückkehrte. Die beiden hatten sich nicht über den Einsatz von HJ-Volkssturm-Einheiten einigen können. Vermutlich deshalb übernahm Axmann mit Hitlers Segen nicht nur den militärischen Befehl über die Kampfgruppe Axmann, sondern auch über sämtliche HJ-Volkssturm-Einheiten in und um Berlin.

WEISS, RUDOLF: Oberstleutnant und General Wilhelm Burgdorfs Adjutant. Er war einer der drei Offiziere, die am 29. April 1945 zu General Wencks Hauptquartier geschickt wurden, um ihm Hitlers Befehl zu unserer unverzüglichen Rettung zu übermitteln. Ich konnte im Lageraum einen Blick auf ihn und die beiden anderen werfen, bevor sie aufbrachen.

## ANHANG B

### DIENSTRANGVERGLEICHE VON NSDAP, HJ, STAAT, WEHRMACHT UND SS (NACH 1941)



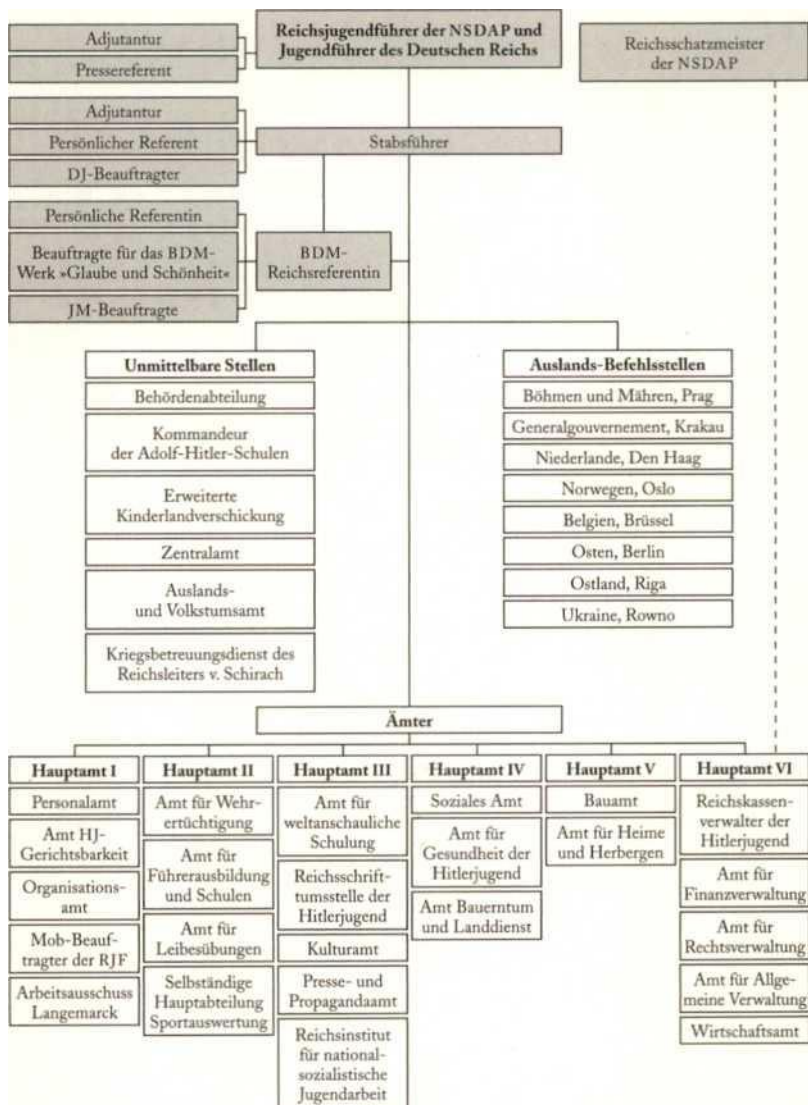
NSDAP	HJ	
	Hitlerjugend	BDM
Reichsleiter	Reichsjugendführer Jugendführer des Deutschen Reiches	
	Stabsführer Reichsreferentin des BDM	
Gauleiter	Obergebietsführer	
Hauptbefehlsleiter	Gebietsführer	Obergauführerin (Gebietsmädelführerin)
Oberbefehlsleiter	Hauptbannführer	
Befehlsleiter		
Hauptdienstleiter	Oberbannführer	Gauführerin (Hauptmädelführerin)
Oberdienstleiter		
Hauptbereichsleiter <i>Kreisleiter</i>	Bannführer	Untergauführerin (Bannmädelführerin)
Oberbereichsleiter	Oberstammführer	
Bereichsleiter	Stammführer	Mädelringführerin
Hauptabschnittsleiter		
Oberabschnittsleiter		
Abschnittsleiter		
Hauptgemeinschaftsleiter <i>Ortsgruppenleiter</i>	Hauptgefolgschaftsführer	Mädelhauptgruppenführerin
Obergemeinschaftsleiter	Obergefolgschaftsführer	
Gemeinschaftsleiter	Gefolgschaftsführer	Mädelgruppenführerin
Hauptinsatzleiter		
Obereinsatzleiter		
Einsatzleiter	Hauptscharführer	
Hauptbereitschaftsleiter	Oberscharführer	
Oberbereitschaftsleiter	Scharführer	Mädelscharführerin
Bereitschaftsleiter	Oberkameradenführer	
	Kameradschaftsführer	Mädelschaftsführerin
Hauptarbeitsleiter		
Oberarbeitsleiter	Oberrottenführer	
Arbeitsleiter		
Oberhelfer	Rottenführer	
Helfer		
Polit. Leiter-Anwärter	Hitlerjunge	Mädel

<b>Staat</b>	<b>Wehrmacht</b>	<b>SS</b>
Staatssekretär	Generalfeldmarschall	Reichsführer SS
Oberpräsident	Generaloberst	Oberstgruppenführer
Unterstaatssekretär	General	Obergruppenführer
Ministerialdirektor	Generalleutnant	Gruppenführer
Regierungspräsident	Generalmajor	Brigadeführer
Ministerialdirigent		Oberführer
Ministerialrat	Oberst	Standartenführer
Regierungsdirektor	Oberstleutnant	Obersturmbannführer
	Major	Sturmbannführer
Oberregierungsrat		
Landrat		
Regierungsrat		
Amtsrat	Hauptmann	Hauptsturmführer
Oberinspektor	Oberleutnant	Obersturmführer
Inspektor	Leutnant	Untersturmführer
	Stabsoberfeldwebel	
	Oberfähnrich	
Obersekretär	Oberfeldwebel	Hauptscharführer
Sekretär	Feldwebel	Oberscharführer
Verwaltungsassistent	Fähnrich	
	Unterfeldwebel	Scharführer
Assistent	Unteroffizier	Unterscharführer
Ministerialamtsgehilfe	Stabsgefreiter	
Amtsgehilfe	Obergefreiter	
	Gefreiter	Rottenführer
	Obersoldat	Sturmmann
	Soldat	SS-Mann
		SS-Anwärter

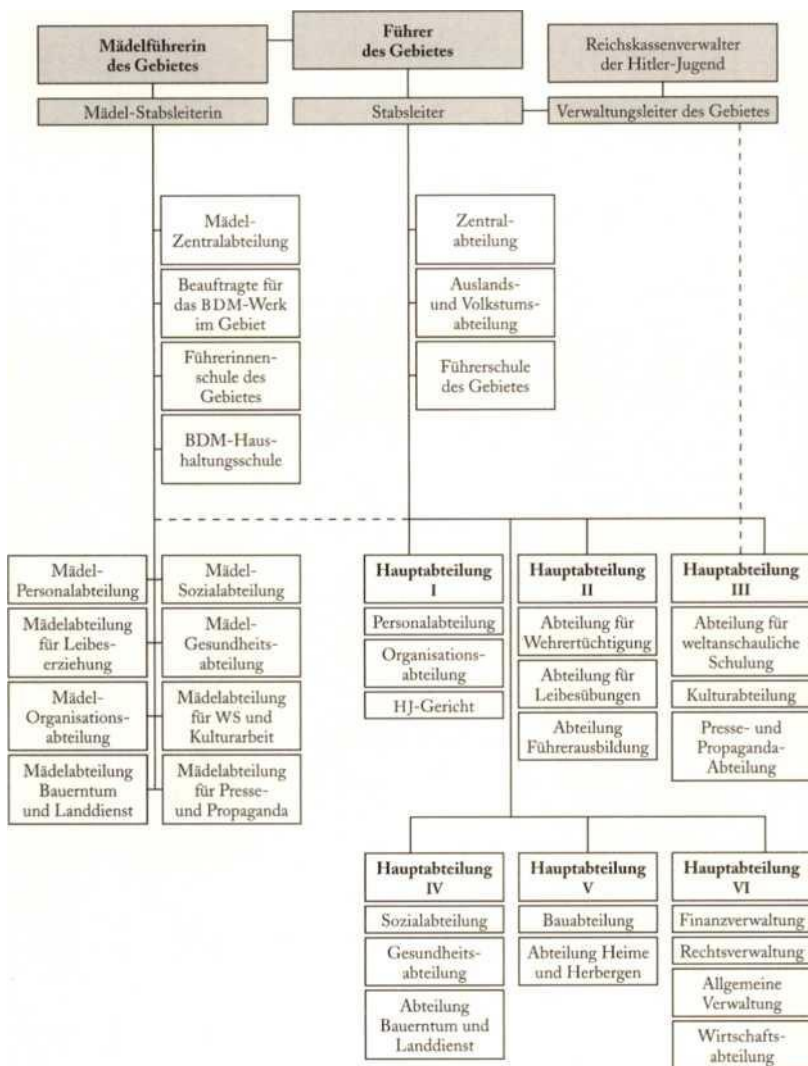
## ANHANG C

### FÜHRUNGS STRUKTUREN DER REICHSJUGENDFÜHRUNG SOWIE DER HJ-GEBIETS- UND BANNFÜHRUNGEN

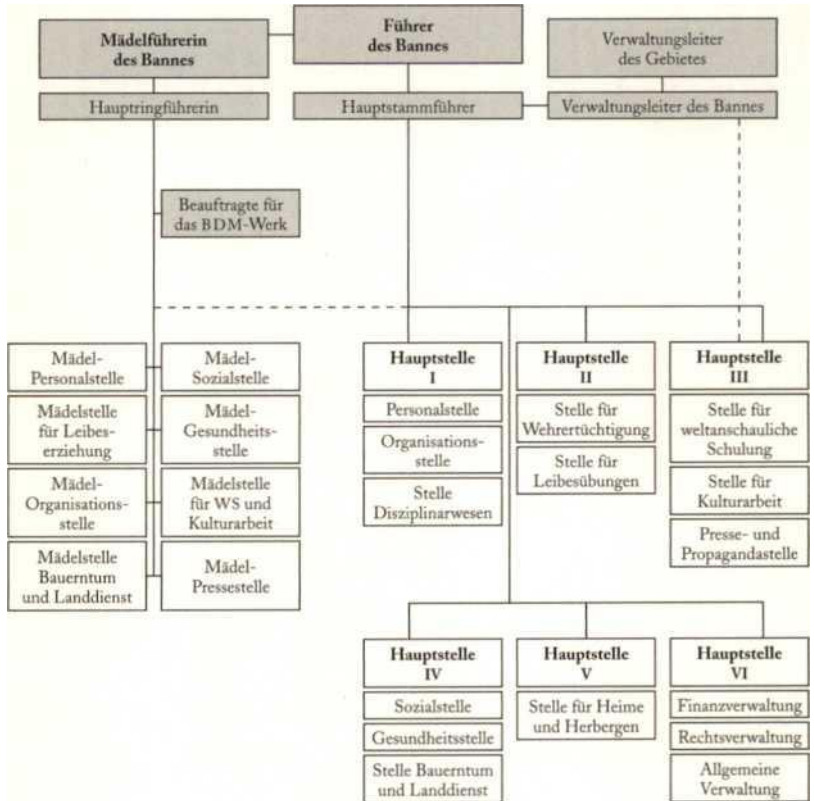
## Struktur der Reichsjugendführung der NSDAP, 1941-1945



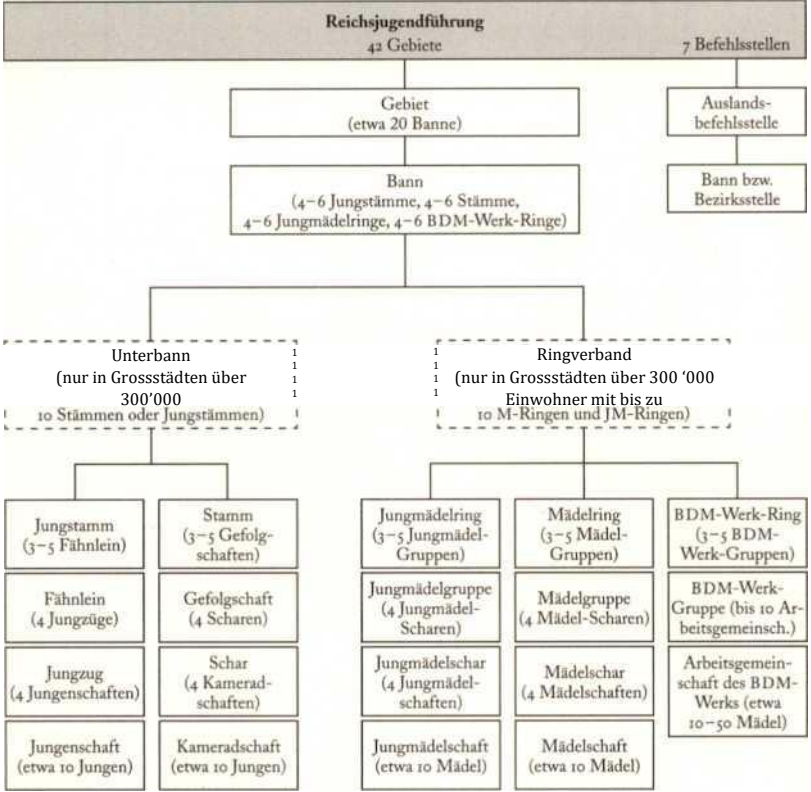
# Führungsstruktur eines HJ-Gebietes, 1942



# Führungsstruktur eines HJ-Bannes, 1942



# Gliederung der Hitlerjugend, 1943



Dt. Jungvolk (DJ)  
in der  
Hitlerjugend  
(Jungen  
10-14 Jahre)

Hitler-Jugend (HJ)  
(Jungen  
14-18 Jahre)

Jungmädell (JM)  
in der  
Hitlerjugend  
(Mädell  
10-14 Jahre)

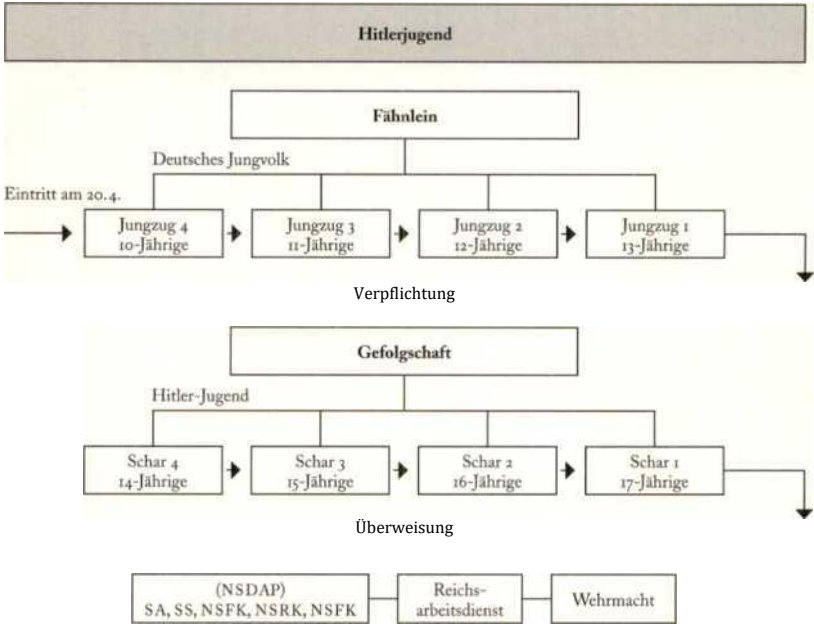
Mädellbund  
in der  
Hitlerjugend  
(Mädell  
14-17 Jahre)

BDM-Werk  
«Glaube  
und Schönheit»  
(Mädell  
18-21 Jahre)

Hitlerjugend (HJ)

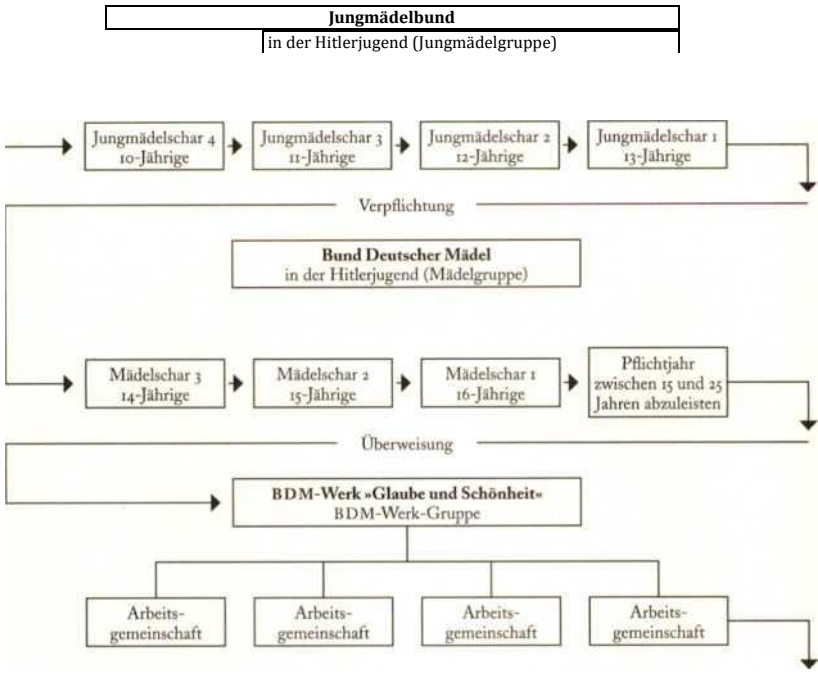
Bund Deutscher Mädell (BDM)

# Organisation des jahrgangsweisen Aufbaus der HJ





## Bund Deutscher Mädel



Mit 18 Jahren konnte die Aufnahme in die NSDAP und der Übertritt in die NS-Frauenschaft erfolgen

Mit 21 Jahren Überweisung in die NS-Frauenschaft

## ANHANG D

### STAMMBAUM DER FAMILIE LEHMANN

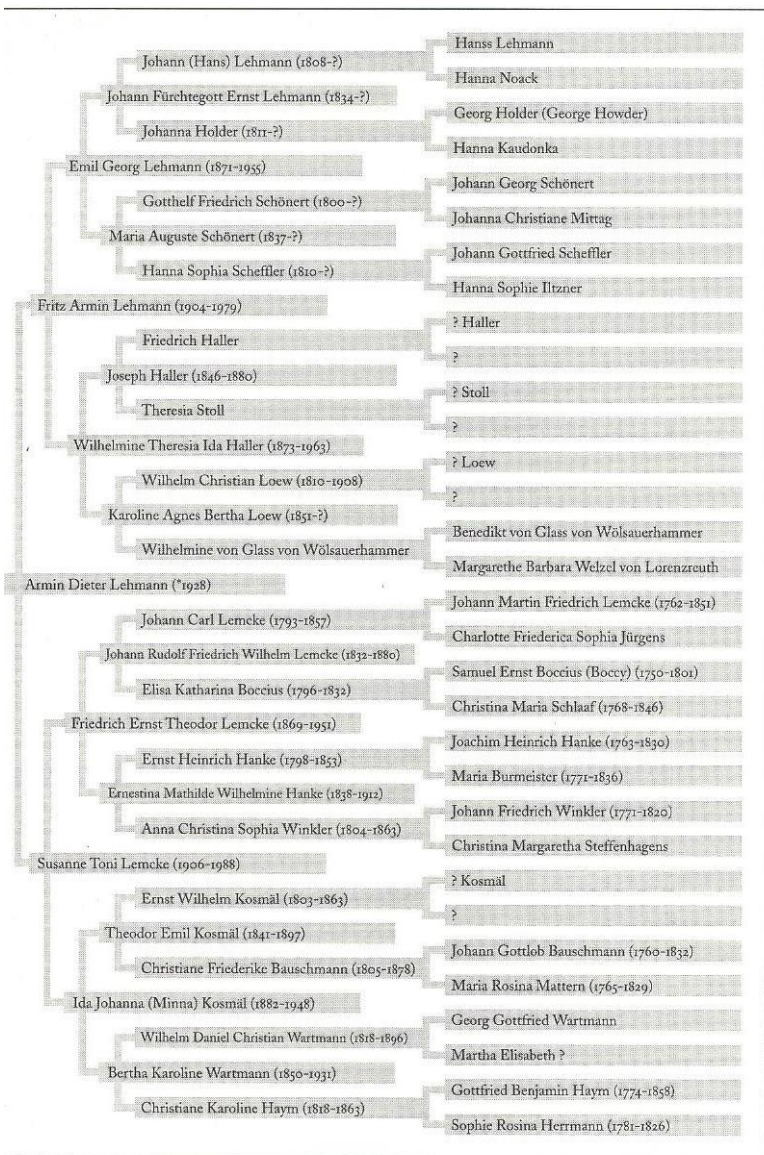
## STAMMBAUM DER FAMILIE LEHMANN

Armin D. Lehmann und Margaret Terry Ransom heirateten am 26. Juli 1953. Ihre Tochter Angela Helen wurde am 15. Mai 1959 geboren. Die Ehe wurde am 27. November 1972 geschieden.

Am 21. Dezember 1973 heirateten Armin D. Lehmann und Aila Moura, geborene Huuskonen. Aila starb am n. Juni 1977 an Krebs.

Am 28. Oktober 1981 heirateten Armin D. Lehmann und Kim Dawn Tobias; sie leben an der Küste des US-Bundesstaates Oregon.

Die Enkeltochter Mikayla Lehmann Zaitz kam am 14. März 1994 zur Welt.



Aachen 192  
 Alexander (III.) der Grosse 36  
 Allegre 339  
 Anne-Maria (Freundin) 173-189,  
     191-194,196f., 199, 204, 206, 217f.,  
     231, 242, 252, 314  
 Antonescu, Ion 91  
 Arndt, Richard 266  
 Auschwitz 66,166,181,286,327f., 339  
 Axmann, Artur 10,115, 200 f., 205f.,  
 212, 214f., 217, 220, 222-225, 227-233,  
 235-238, 242, 244, 248ff., 252, 254f.,  
 259, 261, 264-267, 269 f., 272, 274f.,  
 277, 280, 285-289, 291 ff, 295-298,301,  
 306 f., 311-316,318 f., 321 f., 327,329 f.,  
 334.336,340,348,352-359  
 Baarova, Lida 101  
 Bachmann, Erwin 221, 226  
 Bad Tölz 228  
 Bad Warmbrunn (Cieplice Slaskie  
     Zdrój) 33,196, 200  
 Bahnsen, Uwe 348  
 Bärenfänger, Erich 298  
 Bartel (HJ-Führer) 264  
 Bauer, Frank 346  
 Baumann, Hans 97  
 Baumbach, Werner 296  
 Baur, Hans 312,354  
 Bayreuth 163,173  
 Beck, Ludwig 93  
 Becker, Hubert 340  
 Belzec 181  
 Berchtesgaden 293, 295  
 Bergen-Belsen 181,324,328  
 Berlin 50,86,102,113,120,131,162,195,  
     205-210, 2i3f., 217fr., 221 f., 224-227,  
     230 f., 235 ff, 240, 246 ft', 250 f., 254f.,  
     259, 264, 270, 274 f., 280, 283, 286,  
     288 ff, 293, 295 f., 299,301-304,306,  
     313,321 f., 330 f., 334 f., 346 ff, 352,  
     354,356,359  
 Bernadotte, Folke Graf von  
     Wisborg 352,355  
 Bernstein, Sara 41 f.  
 Betz, Georg 312  
 Biegen 205, 207, 237  
 Bismarck, Otto von 100  
 Blumensaat, Georg 97  
 Bocy, Christina Maria [geb.Schlaaf] 42  
 Bocy, Nathan 41 f.  
 Bocy (Boccius), Samuel 41 f.  
 Boldt, Gerhard 347  
 Boldt, Heinz 261,313 f., 319,353,356 f.  
 Borgmann, Hans Otto 97  
 Bormann, Gerda [geb. Buch] 286 f.  
 Bormann, Martin 114, 221, 228, 255,  
 261,  
 267, 272, 28of., 285-288, 29off, 296,  
 306,312 fr., 316,334,352-355,357 f.  
 Braun, Eva 289-296,306,354  
 Braunschweig 228  
 Breslau (Wroclaw) 55,57-62,65,94,  
     97,100,114,116,123,128 f., 133 f.,  
     138, 141,146,161 f., 167 fr., 172,182,  
     185,192,198 fr., 210, 212, 218, 220,  
     223, 226, 269 f., 280,291,323,330 f.,  
     333, 340, 348, 354  
 Briesen 239  
 Bromberg (Bydgoszcz) 75  
 Bruno, Egon 340  
 Buch, Walter 285 f.  
 Buchenwald 181,324,328  
 Buddrus, Michael 340,383  
 Burchtorf, Ulrich von 44  
 Burgdorf, Wilhelm 359  
 Buwert, Wolfgang 340  
 Caspar, Horst 213  
 Chelmno 181  
 Chemnitz 160,170  
 Chopin, Frederic 77  
 Christgen, Armin 340  
 Christian, Gerda 356  
 Churchill, Winston 85  
 Compiègne 89  
 Curie, Marie 77  
 Dachau 66,181  
 Deaux 339  
 Diem, Carl 255  
 Dietl, Eduard 86 f., 117  
 Dietrich, Günther 292, 313 f.

Diogenes 36 f.  
 Döberitz 359  
 Dönitz, Karl 312,318 f., 354  
 Dresden 129,159 ff., 163 f., 166-170,172,  
 174, 297  
 Dünkirchen 86 f.  
 Eberspoint 330  
 Ehrenburg, Ilja Grigorjewitsch 138 f.,  
 218  
 Eisenhower, Dwight D. 324  
 Fegelein, Hermann 295 f.  
 Fichte, Johann Gottlieb 219  
 Fisher, David 346  
 Flensburg 318  
 Flossenbürg 181  
 Floss 339  
 Frankfurt (Oder) 200, 204,323  
 Frehse, Werner 236, 287  
 Fricke, Hanns-Otto 58,167  
 Friebe, Rolf 139 ff., 143-147  
 Friedrich II., der Grosse (Kg. In Preus-  
 sen) 36,51 f., 119, 212  
 Friedrich Wilhelm I. (Kg. In Preussen) 36  
 Fürstenwalde (Spree) 201, 208, 228,  
 237, 247  
 Fürth 30  
 Galland, Adolf 82  
 Garmisch-Partenkirchen 127,129,197  
 Gaulle, Charles de 90  
 George, Heinrich 213  
 Glantz, David M. 346  
 Gleiss, Horst 340  
 Goebbels, Joseph 58,101-104, 113 f., 139,  
 205, 213, 218 f., 221, 229, 267, 272,  
 280 f., 291, 294,306,311,314ff., 353 f.,  
 356 ff.  
 Goebbels, Magda 101,280 f., 294,354,  
 358  
 Goerdeler, Carl Friedrich 93  
 Goranin, Francis H. 337h  
 Göring, Hermann 84, 87, 283, 288, 295,  
 352  
 Görlitz 14, 29 f., 43,58, 94,129,195 f.,  
 200, 218  
 Greim, Robert Ritter von 283, 296,312,  
 354,358

Grimm, Ludwig 220, 275,319,321  
 Grynspan, Herschel 71  
 Günsche, Otto 220 f., 306, 354f.  
 Gutschke, Karl 137-141,143-146,  
 149-152,178,187,195,197-201,  
 204-207, 218, 220, 224, 231 f., 236f.,  
 239-245, 249 f., 269,331  
 Haase, Werner 300 f.,358  
 Haffner, Sebastian 349  
 Haller, Joseph 44  
 Haller, Karoline Agnes Bertha [geb.  
 Loew] 44  
 Hamann, Otto 264, 270,301  
 Hamburg 104  
 Hanke, Karl 101, 280 f., 294,354  
 Hannes (Freund) 235-256, 258 f.,  
 269-277,301,313  
 Hans, Ria 61  
 Harmel, Heinz 221 f., 225 f.  
 Hartmann, Bert 336  
 Hartrampf, Kurt 207  
 Haym, Benjamin 43  
 Heinrich, Dieter 59, 81,97,138,153 ff.  
 Heinrichi, Gotthard 185  
 Heissmeyer, August 269 f.  
 Hellmann, Dr. 53 f.  
 Hentschel, Johannes 334 h  
 Hermann, Gisela 301  
 Hermann, Rolf 340  
 Hewel, Walter 355  
 Heydrich, Reinhard 58, m  
 Hilpert, Carl 226  
 Himmler, Heinrich 114,185, 221, 228,  
 233, 285, 295 f., 327, 352, 355, 358  
 Hindenburg, Paul von 100  
 Hinkel (Unteroffizier) 140-143,145 f.,  
 152 ff.  
 Hirsch, Herbert 199, 220  
 Hirschberg (Jelenia Göra) 33,195 f., 200,  
 281 f.  
 Hitler, Adolf 9f., 16, 23, 38f., 44-47,  
 49, 54, 58, 65-68,71,73-79, 83-87,  
 89-94, 101f., 104, 110, 113, 115ff.,  
 119, 125, 131 f., 139, 143, 158 f., 178,  
 181 ff., 185,187,189,191,199, 201,203,  
 205-210,

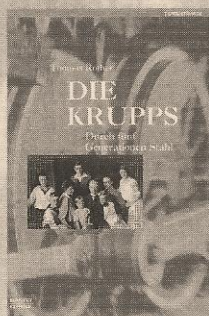
- 212-215, 217-231, 233, 237, 252,  
254f., 258f., 261, 264, 266, 270, 272-  
277, 280-283, 285-296, 298,300,302-  
308, 311-316,318,322,325,327-331,  
333 ff., 337, 346-349, 352-359
- Hof (Saale) 173,178,192 f., 198, 218, 231
- Hofacker, Cäsar von 93
- Holder, Georg (siehe: Howder, George)
- Holm, Isa [geb. Lemcke] 195,324
- Holm, Werner 324
- Hörching 296
- Horka (Waldgut) 14, 29 f., 32,119 ff., 162
- Horn, Walter 72
- Höss, Rudolf 286,327
- House, Jonathan M. 346
- Howder, George (Georg Holder) 43
- Howder, Hanna [geb. Kaudonka] 43
- Hoyerswerda 38,43,55,107,134,161
- Hübner, Wolfgang 340
- Huguet, Angela Johanna [geb.  
Lehmann] 339
- Huhn, Gertrud (Dr. Gertrud) 220,  
249-259, 261, 265 f., 277, 293 f., 297,  
299-304, 307 f., 311, 316, 319, 358
- Hutter, Anje Ursula [geb. Lehmann]  
26,38,78,123,161 ff, 339
- Jacobsdorf 237, 240 f., 243, 269,274
- Janick, Gudrun 340
- Janick, Reiner 340
- Joachimsthaler, Anton 347
- Jodl, Alfred 221,306
- Johannmeyer, Wilhelm 356
- Junge, Gertraud (Traudl) 354,356
- Kaditz 30
- Kaergel, Hans Christoph 199
- Kara, Dieter 340
- Karnau, Hermann 356
- Katte, Hans Hermann 36
- Kaufmann, Günter 340
- Keitel, Wilhelm 221,306
- Kempka, Erich 275
- Keppler, Franz-Karl 266
- Kern, Otto 205
- Kerntier, Dörte Susanne [geb.  
Lehmann] 38,122 f., 339
- Kiesgen, Peter 205
- Klagenfurt 226
- Klein Grenz 324
- Klein Köris 200 ff.
- Klimenko (Oberstleutnant) 333
- Klönne, Arno 348
- Koch, Hannsjoachim Wolfgang 348
- Koch, Klaus Ulrich 340
- Köck (Bannführer) 240
- Kolberg (Kolobrzeg) 177, 212 f.
- Königsberg 271,331,348
- Kopernikus, Nikolaus 77
- Kosmäl, Ernst Wilhelm 43
- Kosmäl, Theodor 43
- Krakau (Krakow) 75
- Krauschwitz 30,37 f.
- Kretschmer, Otto 82 ff.
- Krüger, Else 292,357
- Langemarck 50, 205,330
- Lehmann, Friedrich Wulf 69,75,339
- Lehmann, Georg 9,14f., 26, 28-35,51 f.,  
102,162,185 f., 191ff., 195, 247, 285  
ff., 325
- Lehmann, Hannelore 339
- Lehmann, Hans 63,340
- Lehmann, Helga 339 f.
- Lehmann, Thomas 339
- Lehmann, Ulrich Georg 75,123,339
- Lehmann, Wilhelmine Theresia Ida  
[geb. Haller] 10,33 ff, 43 f., 184,196 f.,  
200
- Leipzig 48,93
- Lemcke, Eckhard 339
- Lemcke, Friedrich Ernst Theodor  
(Grossvater) 35,41,195
- Lemcke, Ida Minna Johanna [geb.  
Kosmäl] (Grossmutter) 29,32,34f.,  
42 f., 94,1'7. '95f-
- Lemcke, Jens 339
- Lemcke, Joachim 92
- Le Tissier, Tony 8, 346
- Leuthen (Schlacht von) 51
- Ley, Robert 205
- Lidice in
- Liebig, Justus von 44

Liegnitz 129  
 Liskey, Doris 340  
 Lodz 76  
 Loew, Carl Benedict Oskar 44  
 Loew, Wilhelm Christian 44  
 Lorenz, Heinz 266 f.  
 Loringhoven, Bernd Freytag von 353,  
 356 f.  
 Lotte (Panzerknackerin) 253, 259, 297  
 Lukacs, John 347  
 Ludendorff, Erich 50  
 Majdanek 181  
 Manziarly, Constanze 357  
 Marktredwitz 44,184  
 Mauthausen 181  
 Memminger, Gustav 211, 214, 217ff.,  
 223, 225, 229f.  
 Mengershausen, Erich 308,333,357  
 Meyer, Kurt 205  
 Mohnke, Wilhelm 220,313-316,335,  
 354,357  
 Mölders, Werner 82  
 Müller, Heinrich 286, 296  
 Müller, Jürgen 340  
 Müller, Melissa 356  
 Müllrose 205  
 München 50 f., 71,129,188 f., 346 f., 358  
 Murnau 189  
 Mussolini, Benito 92,321  
 Napoleon I. (Ks. d. Franzosen) 213  
 Narvik 86 f.  
 Naumann, Werner 266 f., 316,357 f.  
 Naumburg (Saale) 39,45 f., 48,107  
 Niesky 17f., 25,32,119 ff.  
 Nordhaus, Alfred 340  
 Norkus, Herbert 50  
 Nürnberg 30,43,76,90,104, 201, 221,  
 286, 327f.  
 O'Donnell, James P. 333f.,347f.  
 Osterholz 78  
 Pauling, Linus 338  
 Paulus, Friedrich 131 f., 303  
 Paveli, Ante 91  
 Pétain, Philippe 90  
 Petersdorf 207, 237, 239 f.,269, 272  
 Petershagen 207, 237  
 Petrova, Ada 302, 347  
 Pfundt, Karen 346  
 Plessa 225  
 Podiebrad (Podebrady) 109 ff, 114,  
 236, 287  
 Ponting, Clive 349  
 Posen (Posnan) 185, 228  
 Prag 109,167, 228  
 Prien, Günther 82 f.  
 Pulasky, Kasimir 77  
 Quandt, Harald 281  
 Quisling, Vidkun 86  
 Radom (Warthegau) 78, 89  
 Rath, Ernst von 71  
 Rattenhuber, Johann 273,291,358  
 Raubal, Geli 286  
 Read, Anthony 346  
 Redlich, Frederick (Fritz) Carl 347  
 Reitsch, Hanna 281 ff, 296, 312, 354  
 Renate 253,301 f.  
 Ribbentrop, Joachim von 355  
 Richthofen, Manfred Freiherr von 82  
 Rilke, Rainer Maria 197  
 Röhm, Ernst 46, 286  
 Rommel, Erwin 92 f.  
 Rosenbaum, Dieter 340  
 Rosenberg, Alfred 66f.  
 Rudel, Hans-Ulrich 84  
 Rudi (Schulkamerad) 17ff, 21f., 27,32,  
 37,100,119 ff.  
 Rüdiger, Jutta 348  
 Ruppelt, Kurt 141,331,340  
 Saint-Exupery, Antoine de 197  
 Schapiro, Ida 340  
 Schaub, Julius 221, 290,355,358  
 Schauer mann, Klaus 64, 81 f., 136,138,  
 340  
 Schenck, Ernst Günther 300,340,347,  
 358  
 Schepke, Joachim 83 f.  
 Schirach, Baldur von 97,110,124, 274 f.,  
 287,327 ff.  
 Schlaaf, Carl Christoph 42  
 Schlageter, Albert Leo 50, 286



- Schleifer (Unteroffizier) 139-142,145 f.,  
154
- Schlünder, Ernst 255, 270, 274,313,353
- Schmidt, Oliver 340
- Schneider, Karl 276
- Scholtz, Martin 340
- Schönert, Gotthelf 30 f.
- Schönert, Hanna Sophia [geb. Scheffler]  
31
- Schörner, Ferdinand 356
- Schröder, Dieter 265 f., 316
- Schröder, Otto 220,319,321
- Schubei, Werner 340
- Schuster Stefan 59 f., 76 ff.
- Sedlitz 43
- Seefeld-Oberalting 185,191 f.
- Seydlitz, Walter von 303
- Siebert (HJ-Führer) 264
- Sobibor 181
- Söderbaum, Christina 213
- Solothurn 339
- Speer, Albert 264, 296,306,334
- Stalin, Jossif Wissarionowitsch 78,116,  
130,132,139, 212, 218,303,333
- Stalingrad 113,115,130 ff., 303
- Stauffenberg, Claus Schenk Graf von 93
- Steinau 199
- Steiner, Felix 250,256, 269, 280, 295
- Stephan, Barbara Ute [geb. Lehmann]  
26,38,123,161,339
- Stettin (Szczecin) 41
- Strauss, Johann 33
- Strehlen 123
- Stumpfegger, Ludwig 316,354,358
- Theilacker, Manfred 265 f., 313 f.
- Theresienstadt 181
- Todt, Fritz 259
- Treblinka 181
- Trevor-Roper, Hugh R[edwald] 347
- Tröger, Walther 135,340
- Ullersdorf 120 f., 123,135, 236
- Venghaus, Wolfgang 346
- Verdun 266
- Völklein, Ulrich 347
- Voss, Hans-Erich 261
- Wagner, Richard 219
- Wansen 241, 269
- Warschau (Warszawa) 76
- Watson, Peter 302,347
- Weidling, Helmuth 254 ff, 313,321 f.,  
359
- Weigwitz 269
- Weiss, Rudolf 353,356 f, 359
- Weltzin, Gerhard 261, 290, 297,306,  
313 f., 316 ff, 358
- Wenck, Walter 251, 256, 280, 295,  
306, 353, 356 f., 359
- Wessel, Horst 46,50
- Wien 67, 110
- Wilhelm II. (dt. Kaiser) 50
- Wlassow, Andrej Andrejewitsch 303
- Ypern 50
- Zur Mühlen, Bengt von 346

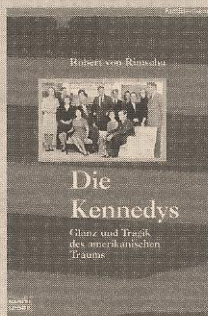
## Familienbande



Die Krupps  
3-404-61516-6



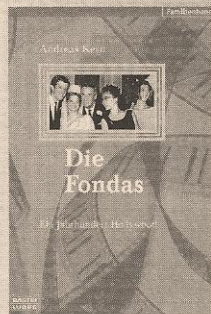
Die Wagners  
3-404-61517-4



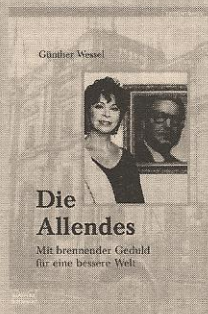
Die Kennedys  
3-404-61526-3

# Familienbande: Familien schreiben Geschichte

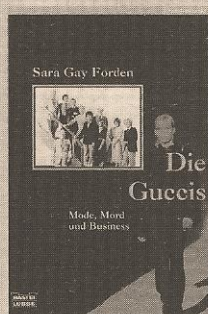
Die Fondas  
3-404-61527-1

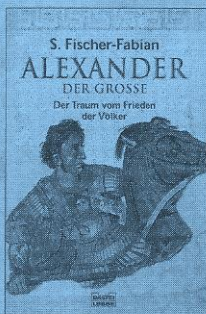


Die Allendes  
3-404-61537-9

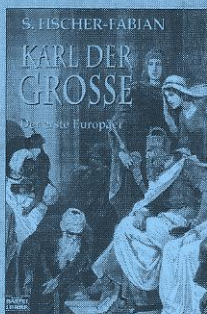


Die Guccis  
3-404-61538-7





Alexander der  
Große  
3-404-64152-3



Karl der  
Große  
3-404-61493-3



Die ersten  
Deutschen  
3-404-64192-2

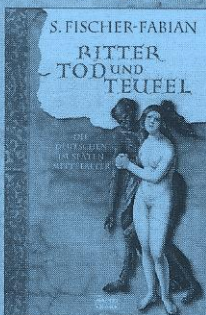
**Geschichte zum Anfassen  
präsentiert von**

**S. Fischer-Fabian**

Die deutschen  
Kaiser  
3-404-64197-3



Ritter, Tod und  
Teufel  
3-404-64204-X



Herrliche  
Zeiten  
3-404-64206-6

